This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

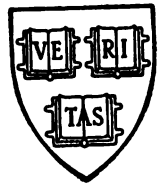
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

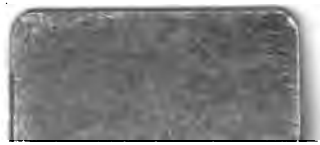
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C1352.134 (10)

J.H.



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Gesammelte Werke

von

Alban Stolz.

Zehnter Band.

Schreibende Hand
Auf Wand und Sand.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.
Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis,* Mo.

Schreibende Hand Auf Wand und Sand

photographirt

von

Alban Stolz.

Daniel 5, 5.
Johannes 9, 6.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in *Strassburg*, *München* und *St. Louis*, Mo.

C1352.134 (10)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUN 11 1958

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Wohl die meiſten Bücher ſind zuſammengeſchrieben aus andern Büchern — und wenn Einer recht viel Bücher lieſt, ſo heißt er gelehrt. So Mancher aber, der ſeine Weisheit nur im gedruckten Papier ſucht, leidet durch die viele Leſerei Schaden am Verſtand und am Glauben. Um geſunde Erkenntniß zu gewinnen, dazu gehört weſentlich, daß auch im Leben und in der Wirklichkeit ſtudirt wird, daß man Acht habe, was in der Welt umher geſchieht, und daß man darüber nachdenke; dieß gibt in den wichtigſten Angelegenheiten brauchbare Einſicht, wornach man ſich und ſein Leben richten mag. Um friſchen Stoff der Thatſachen zu ſammeln, und auf ſolche Weiſe die Leſer in Stand zu ſetzen, aus neuen Menſchengeſchichten ſich ihre Anſichten über Gott und die Welt zu bilden, habe ich voriges Jahr folgendes Ausſchreiben in die Zeitungen gegeben:

„Bitte an die Leſer des .....

„Faſt in jeder Gemeinde kommen Ereigniſſe vor, worin jeder Chriſt den Finger Gottes erkennt, z. B. ein Strafgericht nach recht frecher Herausforderung. Sodann gibt es Perſonen, deren Leben und Sterben merkwürdig ſind, indem ſie mehr als gewöhnliche Wege gegangen ſind im Guten oder im Böſen. Insbeſondere iſt die Lebens- und Sündengeſchichte vieler Selbſtmörder ein Stoff der ernſteſten und

lehrreichsten Betrachtung. — Es kommt mir wie eine Fahrlässigkeit vor, wenn man derartige Vorkommnisse, worin sich der Rex tremendae Majestatis geoffenbart hat, verloren gehen läßt. Sie können oft wirksamer zur Erweckung und Erbauung der Gläubigen verwerthet werden, als die in Zeit, Ort und Verhältnissen fern liegenden Beispiele aus abgeblätterten Exempelbüchern. Ich bitte deßhalb Geistliche und Laien, die zur Anschauung oder in Berührung mit derartigen Personen und Ereignissen gekommen sind, daß sie mir zur Ehre Gottes und Belehrung, Anregung und Warnung der Christen solche Vorkommnisse möglichst genau mittheilen mögen. Ich gedenke solche Mittheilungen zu sammeln und zu veröffentlichen, werde jedoch Namen von Ort und Personen streng verschweigen, wenn es gewünscht wird. Ich bemerke noch, daß ich auch gern unerklärbare Erscheinungen, wenn sie genau beobachtet sind, mir berichten lasse, indem ich die geist- und geisterlose Aufklärung glaubensscheuer Erdmenschen nicht respektire. Auch andere katholische Blätter in Deutschland, der Schweiz und Oesterreich werden um Aufnahme dieser öffentlichen Bitte ersucht.

Professor Stolz."

Dieser Aufruf verbreitete sich in fast allen Ländern, wo deutsch gesprochen wird, und hatte zur Folge, daß mir aus den verschiedenen Gebieten von Deutschland, Böhmen, Ungarn, Schweiz und Nordamerika einige hundert Mittheilungen gemacht wurden von Geistlichen und Weltlichen, Gebildeten und Unstudirten. Ich bekam auch derartige Vorkommnisse zugesandt, welche in Zeitungen und Broschüren erschienen

sind. Allein diese nehme ich in meine Sammlung nicht leicht auf, weil ich den Lesern nur Solches geben will, was mir mit Namensunterschrift des Berichterstatters zugekommen ist.

Da es aber vielen Lesern gehen wird wie mir, daß ihnen eine Vorrede langweilig vorkommt, und sie lieber sich gleich an den Tisch setzen: so will ich mich einer längeren Vorrede enthalten und erst bei den erzählten Begebenheiten meine Bemerkungen nebenher laufen lassen, was ich davon denke. Nur will ich noch jeden Leser bitten, dem Aehnliches schon vorgekommen ist, dessen Veröffentlichung zur Ehre Gottes und Weckung der Gottesfurcht beitragen kann, es mir zu berichten. Allen aber, welche mir Mittheilungen gemacht haben, danke ich auf diesem Wege für ihre Güte. Sie werden in Betracht der Menge der Einsendungen mich entschuldigen, daß ich es unterließ, jedem einzeln schriftlich zu danken.

Bei den Begebenheiten, welche mir berichtet wurden, besitze ich Namen der Personen, des Ortes und des Einsenders. Ich führe aber, wo es nicht ausdrücklich gewünscht oder erlaubt wird, daß ich Namen angebe, nur Anfangsbuchstaben und sonst das Land an, wo die Geschichte vorgekommen ist.

Inhaltsverzeichniß.

1. Boshafter Angriff gegen das Kruzifix (16 Fälle) Seite 1 bis 11. — Nachtrag Seite 426 bis 432.
2. Angriff gegen Heiligen-Bilder (5 Fälle) Seite 11 bis 14. — Nachtrag Seite 432 bis 436.
3. Läſterung mit der Zunge (4 Fälle) Seite 15 bis 18. — Nachtrag Seite 436 bis 441.
4. Falſcher Eid und Schwur (10 Fälle) Seite 18 bis 23. — Nachtrag Seite 441 bis 449.
5. Freche und religionshäſſige Reden überhaupt (15 Fälle) Seite 23 bis 32. — Nachtrag Seite 449 bis 455.
6. Verletzung der Sonntagsruhe und Kirchengebote (19 Fälle) Seite 32 bis 49. — Nachtrag Seite 455 bis 463.
7. Verhöhnung und Verachtung der heiligen Sakramente (11 Fälle) Seite 49 bis 58. — Nachtrag Seite 463.
8. Feindſeligkeit gegen die Prieſter (33 Fälle) Seite 58 bis 82. — Nachtrag Seite 463 bis 471.
9. Abfall von der Kirche und vom Glauben (12 Fälle) Seite 83 bis 91. — Nachtrag Seite 471 bis 472.
10. Anwünſchungen (36 Fälle) Seite 92 bis 111. Rückblick Seite 112. — Nachtrag Seite 473 bis 475.
11. Gefährlichkeit des ausgeſprochenen Wortes (18 Fälle) Seite 113 bis 121. — Nachtrag Seite 475 bis 477.
12. Sterben ohne heiligſtes Sakrament (12 Fälle) Seite 121 bis 136. — Nachtrag Seite 477 bis 480.
13. Sünden gegen das vierte Gebot (5 Fälle) Seite 136 bis 139. — Nachtrag Seite 480 bis 485.

14. Mordgeſchichten (9 Fälle) Seite 139 bis 147. — Nachtrag Seite 485 bis 492.
15. Selbſtmord (18 Fälle) Seite 147 bis 180. — Nachtrag Seite 492 bis 497.
16. Unzucht (12 Fälle) Seite 180 bis 190. — Nachtrag Seite 497 bis 501.
17. Ueppigkeit des Tanzes (5 Fälle) Seite 190 bis 193. — Nachtrag Seite 501 bis 502.
18. Trunkſucht (19 Fälle) Seite 193 bis 217. — Nachtrag Seite 502 bis 505.
19. Verhalten zum irdiſchen Gut (17 Fälle) Seite 217 bis 232. — Nachtrag Seite 505 bis 512.
20. Strafe der Hoffart (13 Fälle) Seite 233 bis 243. — Nachtrag Seite 512 bis 513.
21. Bekehrungen (22 Fälle) Seite 243 bis 277. — Nachtrag Seite 514 bis 515.
22. Gottes Wirken im Menſchenherzen (17 Fälle) Seite 277 bis 298. — Nachtrag Seite 515 bis 519.
23. Schutzengel und Fürſehung (8 Fälle) Seite 298 bis 315. — Nachtrag Seite 519 bis 528.
24. Fürbitte der Heiligen (16 Fälle) Seite 316 bis 335. — Nachtrag Seite 528 bis 533.
25. Erſcheinungen (17 Fälle) Seite 336 bis 373. — Nachtrag Seite 533.
26. Fegfeuer-Erlöſung (7 Fälle) Seite 373 bis 393.
27. Gottloſe Geiſter (13 Fälle) Seite 394 bis 420.
28. Verſäumte Gnade (6 Fälle) Seite 420 bis 425.

Vorläufiger Abſchluß Seite 534.

Erste Abtheilung.

Gott hat die Welt erschaffen zu seiner Ehre. Darum ist das erste aller Gebote: „Ich bin der Herr dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.“ Und die erste Bitte, welche uns der Heiland gelehrt hat, heißt: „Geheiliget werde Dein Name.“ Es muß daher eine der größten Sünden sein jede Art von Gotteslästerung, weil damit Gott in's Gesicht gesündigt und ein Majestätsverbrechen gegen ihn verübt wird.

Ich will nun in diesem ersten Heft Ereignisse mittheilen, worin der Ausgang von frecher absichtlicher Verletzung der Ehre Gottes erzählt wird.

In seinem menschgewordenen Sohn ist Gott dem abgesunkenen Menschen wahrnehmbarer geworden. Daher sagte Christus: „Wer mich sieht, sieht den Vater.“ In dem Gekreuzigten erscheint aber zugleich das Uebermaaß der göttlichen Liebe; der Vater gibt den Sohn, der Sohn gibt sich selbst an's Kreuz, um die Sünder zu retten. Das Bild, das Kruzifix, vergegenwärtigt nun diese Idee. Darum zeigt der Christ Ehrerbietung gegen das Kruzifix, nicht gegen den Stoff, gegen das Holz oder Metall oder Stein, woraus es gefertigt ist, sondern gegen Denjenigen, an welchen das Kruzifix erinnert. Darum wird aber verteufelter Haß und Grimm gegen Gott sich besonders gern an dem Bild des Gottmenschen auslassen. Da nun derartige Ruchlosigkeit

um so größer ist, weil das Kruzifix nicht bloß an Gott erinnert, sondern auch an die göttliche Liebe bis zum Kreuzestod: so ist wohl denkbar, daß Solche, die aus Haß gegen Christus sein Bild mißhandeln, manchmal hier schon von der Strafe ergriffen werden. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so fällt bisweilen auf Solche, die sich aus Bosheit an Gott in seinem Bild vergreifen, eine plötzliche Strafe von solcher Art, daß der Betroffene und Andere nicht im Zweifel über die Bedeutung sein können.

1. Aus Steiermark.

Ein Bursche zu F. in der mittleren Steiermark ging auf dem Wege zur Assentirung in der Ausgelassenheit, wie sie bei dieser Gelegenheit schon üblich ist, so weit, sich auch am Heiligen zu vergreifen: er warf ein Kruzifix zu Boden, und trat dem Bilde des göttlichen Erlösers, mit den Füßen darauf stampfend, die Arme und die Hände ab.

Er sollte dafür büßen. Um zu schweigen davon, daß er zur Strafe dafür zum Militär behalten und gleich mit 25 Wohlverdienten belohnt wurde, kam er in einen Krieg, wo er beide Arme und beide Füße verlor, und so verkrüppelt nach Hause gebracht wurde.

2. Aus der Schweiz.

An der Straße von S. nach A., auf der äußersten Grenzspitze, liegt eine Ortschaft mit Namen W. Am Ende des Ortes befindet sich eine Schenke mit einem terrassirten Garten an der Straße. Zu äußerst am Gartenzaune befindet sich ein hölzernes Kreuz mit einem Heiland, überdacht, wie man es auch im Badischen sieht. Es ist nun etwa fünf Jahre, daß man an einem Morgen früh das Kreuz zertrümmert fand, und das Bildniß des Heilandes verstümmelt, mit abgesägten Beinen ꝛc., an einem Berghange, etwas seit-

wärts. Alles war empört über das Bubenstück. Alle Nachforschungen nach dem Thäter waren vergebens. Etwa zwei Jahre später kam ein Brief aus einem Spitale in Wien in eine hiesige Fabrik von einem frühern Arbeiter, der selber schrieb, er sei in Wien, er habe das Bubenstück verübt, müsse aber schwer dafür büßen, indem er in einem Spitale krank darniederliege und sich beide Beine müsse absägen lassen; er erkenne darin das Strafgericht Gottes und bitte seine Kameraden, doch ja sich vor solch' gottlosen Thaten zu hüten.

Der Brief wurde öffentlich vorgelesen und war lange das Tagesgespräch in Arbeiterkreisen und auch sonst.

3. Aus Schlesien.

Im hiesigen Orte hütete im Jahre 1859 der Schäfer B. die herrschaftlichen Schafe und sah, daß ein frommer Mann an eine hundertjährige schöne Kiefer am Saum des Waldes ein gußeisernes Kruzifix anmachte, damit gewissenlose Menschen vom Walddiebstahle sollten abgeschreckt werden. Am Tage nachher nahm der Schäfer mit seiner Wurfschaufel Erde und warf damit nach dem Bilde. Das sah ein Bauer aus hiesigem Dorfe; ihm mißfiel das Werfen und er sagte: „B., das Bild mit Erde bewerfen, ist Sünde. Laßt das sein! Gott kann Euch strafen." B. lachte und sagte: „Das ist nichts als Eisen; das hat ein Mensch gemacht und es ist ganz einerlei, ob ich nach diesem Bilde oder nach der Kiefer werfe." — Nach einigen Tagen bekam der immer so gesund gewesene Schäfer die hinfallenden Krämpfe, litt daran drei Jahre, verlor total den Verstand, verfiel in Tobsucht und starb 1866 zu Bunzlau im Irrenhause.

4. Aus Baden.

Im Feldzug Napoleons I. gegen Oestreich traf ein französischer General auf der Landstraße bei Donaueschingen, wo er eine Nacht im Schloß logirte, einen seiner Reiter

mit abgehauenen Armen und Beinen. Er lag schon seit 5 bis 6 Stunden da, ohne daß er verblutete. Der General erkannte sofort das Auffallende dieser Erscheinung und that die bei einem solchen Mann schon an sich merkwürdige Frage: „Mon ami, qu'as-tu fait au bon Dieu?“ (Mein Freund, was hast du dem guten Gott gethan?) Der Verwundete antwortete: „Ce que les Autrichiens m'ont fait, je l'ai fait au Christ en cassant bras et jambes à un crucifix près de Kehl.“ (Was mir die Oestreicher gethan haben, habe ich Christus gethan, indem ich Arme und Beine dem Kruzifix bei Kehl zerschlagen habe.) Der General erkundigte sich hierauf nach einem Wagen, der den Kranken in das Spital nach Straßburg führen könne, und es meldete sich ein Soldat, der beim Regiment ein Fuhrwerk nach Straßburg kenne. Es war das des Valentin K., welcher Frohndienst thun mußte. Dieser Soldat war ein Elsäßer und früher bei K. Knecht gewesen. Napoleon stellte ihm einen Reisepaß aus zur Pflege und Logirung des Kranken bis Straßburg. Der Kranke äußerte oft: „Was ick Christus gethan, Oestreicher mir gethan!“ — und sah beständig hinaus, ob das Kruzifix noch nicht komme. Endlich kamen sie an dasselbe, zwischen Marlen und Kehl. Er verlangte hingetragen zu werden, hob seine abgehauenen Armstumpfen empor, um Abbitte zu thun, und blieb so eine gute Viertelstunde, „Pardon, pardon!“ rufend.

(Der Berichterstatter traf den Soldaten, ganz dick geworden, 1844 im Invalidenhotel, wo er herumgetragen wurde und selbst Jedem erzählte, wie ihm dieses geschehen sei zur gerechten Strafe.)

5. Aus Oestreichisch-Schlesien.

Im Jahre 1866 war Oestreichisch-Schlesien von den Preußen besetzt, so auch O., ein nettes Städtchen, vier Meilen

südlich von T., welches eine preußische Besatzung hatte. Eines Tages nahmen die Sieger von Königgrätz einige Bauernwagen in Beschlag und fuhren in toller Schnelligkeit dahin. Der eine Wagen überstürzte und sämmtliche Insassen wurden herausgeschleudert. Sie kamen Alle bis auf Einen ohne auffallende Beschädigung davon. Dieser Eine aber hatte beide Füße an den obern Schenkeln nicht nur gebrochen, sondern förmlich zerschmettert. Die ganze Last des Wagens fiel nämlich auf seine Füße. Er wurde nach O. in's Spital gebracht und allsogleich stellte sich die Nothwendigkeit heraus, ihm beide Füße bis nahe an die Hüften zu amputiren, was auch geschah. Dieser Soldat hatte die mörderische Schlacht bei Königgrätz glücklich mitgemacht, und erst einige Wochen darauf verunglückte er in so schrecklicher Weise. Aber das Merkwürdige liegt nun darin, daß er selbst das reumüthige Geständniß ablegte, er habe, als er in's Feld ziehen mußte, einem auf dem Wege stehenden Kruzifix die beiden Füße mit dem Säbel abgehauen, und betrachte dieses Unglück als eine Strafe des Himmels.

Ich habe wiederholt mit vielen Leuten aus O. über diesen Fall gesprochen, welche den Mann selbst gesehen haben. Dieses Ereigniß machte damals in der ganzen Umgebung großes Aufsehen. Der Unglückliche ist aber kurz nach der Operation gestorben.

6. Aus Oestreich.

In den dreißiger Jahren lebte in dem Dorfe D. bei Wien ein Wirthschaftsbesitzer. Derselbe war ein Mann, dem nichts heilig war. Eines Tages entschloß er sich, das Dach des Hauses ausbessern zu lassen. Er ließ zwei Zimmerleute kommen und um einen dritten zu ersparen, legte er selbst mit Hand an's Werk. Der Dachboden war mit altem Gerümpel aller Art angefüllt, und mußte größtentheils geräumt werden, um den Arbeitern Platz zu verschaffen. „Räumt

und macht Platz da!" schrie er die Leute an. Da sieht er unter Anderem auch ein großes, hölzernes, ganz verwahrlostes Christusbild — ein Kreuz — wie die Leute sagen. Dieses Kreuz erblickend, trat er auf dasselbe zu, erfaßte es und warf es mit den Worten: „Das Unnöthige zuerst!" durch das große Bodenfenster in den Hofraum hinab. Einige Minuten darnach rief ein am Dachboden befindlicher Arbeiter durch das Dachfenster in den Dachraum hinein: „Gib mir Schindeln heraus!" Der Frevler ergriff sogleich ein Bund Schindeln, stieg damit auf das Dachfenster, um sie hinauszureichen; und siehe, er gleitet aus, bekömmt das Uebergewicht, stürzt in den Hofraum hinunter und fällt auf das Kruzifixbild. Von einem Aufstehen war nicht mehr die Rede, denn er hatte sich den Arm gebrochen und das Brustblatt eingestoßen.

7. Aus Vorarlberg.

Zu Anfang der sechziger Jahre verstümmelte in Schr. Montafon in Vorarlberg ein häufig nach Frankreich auf Arbeit auswandernder junger Bursche ein Kruzifix an Händen und Füßen, und erlaubte sich sonst noch großen Spott mit demselben. Er wurde bei Gericht angezeigt, aber nach einigen Tagen vom Arrest entlassen, da er vorgab, daß er es im betrunkenen Zustande gethan habe, was aber sehr bestritten wird. Er war nun wieder in Freiheit, stolzirte herum, heirathete, und dachte sechs Wochen nach seiner Heirath wieder daran, nach Frankreich auf Arbeit zu gehen, woher er seine Ruchlosigkeit hatte. Allein am nämlichen Tage, wo er abreisen wollte, brach er sich in der Nähe jenes Kruzifixes, ich weiß nicht mehr in Folge welcher Arbeit, die Füße, und war trotz seines jugendliches Alters in vier Tagen eine Leiche.

8. Aus Schlesien.

Ein Knecht, mit Namen M. aus S., fuhr an einem Wintermorgen früh nach O., um Holz zu laden. Als er

bei Z. zu einem Kreuze kommt, ſpricht er: „Du Alter, Dir iſt wohl dort oben auch recht kalt. Ich möchte Dir wohl meine Jacke borgen.“ Im Rückwege fällt er vom Wagen. Die Räder gehen ihm über die Beine. Die Knochen waren entzwei. Er ſchreit. Da kamen Andere herzu. Er ſagt ihnen: „Ja, ich habe mich heute früh verſündigt. Das iſt meine Strafe.“

9. Aus Oeſtreich.

Der junge Graf von ... ging mit ſeinem Hofmeiſter, um zu jagen, in den Schloßwald. An einem Wege, der ſich nach zweifacher Richtung theilte, ſtand ein Kreuz mit dem Bilde des Heilandes, welches aber in ſo verwahrlostem Zuſtande war, daß das Bild ſelbſt nächſtens herabſtürzen mußte. Als der Graf dieß bemerkte, ſagte er zu ſeinem Hofmeiſter: „Es gilt nur einen Büchſenſchuß, und das Bild liegt in Trümmern. Was liegt an dem Bilde?“ „Herr Graf,“ erwiederte der Hofmeiſter, „thun Sie das nicht!“ und er hielt ihm den Arm zurück. „Solche Dinge, müſſen Sie wiſſen, werden oft gleich beſtraft, denn im Bilde muß man die Vorſtellung ehren!“

„Bah!“ entgegnete der junge Uebermüthige, „bleiben Sie beim Glauben, ich bleibe bei der That!“ Mit dieſen Worten legte er die Flinte an, drückte los — und der Lauf zerſpringt und verletzt die rechte Hand des Grafen derart, daß dieſelbe, brandig geworden, abgenommen werden mußte.

10. Aus Illyrien.

Ich fuhr im Jahr 1864 mit dem Wirth M. nach Y. An der Oſtſeite des Griſen-Berges, den wir hinabfuhren, iſt eine ziemlich lange gemauerte Brücke, Rieſenbrücke benannt, mit zwei Bogen. Auf der Bergſeite lehnt ſich der Zwiſchenpfeiler an einen mit Erde bedeckten Felſen, auf welchem ein

armes, eichenes, $1^1/_2$ Klafter hohes Kreuz mit Christus angenagelt außer der Brustwehr steht. „Ich will Ihnen erzählen," sagte der Mann, „was ich bei diesem Kreuze erlebt habe." — „Nun, was denn?"

„Ich arbeitete hier als Taglöhner vor meiner Heirath in Gesellschaft mit dem kaiserlichen Straßen-Einräumer und noch einer Person. Da kam der Assistent und fuhr, um die Straße zu beschauen, bis W. Das heilige Zeichen unserer Erlösung mißfiel ihm. „Wenn ich zurück komme, muß es weg sein!" sagte er und fuhr weiter.

Mein Wegmacher schaute mich groß an, ich ihn. Ich dachte, der Befehl geht mehr ihn an, nicht mich, ich bin Taglöhner, ich laß mir so was nicht aufkommandiren; aber auch er hatte keine Lust dazu und so blieb das schwere Kreuz an seinem viele Jahre behaupteten Platze, vielleicht seit 1794, dem Baujahr dieser Straße.

Gegen Abend kam der Assistent zurück. „Der Teufel noch da!" schrie er, und vielleicht noch Mehreres dazu. Der Wegeinräumer, so wird jetzt dieses Geschäft betitelt, konnte nun, um nicht seines nicht gerade gut, so doch sicher bezahlten Erwerbes verlustig zu werden, nicht mehr anders, als mit Hülfe seines Taglöhners sich anschicken, daran zu gehen. Sie hoben das Kreuz aus und legten es an der Stelle nieder. Herr Assistent war fort nach V. Am folgenden Tage kam von ihm der Befehl, dasselbe wieder an seine Stelle zu setzen.

Wir zwei stierten einander an, mehr als gestern. Die Ursache ward uns bald gesagt. Herr Assistent mußte nahe des Birbamer Wirthshauses aus einer natürlichen Mahnung aus dem Wagen steigen. „O weh! mein Fuß!" — er war gebrochen! Nun das ist eben nichts Seltenes. Der Fuß ward durch den Chirurgen eingerichtet, verbunden ... aber nach Monaten und Monaten leistete er seinen Dienst noch nicht. Ein Konzilium von Heilkünstlern entschied: er ist

nicht gut eingerichtet — also noch einmal abbrechen und wieder einrichten.

Mein Erzähler sagte, der Assistent sei darüber gestorben. Den jetzigen Wegeinräumer fragte ich ebenfalls um diese Begebenheit: „Ja, ich habe ihn gut gekannt, er heißt H. (si bene memini) und ist als Krainer mit seinem Fuße nach Laibach."

11. Aus Baiern.

Ein armer Meßner hatte in der Winterkälte Mangel an Holz. Da verfiel er auf den Gedanken, ein Mirakel-Kruzifixbild von Mannesgröße abzulösen und zu verbrennen. Er nahm es beim Haupte, welches, eingesteckt mit einem hölzernen Nagel, ihm über die Hand zu Boden fiel und davon rollte. Darüber entsetzt, brachte er selbes wieder an seine Stelle und hielt zwar zurück, aber die Sünde war durch das Vorhaben schon innerlich geschehen. Bald darnach, als ich eben in der Kapelle Messe las und consecrirte, hörte ich seitwärts einen Schlag. Es war der unglückliche Meßner, der gerade in diesem Augenblicke rücklings von der steinernen Antreppe zu seinem Wohnzimmer auf den steingepflasterten Gang gefallen war, und zwar gerade auf den Hinterkopf, und so starb, ehe Jemand zu Hülfe kam.

12. Aus Baden.

Im Orte B. befand sich am Wege ein Kreuz mit dem Bildniß unseres lieben Heilandes. So oft ein junger Mann des Ortes da vorbeikam, spottete er desselben. So trieb er es eine Zeitlang, bis endlich auf einmal ihm das Augenlicht entschwand. Die Leute, welche dieses erfuhren, kam ein Schauer an, und sie sagten: „Wollte Gott diesen Menschen damit nicht wissen lassen, daß, weil er beim Anblick seines Heilandes nichts Besseres wußte als Seiner zu spotten, ihm

das Augenlicht entzogen wurde, um nicht mehr würdig zu sein, den Heiland zu sehen?

13. Aus Rom.

In den ersten Tagen des Novembers 1870 ging Fürst Balthasar Buoncompagni an der Kirche und dem Kolleg von St. Ignazio vorüber, das die piemontesische Regierung sich bereits angeeignet hatte. Ein hohes Baugerüst war an dem einen Portal des Kollegiums aufgerichtet worden und Maurer auf demselben beschäftigt, den in kolossaler Größe und erhabener Arbeit aus Stein gemeißelten Namenszug Jesu herab zu hauen, nachdem sie umsonst versucht hatten, die ganze, große Steinplatte aus der Mauer zu brechen.

Höflich ersuchte der Fürst den Werkmeister, die Arbeit vorläufig einzustellen; er beabsichtige sein Eigenthumsrecht auf dieses Steingebild geltend zu machen, denn der Bau sei durch die Unterstützung seiner Vorfahren ausgeführt worden.

Der Werkmeister wies das Begehren trotzig ab; auf so etwas werde jetzt keine Rücksicht mehr genommen, „der Namenszug müsse vernichtet werden."

Nun erbot sich der Fürst, den Stein zu kaufen um 100 römische Thaler = 250 fl., einen neuen herbeizuschaffen und alle Unkosten der Arbeit zu zahlen. Doch umsonst, auch dieser Vorschlag wurde von dem Werkmeister in rohen, beleidigenden, gotteslästerlichen Ausdrücken zurückgewiesen: „Dieser Namenszug muß zerstört werden!"

Wenige Stunden darauf stürzte der Werkmeister vom Gerüst herab und blieb auf der Stelle todt. Einer der Maurer aber wurde von einem herabfallenden Stein erschlagen.

Aehnliche Ereigniſſe treffen zuweilen auch ein bei abſichtlicher boshafter Verunehrung des Bildniſſes der Muttter Gottes. Es liegt darin ausgeprägt die Zuſammengehörigkeit des Gottmenſchen und der Seinigen. Er hat zu den Jüngern geſagt: „Wer euch verachtet, verachtet mich, und wer mich verachtet, der verachtet Den, der mich geſandt hat.“ Dieß muß noch mehr auch von ſeiner göttlichen Mutter gelten. Wer ſie läſtert oder wenn auch nur im Bild mißhandelt, der thut dieſes dem Herrn ſelbſt, d. h. es wird ihm ſo angerechnet.

1. Aus Rom.

Im Frühjahr 1871 — es mag im April geweſen ſein — kam ich Abends zwiſchen 11—12 Uhr aus einer kleinen Geſellſchaft zurück. Von der Piazza Barberini, wo meine Freunde wohnten, führte mich mein Weg durch die Via del Tritone, dell' Angelo Custode, an der Stamperia Camerale vorüber, ein Palaſt, in welchem unter der päpſtlichen Regierung — wie es auch der Name zeigt — die Staatsdruckerei ſich befand, nebſt vielen andern Räumlichkeiten zur Aufbewahrung und zum Verkauf der Bücher, Kupferſtiche und ähnlicher Kunſterzeugniſſe.

Die piemonteſiſche Regierung ließ auch dieſen Palaſt gleich zu andern Zwecken baulich verändern. Als ich Abends vorüber ging, hatten die Arbeiter bereits Feierabend gemacht, Alles war ruhig und ſtill. Jetzt, mitten in der Nacht, waren die Fenſterflügel aus dem zweiten Stock herausgenommen, Maurer und Handlanger krochen durch die Fenſteröffnungen ein und aus auf dem Gerüſt und arbeiteten höchſt eilfertig bei dem Scheine großer Pechfackeln. — Erſtaunt fragte ich meinen Diener, einen alten Römer, was das zu bedeuten habe. „Ei!“ ſagte er, „Sie kennen ja das große, ſteinerne Muttergottesbild an der Wand des Palaſtes da

oben, es brannte stets eine Lampe davor — blicken Sie hinauf, da ist es noch. Nun, dieses wollen sie — die Piemontesen — fort haben; sie fürchten aber einen Volksauflauf, darum lassen sie das Bild bei der Nacht herausbrechen, mit dem ersten Tagesgrauen muß die Arbeit fertig sein." Und das war sie auch.

Allein an demselben Vormittag brach das Gerüst zusammen, zehn Arbeiter verunglückten, zwei davon blieben augenblicklich todt, die andern, schwer verletzt, wurden in ein Hospital gebracht.

2. Aus der Schweiz.

Oefters hörte ich folgende Geschichte erzählen von Weltpriestern und Patres, welche sich im Kloster zu Münster in Graubünden aufhielten. In St. M., ein paar Stunden von Münster, war ein Muttergottesbild, das nach einer alten Stiftung in's Frauenkloster zu Münster kommen sollte, wenn der letzte Katholik in St. M. gestorben sein würde. Letzteres war vor ungefähr 20 Jahren eingetroffen. Von den protestantischen Einwohnern thaten sich nun besonders drei hervor durch ihren Eifer, das Bild aus dem Orte zu schaffen, zwei davon noch unter abscheulichen Lästerungen. Nicht lange nach der Uebertragung des Bildes starben die zwei Lästerer eines jähen Todes. Da das Gerücht auch nach Tirol gedrungen war von dem auffallenden Tode derjenigen, die durch Impietät gegen die Mutter Gottes sich ausgezeichnet hatten, so staunte man, als man den Dritten frisch und munter Geschäfte halber in Tirol herumreisen sah, denn man hielt auch ihn für todt, dem Gerüchte zufolge. Er machte sich auch wacker lustig über dieses Erstaunen. Jedoch als er wieder nach Hause zurückkehrte, kam er unter eine Lawine und ging ebenfalls zu Grunde. Als man nach langem vergeblichem Suchen ihn fand, lag höchstens eine Hand tief Schnee auf der Leiche.

3. Aus Baden.

An der Straße von Fr. noch St. G. stand früher eine alte Kapelle, den heiligen vierzehn Nothhelfern geweiht, worin sich auch, in Holz geschnitzt, das Bildniß der Mutter Gottes mit dem Jesuskind befand. Da geschah es, daß in den vierziger Jahren diesem Bilde durch den Sohn eines protestantischen Pfarrers, den der Weg zur Lehranstalt nach Fr. öfters da vorbeiführte, einmal Nachts der Hals in schräger Richtung abgesägt wurde. Ueber die gelungene ungestörte That höchlich erfreut, eilte er von dannen. Aber was folgte darauf? — Eines Tages empfand derselbe rings um seinen Hals einen heftigen Schmerz, und in gleicher Richtung, wie er seine That an dem Marienbilde begangen, zog sich ein röthlicher Streif, der immer größer und schmerzlicher wurde. In das Spital nach Fr. gebracht, wandten die Aerzte alle Mittel an, dieses Uebel zu heilen. Aber Alles war vergebens. Die Aerzte, von ihrem Unvermögen überzeugt, helfen zu können, erklärten sich rathlos, mit dem Anfügen, daß hier eine besondere Ursache obwalte und ihnen ein solcher Fall noch nicht vorgekommen wäre. Der Kranke, seiner Auflösung nahe und im Gewissen geplagt, gestand einem der Aerzte, der jetzt bereits in die Ewigkeit gegangen ist, seine an jenem Marienbilde begangene That.

4. Aus Oestreich.

In der Gegend von Petronell, nahe der ungarischen Grenze, ritten im Jahre 1822 zwei Husaren, lustigen und tollen Sinnes. Da gelangten sie zu einer steinernen Säule, auf deren oberem Ende ein Muttergottesbild stand. Beim Anblicke desselben rief einer der Husaren: „Stehst auch schon lange da oben; wird nicht schaden, wenn du dich einmal in's Gras legst!“ Mit diesen Worten zog er den Säbel und hieb kräftig auf das Bild los. Dieses aber stürzte herab, schlug ihm das rechte Auge ein und verletzte ihm das Gesicht

bedeutend. Ueberdieß hatte er noch großen Verdruß mit der Militärbehörde und mußte der Gemeinde den Schaden vergüten.

5. Aus Baiern.

In einem Dorfe der Rhön, deſſen große Geiſter viel gegen alles poſitiv chriſtliche Leben arbeiten, ward von einem Gläubigen ein lebensgroßes Muttergottesbild am Hauſe angebracht. Ein Arbeiter der naheliegenden Fabrik ſah dieß und rief ſeinem Mitarbeiter zu: „Sieh, da wird a Morithat aufgerichtet.“ Kaum, daß dieſe frechen Worte ausgeſtoßen waren, gehen ſie zuſammen in die Fabrik zurück, und im Umdrehen, ſo raſch, als man dieß nur lieſt, war der Sprecher mit der Hand in die Maſchine gekommen und hatte ſich ſchwer verletzt. Damit aber dieſer Frevler auch wüßte, weßhalb, ſagt ihm der vorher Angeredete, oder beſſer ſein Kamerad, ganz lakoniſch: „Da iſt die Morithat daran Schuld.“ (Geſchehen am 16. Mai 1872.) Die frevelhaften Worte hatten den Angeredeten ganz ſtarr vor Schreck gemacht, das Unglück des Frevlers alsbald aber die Zunge gelöst.

Der intenſiven Rebellion gegen Gott und Göttliches, wie ſie losbricht in Gewaltthätigkeiten gegen religiöſe Bilder, kommt gleich die Läſterung gegen Religiöſes durch die Zunge. Die Zunge iſt zügellos und kann deßhalb allzeit gebraucht werden, um Religionshaß auszuſpritzen, während der gottfeindliche Menſch nicht überall Gelegenheit hat, an religiöſen Bildern Gewaltthätigkeiten auszuüben, oft auch zu feig iſt wegen der Polizei.

Weil ich zuletzt Vergehungen an Muttergottesbildern und die erfolgten Strafen aufgeführt habe, will ich bezüglich der Läſterungen zuerſt einige Fälle aufführen, welche zunächſt der ſeligſten Jungfrau zugedacht waren.

1. Aus Baden.

Im Jahre 1849 oder 1850 ereignete ſich in der Nähe von Speier (dießſeits des Rheines) folgende Begebenheit: Der proteſtantiſche Hirſchwirth daſſelbſt war als heftiger Religionsſpötter gegen die Katholiken bekannt. Bei jeder Gelegenheit machte er ſich luſtig über die katholiſchen Religionsgebräuche. Am Maria-Geburtsfeſte begegnete er mit einer Fuhre Oehmd zwei jungen Handwerkern des Ortes, die als Katholiken den Nachmittagsgottesdienſt beſuchen wollten. Das Fuhrwerk war von einem Knechte geführt, der Hirſchwirth dagegen lag oben auf dem Oehmd; als er nun der zwei Kirchenbeſucher anſichtig ward, rief er ihnen zu: „Na, ihr Muttergottesgeſichter, wollt Ihr wieder hinein und euere Muttergottes anbeten?“

Darauf antwortete der eine Handwerker: „Nun wartet nur, die Mutter Gottes wird euch noch einmal prügeln,“ worauf Beide ihres Weges gingen. Sie waren jedoch keine zehn Schritte gegangen, ſo hörten ſie einen Schrei und ſahen zugleich, wie der Hirſchwirth kopfüber vom hochbeladenen Oehmdwagen hinabſtürzte, ein ſchwerer dumpfer Fall auf das Straßenpflaſter — und aus war ſein Leben; ohne ſich im Geringſten zu regen, lag er als Leiche am Boden; er hatte das Genick gebrochen, das Blut ſtrömte aus Mund und Naſe. Das Fuhrwerk war nämlich über eine gepflaſterte Straßenkandel gefahren und hatte dabei eine heftige Schwenkung und Erſchütterung erlitten, ſo daß der weit hinten liegende Körper auf dem Oehmd das Uebergewicht bekam und herabgeſchleudert wurde.

2. Vom Rhein.

Zu N. an der Moſel lebte ein ſehr ungläubiger Friedensrichter, der beſonders Haß gegen die Verehrung der Mutter Gottes hatte. Herkömmlicher Weiſe hielt er jeden erſten Mon-

tag im Monat Sitzung, der auch der Bürgermeister des Ortes beiwohnen mußte. Als nun einmal das Fest Mariä Lichtmeß auf einen Montag fiel, wollte er auf diesen Tag eine Sitzung anberaumen, um so die Leute, welche von mehreren Stunden weit vorgeladen waren, von der Feier dieses Festtages abzuhalten. Der Bürgermeister schickte ihm jedoch die ihm mitgetheilten Akten mit dem Bemerken zurück, er habe die Vorladung ausführen lassen, jedoch den Termin vom 2. auf den 3. Februar verlegt, was ihm auch recht sein werde, da er gewiß übersehen habe, daß am 2. d. M. Feiertag sei, und nach dem und dem Paragraph des Gesetzes auf diesen Tag keine Vorladung geschehen dürfe. Ganz erbost über diese Aenderung des Termins und diese Vereitelung seines Vorhabens sagte er: „Nun werde ich am 3. auch verreist sein und bin doch da!“ — (Er wollte sagen, daß er sich an diesem Tage als abwesend melden lassen werde, obschon er doch zu Hause sein würde, damit so die armen Leute umsonst kämen.) Er hatte, ohne es zu wollen und zu ahnen, geweissagt. Denn noch in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar starb er unter den heftigsten Schmerzen eines plötzlich und unvorhergesehenen Todes, und am 3., dem zum Gericht bestimmten Tage, lag er als Leiche im Gerichtshause, wo er seine Wohnung hatte.

3. Aus Baden.

Während im Spätsommer 1855 in der Pfarrei G. das aus Anlaß der Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß von Pius IX. ausgeschriebene Jubiläum gefeiert wurde, läutete eines Abends an der Glocke unseres Nachbarhauses und rief laut und erschreckend ein Mann dem dort wohnenden Amtsarzt Dr. S., er möchte doch schnell zu einem Kranken nach R. kommen.

Anderen Tags besuchte dieser Arzt unsere kranke Mutter und erzählte bei dieser Gelegenheit uns: Er sei gestern Abend

zu einem jungen Menschen (Bauernsohn) gerufen worden, dessen Zunge so geschwollen war, daß sie die ganze Mundhöhlung ausfüllte. Derselbe Mensch habe an jenem Abend auf die Ermahnung, während des Jubiläums zu beichten, mit Lästerworten geantwortet, und alsbald sei ihm die Zunge so angeschwollen, wie er es nie gesehen habe. Er habe, fügte der Arzt bei, nichts anzufangen gewußt, als einen Schnitt in die Zunge zu thun. Von der Hand Gottes getroffen, bereute der junge Mann seinen Frevelmuth und empfing, nachdem sich die Geschwulst gelegt hatte, einige Tage später aus der Hand des gerufenen Geistlichen die hl. Sakramente zu Hause.

4. Vom Rhein.

Am 8. Dezember 1871 (Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä) starb in B. am Rhein ein alter Apotheker, Namens G., der in mehr als 30 Jahren keine Ostern mehr gehalten hatte und sich eine besondere Freude daraus machte, Lästerungen gegen die Mutter Gottes auszustoßen. Einige Wochen vor seinem Tode, als er schon stark vom Husten geplagt war, machte er einen Spaziergang, bei welchem er in die Nähe des gegenüberliegenden Wallfahrtsortes Bernhafen kam und einem Bauer spöttisch bemerkte, „er (G.) müsse doch bald auch einmal zur Muttergottes gehen.“ Am 8. Dezember saß er Morgens um 9 Uhr auf seinem Kanapee, als er die Glocken festlich läuten hörte. Er fragte den Krankenwärter, wozu man denn läute. Auf seinen Bescheid, daß heute das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä sei, machte er einen solch' abscheulichen, gotteslästerlichen Witz, daß der Krankenwärter ihn nicht zu wiederholen wagte. Kaum hatte er aber die Worte ausgesprochen, als seine Züge sich so verzerrten, daß sein Enkelchen ausrief: „Sieh' einmal da, der Großvater sieht gerade aus wie ein Beelzebub!“ und allsogleich war er todt. Da er nicht kirchlich begraben werden konnte, sorgte sein neuprotestantischer Schwiegersohn

welcher Bürgermeister in B. ist, daß er mit Musik und anderem Pomp feierlich bestattet wurde. Am Grabe hielt er eine Lobrede auf den verstorbenen „Ehrenmann" und sagte zum Schlusse, daß, wenn ihm die Kirche auch ihr Gebet verweigere, sie doch im Stillen für ihn beten wollten. Da trat ein anderer neuprotestantischer Gesinnungsgenosse auf, Bruder des neuprotestantischen Professors Dr. R., und sagte: Nein, für einen solchen Biedermann solle man nicht leise, sondern laut beten, und so fing er an, das Vaterunser zu beten, das er mit genauer Noth noch zusammenbrachte; beim „Gegrüßt seist Du, Maria" verwickelte er sich jedoch so, daß es nicht zu Stande kam und das Gebet unterblieb. Der Verstorbene hatte ja auch die Mutter Gottes genug gelästert.

Derjenige, welcher gesagt hat: Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, zeigte sich nur entrüstet in Wort und That, als es sich um die Ehre seines himmlischen Vaters handelte, nämlich bei dem Unfug im Tempel. Ihm ist nun gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Es ist darum wohl denkbar, daß der Herr diese Gewalt oft auch strafend ausübe, wenn der Mensch unmittelbar die Ehre Gottes selbst angreift. Dieß bestätigt nun die Erfahrung vor Allem bei falschem Schwören, wobei gleichsam Gott herausgefordert und sein heiliger Name gebraucht wird, um die Lüge damit zuzudecken.

1. Aus Westfalen.

Wenn man von S. nach P. fährt, sieht man rechts von der Bahn mitten im Felde drei Bäume mit einem Kreuze. Ein Mädchen aus B. hatte in P. einen Burschen wegen der Vaterschaft ihres unehelichen Kindes verklagt. In dem anberaumten Termin schwur der Bursche die Vaterschaft ab.

Das Mädchen brach in die Verwünschung aus: „Ich wollte, daß Dich das Donnerwetter erschlüge!“ — Der Bursche kehrte in Gesellschaft mehrerer Personen auf einem Bauernwagen zurück. Unterwegs stieg ein Gewitter auf und als die Gesellschaft zu den Bäumen mit dem Kreuze gekommen war, hielt sie an, um unter den Bäumen Schutz zu suchen. Kaum hatte der Wagen Halt gemacht, als ein Blitz herniederfuhr und mitten aus seiner Begleitung den Burschen todt niederschlug, über den das Mädchen die Verwünschung ausgestoßen hatte.

2. Aus Baiern.

Pfarrer B. in W. hatte einem Bauern vor zwei Jahren 600 fl. geliehen, ohne sich die gehörige Sicherheit geben zu lassen. Es kam aber dann für ihn (den Pfarrer) eine Zeit, wo er das Geld so nothwendig gebraucht hätte, wie der Fisch das Wasser. Allein der Bauer — läugnete die Schuld. Es kam zum Prozesse und in diesem zum Schwören. Der Bauer sagte dem Adjunkten die Schwurformel etwa bis zur Hälfte nach. Dann aber regte sich das Gewissen so gewaltig, daß er nicht mehr weiter sprechen wollte. Er hatte aber einen ungläubigen Vertheidiger oder Advokaten zur Seite, der früher katholischer Priester, dann zum Protestantismus abgefallen war. Dieser schrie nun dem verstummenden Bauer zu: „Schwör! Du kannst schon schwören.“ — Der Beamte verlas nun von Neuem die Schwurformel, und der Bauer sagte sie zuerst stotternd, als er aber mehr als die Hälfte nachgesprochen, das Uebrige der Formel frisch und hurtig nach.

Die Strafe dieses Meineids stellte sich binnen zwei Jahren ein. Zuerst starb das Weib, während er mit ihr am Fastnachts-Dienstag Nachts vom Wirthshause in seine entlegene Heimath zurückging, auf dem Wege todt niedersinkend.

Nach einem Vierteljahre starb ein Sohn, nach dem zweiten Jahre der andere, beide rüstige Bursche, jeder schon Besitzer eines

eigenen Hofes (der Bauer hatte drei Höfe), und endlich nach einiger Zeit der Bauer selbst. Keine von den vier Personen hatte einen priesterlichen Beistand oder die Sterbesakramente empfangen, denn alle starben unerwartet schnell. Bemerken muß ich noch, daß der oben erwähnte saubere Advokat in seiner Wohnung eine Tafel angebracht hatte, worauf der Sinnspruch stand:

„Das Unrecht, fein geschlichtet,
Macht Unrecht zu Recht gerichtet.

3. Aus den Rheinlanden.

Ein Gärtner in T. sollte Soldat werden. Um dem zu entgehen, stellte er sich, als habe er die fallende Sucht, und bekräftigte mit einem falschen Eide, daß er diese Krankheit wirklich habe. Er wurde vom Militärdienst freigesprochen, bekam aber seitdem jedes Jahr um dieselbe Zeit wirklich die fallende Sucht.

4. Aus den Rheinlanden.

In W. hat ein sonst angesehen gewesener Mann einem Verwandten zu Liebe einen falschen Eid geschworen. Die Folge war, daß er nachher alle Ruhe verlor und zu wiederholten Malen sich in den Rhein stürzen wollte. Es wurde verhütet. Doch eines Tages wußte er den Angehörigen zu entfliehen, ging in einen Wald und erhängte sich. Erst spät wurde der Leichnam gefunden.

5. Aus der Schweiz.

Der Pfarrer in B. wurde zu einem Kranken gerufen vor einigen Jahren. Allgemein hieß es, daß der Kranke einen falschen Eidschwur gethan habe. Der Pfarrer machte ihn mit aller Klugheit aufmerksam, allein umsonst. Er ertheilte ihm mit schwerem Herzen die heiligen Sterbsakramente. Als der Kranke in Agonie verfiel, erhoben sich in Gegen-

wart mehrerer Personen die drei Schwörfinger der rechten Hand. Niemand war im Stande, auch mit Gewalt nicht, diese Schwörfinger in den normalen Zustand zu bringen. So blieben sie und so wurde er in den Sarg gelegt. Schrecken und Entsetzen befiel Alle. Alles lief davon. Niemand wollte bei der Leiche beten. So erzählte mir Herr Pfarrer S.

6. Aus Westfalen.

Vor 20 Jahren schwur ein Bauer einen Meineid. Es war dieses eine schmutzige Geschichte und handelte es sich zuletzt um ein paar hundert Reichsthaler. Jeder Mensch wußte um diesen Meineid, allein die Gerichte konnten dem Verbrecher Nichts anhaben. Der elende Mensch ergab sich nun dem Trunke, um das erwachende Gewissen zu betäuben. Man sah ihn zwar nie besoffen, allein das rothe aufgeschwollene Gesicht verrieth den Trunkenbold. Einige Jahre später schlug der Blitz in seine Wohnung und fuhr den Schornstein herab in seine Küche, worin der Meineidige sich befand. Der Mensch kam mit dem Schrecken davon. Einige Jahre später brannte das Haus des Verbrechers ab. Er baute ein schöneres wieder auf. Endlich war das Maß der Bosheit voll. An einem Nachmittage wollte der Bauer ein Fuder Bruchsteine aus einem $^1/_4$ Meile entfernten Steinbruche holen. Er setzte sich auf den schwerbeladenen Wagen, wurde aber durch das Schaukeln desselben zwischen die Pferde geschleudert, und tödtlich verletzt lag er stundenlang hülflos auf dem Wege, bis ein Mann vorüber kam und ihn fand. Es wurde ein Arzt und ein Geistlicher gerufen, allein er starb vor der Ankunft. Man hat nie gehört, daß er Schadenersatz geleistet habe.

7. Aus Thüringen.

Ein Rentner, zu 40,000 fl. Vermögen geschätzt, hatte in augenblicklicher Geldverlegenheit 600 fl. von einem geringen

Bürger entlehnt und die Gewissenlosigkeit, bei der späteren Rückforderung das Darleihen abzuläugnen, und selbst vor Gericht falsch zu schwören. Hierauf gingen ihm, der Frau und zwei Töchtern die Haupthaare der Art aus, daß sie genöthigt waren, mit Perrücken die Blöße zu decken. Die Sache ward indeß stadtkundig und als Gottesgericht angesehen.

8. Aus Hamburg.

Während ich in Hamburg 1864 als Missionspriester war, stand dort eine Frau des Diebstahls angeklagt vor dem Untersuchungsrichter. Dieselbe läugnete entschieden und brach zuletzt in die Worte aus: Wenn sie schuldig sei, möge ihr Kind (sie war in der Hoffnung) todt auf die Welt kommen, und sie selbst gelähmt werden.

Beides traf bei ihrer Entbindung buchstäblich ein, und sie bekannte dann, von Schrecken ergriffen, ihre Schuld. Die Wahrheit dieses Faktums ist schon hinlänglich verbürgt durch die Quelle, nämlich die „Hamburger Nachrichten". Dieses Blatt leitet die Erzählung dieser Begebenheit ein mit den Worten: „Wenn man noch an Wunder glauben könnte u. s. w."

9. Aus Baden.

In einem Filiale der Pfarrei O. lebt (vermuthlich noch) ein Landwirth, dem Schatzgraben und Prozessiren ergeben (ich habe ihm selbst eine solche Beschwörungsformel weggenommen). In einem Prozesse gegen einen nahen Verwandten hatte er einen Eid zu leisten, was er auch that. Das allgemeine Gerücht beschuldigte ihn, der Wahrheit nicht treu geblieben zu sein. Kurze Zeit darauf gebar seine Frau ein Knäblein, auf der einen Seite ganz ohne Arm, auf der andern nur mit verkrüppeltem Arm und am Händlein bloß zwei Finger.

10. Aus Baden.

In J. lebte in den zwanziger Jahren ein Mensch, welcher in jeder Beziehung verkommen war. Er war dem Schmuggel ergeben und verrieth dann, um den ausgesetzten Preis zu bekommen, seine Gefährten, die zu schwerer Strafe verurtheilt wurden, schwur dabei einen falschen Eid — bald darauf verlor er den Schwörfinger — war ein Spötter und verlangte, man brauche, wenn er sterbe, keinen Sarg, man solle ihn einfach in die Grube werfen, es sei doch Alles aus, und dergleichen.

Wie er starb, weiß ich nicht; allein sein Verlangen ging in Erfüllung. Der Gottesacker in J. steht auf den Fundamenten eines alten, von den Bauern zerstörten Schlosses; beim Grabmachen standen nun diese aus sog. gegossenen Mauern bestehenden Fundamente in der Reihe, und es ist eine sehr beschwerliche Mühe, in dieß Gestein ein Grab zu machen; das Grab war zu kurz; der Sarg klemmte sich ein und schwebte, wie an einer Achse, über dem Grunde. Der Todtengräber wollte schnell gefaßt mit einem Tritte den Sarg hinabstoßen; dieser aber drehte sich, der Leichnam fiel auf den nur schwach befestigten Deckel, der sich zur Hälfte öffnete und den Leichnam in den Abgrund fallen ließ; um denselben den Augen zu entziehen, warf man zuerst Erde hinab und dann den leeren Sarg hintendrein.

Aehnliche Strafen erfolgen oft auch bei sonstigen Reden, worin sich Frechheit, Haß oder Verachtung gegen das Religiöse ausspricht.

1. Aus Baden.

In B. wurde unter dem Kirchhof ein Tunnel für die Eisenbahn gegraben. Es war gerade Winter; da brach ein Gewitter los mit starkem Donnern. Die Arbeiter redeten

erstaunt darüber von der Allmacht Gottes. Einer aber führte ein Gespött darüber, ob sie auch noch so dumm seien, an einen Gott zu glauben. Während er in dieser Weise lästerte, löste sich plötzlich ein großer Stein über der Wölbung des Tunnels los und schlug den Gotteslästerer todt.

2. Aus der Rheinprovinz.

In dem L.schen Dorfe B. wurde Tanzmusik gehalten, wo es recht toll zuging. Als es 12 Uhr (Mitternacht) schlug, rief ein frecher Bursche: „Ihr Jungen, es hat jetzt 12 Uhr geschlagen. Nun haben wir alle Freiheit und können machen, was wir wollen. Unser Herr Gott ist schlafen gegangen!“ — Kaum hatte er jene Worte gesprochen, als er todt zur Erde sank; sein Leichnam aber ward schwarz wie der Ofen.

3. Aus Rom.

Ein höherer piemontesischer Beamter wurde im Frühjahr 1871 nach Rom versetzt. Er miethete eine Familienwohnung im Haus Nr. 11, Via della Stelletta, zog Abends ein und unterhielt sich mit der Eigenthümerin des Hauses, einer sehr geachteten Frau. Er erzählte ihr, seiner Frau von der Wohnung schreiben zu wollen, und daß nun auch sie sich einrichten möge, innerhalb 14 Tagen nach Rom zu kommen. Hierauf aber begann er ein wüstes Gespräch gegen Kirche, Papst und alles Heilige. Die Hausfrau wies ihn zurecht und verbat sich solche Reden; sie sei eine gute Katholikin und treue Anhängerin des Papstes, ihres rechtmäßigen Landesherrn. Der Mann ließ sich aber nicht bedeuten, bis die Frau durch ihre Entfernung dem Gespräch ein Ende machte.

Er zog sich in sein Schlafgemach zurück, um es nicht wieder zu verlassen. Man fand ihn am andern Morgen todt im Bette: ein Schlaganfall hatte ihn getödtet. Eine Mitbewohnerin des Hauses erzählte mir andern Tages ganz

erschüttert diese Begebenheit, und fügte bei: „Nun hat unsere Hausfrau der Wittwe nicht die Mittheilung zu machen wegen ihres Eintreffens in Rom, wohl aber wegen des furchtbaren Ereignisses.“

Und Ereignisse dieser letzten Art waren besonders häufig in Rom; die Erzählung derselben ging dann von Mund zu Mund. Eines derselben will ich noch anführen, weil es sich unmittelbar in meiner Nähe zugetragen hat.

Ein Herr kam in die Restauration „ai tre Ladroni“. aus welcher auch ich mich speisen ließ. Noch hatte er sein Mahl nicht begonnen, als er sich auch schon in den heftigsten Hohn- und Spottreden über Glauben, Kirche und Papst vernehmen ließ. Plötzlich fiel er vom Sessel herab todt zu Boden.

4. Aus Oestreich.

Sonntag den 19. Juli 1835 versiegten nach anhaltender Trockenheit allgemach Quellen und Bäche, und die Mühlen hatten mitunter Stillstand. Da setzte sich T., Müller von L., an einem Sonntage, anstatt in die Betstunde zu gehen, auf sein Wägelchen und fuhr nach G., um im Wirthshause seine Grillen hinunterzuschlürfen. Dort angekommen, erwiederte er auf die Frage, wie es gehe: „Schlecht, ich kann nicht mahlen, dem Herrgott ist das Wasser ausgegangen.“ Nach Verlauf von einer bis zwei Stunden kam eine schwarze Gewitterwolke, und es fiel unserm Müller ein, daß er nach Hause müsse, um in seiner Mühle Vorkehrungen zu treffen, wenn etwa das Wasser plötzlich steigen sollte. Er war aber kaum halbwegs, da stürzte das Wasser in Strömen nieder und füllte das ganze Thal. Ein Wolkenbruch war gefallen und hatte ein kleines Oekonomiegebäude, auf dem noch der Hausshahn saß, mit fortgeschwemmt, auch eine Wiege, in der ein weinendes Kind lag, das aber gerettet wurde. Wer war schlimmer daran als unser armer Müller? Den Weg durch

das Wiesenthal hätte er nicht mehr gefunden, wenn er nicht auf beiden Seiten mit großen Weidenbäumen bepflanzt gewesen wäre. Das Wasser stürzte das Wägelchen um, und unser Müller erwischte zum Glück eine Weidenstange, an die er sich anklammerte und an welcher er bald in die Höhe schnalzte, bald wieder untergetaucht wurde, je nachdem ein Windstoß kam. Als das Gewitterwasser sich bald wieder verlief, stieg er von seinem Weidenbaume herunter und schleppte sich total durchnäßt nach Hause. Das unfreiwillige Bad hatte ihm aber eine schwere Krankheit zugezogen, die er mit harter Mühe durchkämpfte. Und als er wieder ausgehen konnte, unterließen Spotkvögel nicht, ihn zu fragen: „Müller! hat der liebe Herrgott auch noch Wasser?"

5. Aus Tirol.

Vor mehreren Jahren saß zu Heiligkreuz bei Hall in Tirol ein reicher Fuhrmann in einem Wirthshause beim Essen. Da kam der Wirth und grüßte ihn mit dem gewöhnlichen „Gesegne es Gott". Der stolze Fuhrmann antwortete: „Ich brauche keinen Segen Gottes," und pochte auf seinen Reichthum. Von diesem Tage an aber litt derselbe an dem sogenannten „Wolfshunger", so daß er sich nie mehr satt essen konnte. (Es ist dieß eine eigene krankhafte Erscheinung, und ich kenne auch in Brunecken eine Beamtenfrau, welche nach allgemeiner Sage an diesem Uebel leidet.)

6. Aus Baiern.

In N. war ein Bursche einst im Wirthshause am Lichtmeßtage; auf die Aufforderung, doch wenigstens den Nachmittag in eine Kirche zu gehen, antwortete er: „Lieber krepiren als in die Kirche gehen!" Unterdessen kam ein Bierwagen an, bei dessen Abladung der Bursche sich, obwohl schon ziemlich betrunken, betheiligte. Er stieg auf den Wagen und

wollte ein Fäßchen herabreichen, fiel aber rückwärts und das Fäßchen ihm auf die Bruſt, ſo daß er augenblicklich todt blieb.

7. Aus Baden.

Im April 1869 hatte der Sohn eines meiner Nachbarn Hochzeit. Beim Hochzeitsſchmauſe, der in des Bräutigams Hauſe gehalten wurde, fanden ſich auch zwei verwandte Männer ein, die ſonſt viel mit einander im Wirthshaus geſeſſen; als ſie, wie man dort ſich auszudrücken pflegt, etwas weinwarm waren, fingen ſie in Anweſenheit und zum Leidweſen der übrigen Gäſte an, das Vaterunſer zu traveſtiren, über den hl. Petrus zu ſpotten und dergl. Ja, ſagte der Eine, wenn du vor mir ſtirbſt, ſo nimmſt du ein gutes Kirſchenwaſſer mit für den Petrus, dann wird's ſchon gehen, und dergl. Während ſie noch unter dieſen Geſprächen beim Eſſen unter einander weiter tranken, fiel der Eine plötzlich todt zu Boden. Sogleich war das ganze Haus leer von Gäſten. Furchtbarer Schrecken erfüllte ſie. Der Andere iſt vor anderthalb Jahren, auch unverſehen, ſchnell geſtorben. Er hatte die Blattern, machte ſich nicht viel daraus und ſprach eines Abends noch mit dem Ortsdiener vom Fenſter aus, ging ſofort in's Bett und war eine Leiche. Man hatte dieſe Beiden ſonſt nicht für glaubenslos gehalten, da ſie jeden Sonntag in die heilige Meſſe gingen und ſelbſt wallfahrteten.

Jedermann erkannte aber im obigen Falle das Strafgericht Gottes.

8. Aus Baden.

Als in F. das Fundament zu dem neuen Lyceumsgebäude gelegt wurde, da mußte von der alten Feſtungsmauer oder kurz von dem alten Gemäuer, das ſich noch im Boden befand, manches Stück weggeſprengt werden. Den Mörtel zu dem neuen Fundament bereitete ein älterer Mann von F., der ſich immer abſcheuliche, gottloſe, zotenhafte Reden

erlaubte. Als er eines Tages gerade so abscheulich redete, kam ihm ein Stein, in Folge eines Sprengschusses, von der Größe einer Kindsfaust vor den Mund geflogen, der ihm dermaßen den Mund schloß, daß er mehrere Tage fast nicht reden oder essen konnte. Die Rechtsehenden sagten sogleich, daß es eine Strafe Gottes sei.

9. Aus der Schweiz.

In A. deckte der Dachdecker R. den Thurm um. Als er im Wirthshaus zur Erholung einen Schoppen trank, fragte ihn die Wirthin, ob er sich nicht fürchte so hoch oben. „Warum fürchten?" erwiederte er, „wenn ich könnte, ginge ich so hoch hinauf, bis ich Gottvater beim großen Zehen fassen könnte." Wenige Wochen später wurde er von zwei Rekruten, mit denen er Streit anfing, mit einem Messer erstochen.

10. Aus Schlesien.

Ein junger Mann von hier, welcher nach Amerika auswanderte, fiel gänzlich dem Unglauben anheim, so daß er nicht einmal mehr seine Kinder taufen ließ. Vor vier Jahren machte er mit seiner Frau und fünf ungetauften Kindern eine Reise nach Deutschland und besuchte auch seine hier lebenden Verwandten, die er auf's Schmerzlichste durch seine glaubenslosen, gotteslästerlichen Reden kränkte. Aber der liebe Gott hat ihm ein Ziel gesetzt. Er kehrte nach Amerika zurück. Kurz nach seiner Ankunft fiel er todt nieder. Er wurde beerdigt wie bei uns das Thier.

11. Aus Schlesien.

Die Schwester dieses Mannes, welche sich durch einen Brief voll Ermahnungen zur religiösen Umkehr und Besserung ihres gleichfalls gottlosen Lebenswandels beleidigt fühlte, antwortete der mir nahestenden Person vor unge-

fähr drei Jahren: „In Amerika braucht man keine Betschwestern, keine Pfaffen und keine Kirche. Dort geht man in diejenige Kirche, in der zum Gottesdienste mit Gläsern und Flaschen zusammengeläutet wird.“ Aber nicht lange darauf kam die Nachricht, sie sei, wie ihr Bruder, plötzlich gestorben und ebenso beerdigt worden.

12. Aus Schlesien.

Im Jahre 1872 war hier ein sehr starkes Gewitter. Nach den Zeitungen hat es im Umkreis von 5 Meilen 15 Mal eingeschlagen. Was wir wußten, war es 17 Mal. Da ging in Breslau auf der Brigittenstraße ein Schlossergeselle und sagte zu einem andern Menschen: „Heut' trifft der Petrus sehr schlecht.“ Kaum gesagt, schlägt ihn auch schon der Blitz todt nieder.

13. Aus Baden.

Im Jahre 1868 im Winter drückte sich W. G. in M. im dortigen Wirthshause des St. S. vor dem unterzeichneten Pfarrer und dem Färbermeister K. über das heilige Sakrament der Buße und das heilige Meßopfer also aus: „Die Beicht und das Meßopfer haben die Pfaffen erfunden; und todt ist todt. Man kann mich einmal verlochen.“

Nachdem er trotz aller Widerlegung und Ermahnung, von solchen gotteslästerlichen Reden abzulassen, immer weiter fortfuhr, über die Religion zu spotten, erklärte ich ihm, daß ich ihm so lange nicht mehr die Sakramente spenden werde (er hatte nämlich die Frechheit, jedes Jahr an Ostern die heiligen Sakramente zu empfangen!), bis er öffentlich seine gotteslästerlichen Reden zurücknehmen werde, und prophezeite ihm, daß Gott an ihm einmal zeigen werde, daß er seiner nicht spotten lasse; daß er noch einmal froh sein würde, wenn er noch einem Priester beichten und den Heiland, den

er jetzt läſtere, in der heiligen Kommunion empfangen könnte. Mitte Auguſt ging meine Prophezeiung an ihm in Erfüllung. Er kam nämlich mit ſeinem Fuß in die Dreſchmaſchine, welche ihm denſelben ſo zurichtete, daß er gleich abgenommen werden mußte.

Während der Amputation aber machte er noch ſeine Späſſe, und ſagte unter Anderem auch: „Wenn ich jetzt hinüber wäre, wäre ich noch in die Sommerwirthſchaft gekommen.“

Acht Tage ſpäter aber bekam er andere Anſichten. Er bekam den Hundskrampf und mußte furchtbare Schmerzen ausſtehen.

Jetzt verlangte er, wie ich ihm drei Jahre vorher prophezeite, mit Sehnſucht nach dem Prieſter und der heiligen Kommunion. Beichten konnte er noch, aber nicht mehr kommuniziren, da er nicht einmal mehr einen Tropfen Waſſers ſchlucken konnte. „Ich meine, ich wäre in der Hölle, ſo habe ich Durſt, ſo brennt es mich!“ äußerte er öfters.

Er ſtarb dann nach Empfang des heiligen Sakraments der Buße und der letzten Oelung. Er verlangte noch öfters nach der heiligen Kommunion, aber keine Möglichkeit, ihm dieſelbe zu reichen, und ich verrichtete dann mit ihm nur noch die geiſtliche Kommunion.

Der Verſtorbene rühmte ſich öfters, auch Voltaire geleſen zu haben. Er war lange Zeit in der Fremde als Nagelſchmied, und ſpäter brannte er Kohlen im Wald, entheiligte auch öfters den Sonntag durch knechtliche Arbeiten.

14. Aus Ungarn.

Einige Familien gemiſchten Bekenntniſſes in B. (Siebenbürgen), katholiſch getraut, durch die ſchlechte Preſſe im Grunde verdorben, erlaubten ſich den ungariſchen Staatsgeſetzen zuwider der katholiſchen Erziehung ihrer Kinder entgegen zu treten. Namentlich fiel es einer gewiſſen Frau S. in jüngſter Zeit ein, ihre Mädchen, obgleich ſie ſelbſt katholiſch iſt, ja in früheren Jahren ſogar ihre Knaben bei uns taufen

ließ, dem katholischen Religionsunterricht ganz willkürlich zu entziehen. Von Seite des resp. Pfarramtes wurden vergebens in Güte Einsprüche dagegen erhoben. Die Lektüre eines Richard Zimmermann, für den jene gottlose Frau sogar 60 fl. eingesammelt, siegte. Ich nenne sie gottlos, weil dieselbe mir in's Gesicht sagte: sie erkenne keinen Gott, keine Ewigkeit, keine Kirche u. s. w.

Am 6. Jan. 1871 begab sich mein Prediger trotz meiner Warnung, katholischer Sitte gemäß in ihre Wohnung, um das Haus einzuweihen; aber derselbe wurde in Gegenwart mehrerer Gäste (dieselbe besitzt eine Zuckerbäckerei und ein Gasthaus) mit Schmähungen abgewiesen, und die Protestanten freuten sich darüber und lachten!

Aber die Strafe blieb nicht aus. Am 6. Jänner 1872, obschon Frau S. durch die politische Behörde im Namen des katholischen Pfarramts aufgefordert, ihre Mädchen in den katholischen Religionsunterricht schicken zu wollen, gegen alle bestehenden Gesetze sich für konfessionslos erklärte, mußte ich ihr liebstes Kind (deren sie bereits fünf verloren) begraben, bei welcher Gelegenheit ich über Gottes Fürsorge und weises Walten im Großen und Kleinen absichtlich eine Leichenrede hielt. — Kaum war sie aber in ihre Behausung zurückgekehrt, starb nach einer halben Stunde noch am selben Tage ihr Knabe, den sie bei den Protestanten hatte taufen lassen, damit er, wie sie sagte, nicht sterbe, wie ihre in der katholischen Kirche getauften Kinder ihr weggestorben seien.

Selbst ihre Freunde, die Protestanten, erkennen, daß dieß ein Finger Gottes ist. Nun erhält noch obendrein ihr Mann einen Prozeß, weil er den heiligen Taufakt in einem öffentlichen Blatte geschmäht hat.

15. Aus Mähren.

Am 9. Februar 1853 (Aschermittwoch) fand man früh Morgens auf dem Wege von H. nach N. (bei Brünn) den

Thomas Sch., einen Ansassen letzteren Ortes, im Sterben. Er war Tags vorher im Wirthshause zu H. gewesen, hatte lästerlich über die Kirche, Religion und Priesterherrschaft sich ausgelassen und machte sich etwa um 10 Uhr Abends auf den Heimweg, fiel aber von der Holaseker Brücke in den trockenen Graben und schlug sich an einem Stein eine tödtliche Wunde. Vor drei Jahren, wie die Leute sich noch ganz gut zu erinnern wußten, hatte er, eben auch am Faschingsdienstage, in demselben Wirthshause lästerliche Reden über den Papst, die heiligen Sakramente und die Priester geführt, und als ihn die Tischgenossen ermahnten, seinen Gottlosigkeiten Einhalt zu thun, da er im Sterben doch auch priesterlichen Beistand wünschen werde, sich geäußert, er brauche weder im Leben noch im Sterben einen Pfaffen. — Und so starb er denn auch ohne priesterlichen Beistand eines schrecklichen Todes.

Ein Kirchengebot übertreten ist für den Katholiken eine Sünde, wie wenn ein Gebot Gottes übertreten wird. Denn der Heiland hat gesagt: „Was ihr auf Erden binden werdet, das ist auch im Himmel gebunden.“ Allein es ist ein Unterschied, ob der Katholik ein Kirchengebot übertritt aus menschlicher Schwachheit, z. B aus Nahrungsangst am Feiertag arbeitet, aus sinnlicher Begierde oder Menschenscheu an der Wirthstafel Fleisch ißt — oder ob er es thut, um seinen Haß und seine Verachtung gegen die Braut Christi, seine Rebellion gegen die Kirche auszulassen. Wo solches geschieht, treffen auch auffallend oft handgreifliche Strafen Gottes ein; denn Christus liebt seine Kirche **mehr als Alles auf Erden.**

1. Aus der Rheinprovinz.

Die Brücke unterhalb der Einmündung des Flüßchens [illegible] R. wurde auf Kosten des Fiskus so ange-

legt, daß sie nur drei aus Sandsteinquadern bestehende gewaltige Bogen haben sollte. Der mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstete Ingenieur, dessen Namen mir entfallen, war ein arger Gotteslästerer, baute in des Dreiteufels Namen vorzugsweise an Sonn- und Feiertagen mit allem Eifer, legte auch am heiligen Weihnachtsfest den Grundstein und bestimmte das folgende Weihnachtsfest zur Einfügung des Schlußsteins. Diejenigen Arbeiter, welche sich in Entheiligung des Sonntags hervorgethan, wurden von ihm bevorzugt und beschenkt. Als man mit dem Bau begann, wurde von einem dortigen Hellseher oft ausgesprochen, daß die Brücke nicht fertig werden würde. — Allein am folgenden Christfeste wurde der Schlußstein wirklich eingefügt und der Unglücksprophet verlacht. Dieser aber bemerkte nur: Die Brücke ist erst dann fertig, wenn das Gerüst weggenommen ist. An den folgenden Tagen steigt das Wasser und staut sich vor dem Gerüste, so daß die Brücke zu beben anfängt. Der Ingenieur läßt Steine auf die Gewölbe fahren, um dem Wasserdruck zu begegnen. Da kracht's; die beiden nach H. hin liegenden Bogen stürzen zusammen und reißen den Ingenieur zugleich mit den ärgsten Sonntagsschändern in den Abgrund. Ersterer ist mit den Füßen so zwischen zwei Blöcke eingeklemmt, daß der Oberkörper von der Fluth hin und her geschaukelt wird. Seine Leiche wird mit Mühe aus dem Flusse gezogen und in dem an der Chaussee, in der Nähe des stehen gebliebenen dritten Gewölbebogens liegenden Hause niedergelegt. Von hier aus soll seine feierliche Beerdigung stattfinden. Als man aber mit dem Sarge die Chaussee betritt, stürzt der letzte Bogen zusammen, und es entsteht ein so entsetzlicher Donnerschlag, daß die erschreckten Träger den Sarg zu Boden werfen.

Dieß Ereigniß erregte natürlich in der ganzen Gegend große Sensation, so daß von Seiten der Regierung schließlich Zeugen darüber vernommen und dann 5 Thaler Strafe

angedroht wurden, wenn in öffentlichen Lokalen die Sache ferner besprochen würde. Da die Pfeiler stehen geblieben, sollte der Bau nach dem ursprünglichen Plan vollendet werden, allein es war kein Ingenieur mehr zu finden, der das Risiko übernehmen wollte, und so sah man sich genöthigt, zwischen je zwei steinernen Pfeilern noch je zwei hölzerne einzurammen. Die überflüssigen Steine hat dann der verstorbene König der katholischen Gemeinde zu H. geschenkt, woraus sie ihre neue Kirche gebaut hat.

2. Aus Baden.

Es war am hl. Frohnleichnamsfeste 1872, als Herr Eisenbahnbau-Accordant L., gebürtig in Preußen, Katholik, seinen Arbeitern erklärte: „es sei heute ein hoher kath. Feiertag; er nöthige Niemanden zur Arbeit, stelle dieselbe Jedem frei; wer arbeiten wolle, solle sich übrigens melden." Da traten sechs Arbeiter vor, unter diesen der Verunglückte, H. Z., lediger Maurer von H. in Rheinbaiern, und erklärten arbeiten zu wollen.

Zur Zeit des Abendbrods, ungefähr zwischen 3 und 4 Uhr, befand sich der Verunglückte mit andern Arbeitern in der Baracke der Wittwe Theresia Th., und erging sich auf vielseitiges Zuredestellen und Tadeln wegen seiner Festtagsschändung von Seiten der Gäste und Wirthin in so empörenden Reden und Blasphemieen (z. B.: er frage Nichts nach den Paffen, er gehe in keine Kirche mehr, ihm seien alle Tage gleich und Aergeres), daß sowohl die Wirthin und ihre Tochter, als auch die anständigen Gäste schwiegen; so sehr erschütterten sie die Gotteslästerungen des Arbeiters.

Kaum von diesem Abendtrunk weg (die Baracke lag nicht weit von der Bahn weg), einige Minuten als Bohrerhalter bei der Sprengarbeit auf der Eisenbahnlinie thätig, wurde dieser Lästerer durch ein plötzlich, ohne alle vorherigen Anzeichen von der Felswand sich ablösendes Felsstück derart zerdrückt,

daß man ihn nur mit großer Mühe hervorziehen konnte. Man brachte ihn bald da, bald dorthin, endlich in's Spital nach H., wohin Unterzeichneter zur Spendung der Sterbesakramente ungefähr um $^1/_2$9 Uhr Abends von dessen Genossen gerufen wurde.

Beim ersten Anblicke zeigte es sich, daß der Verunglückte bereits mit dem Tode rang; ohne zum Bewußtsein mehr zu kommen, starb er Abends 9 Uhr in Folge totaler Quetschung des ganzen Leibes. Man berief dessen Vater, der am Bahnhof in M. arbeitete. Auf Befragen nach dem Charakter ꝛc. seines Sohnes erklärte der Vater, sein Sohn habe es immer leicht mit der Religion genommen; er habe ihm oft nicht gefolgt, Gott habe ihn ganz auffallend gestraft wegen seiner Festtagsschändung. Er (der Vater) habe die Unglücksstätte selbst gesehen und müsse (dem Unterzeichneten) gestehen, es sei fast ein Wunder, daß dieses Felsstück sich losgelöst habe. Gott habe offenbar seinen Sohn strafen wollen." Dieser Ansicht war auch Mitaccordant G.

Der Eindruck dieses Unglücks war allgemein ein erschütternder. Am 2. Juni Nachmittags 5 Uhr fand durch den Unterzeichneten auf dem Gottesacker zu H. die Beerdigung statt.

3. Aus Oberschlesien.

In dem Pfarrdorfe B., Kreis L., lebte ein Zimmermann, Namens F., welcher sich eine Windmühle baute und mit solchem Eifer daran arbeitete, daß er weder Sonntag noch Feiertag hielt. Den ganzen Sommer hatte er so fort gemacht. Ich war Augenzeuge, weil ich ihn bei der Sonntagsarbeit angetroffen habe. Den Tag vor dem St. Nikolausfeste im Dezember war die Mühle fertig. In der Abendstunde schüttet er das erste Getreide zum Mahlen auf. Sein noch lebender Vater ist dabei gegenwärtig. Auf einmal bleibt die Mühle stehen. Der Vater läuft die Stiege hinauf. Was

sieht er? Das Kammrad hat den Sohn erwischt und in's Geschirr hinein gedreht. Er hat den Vater sterbend mit großen Augen angesehen.

Mich däucht, als ob ich den lieben Gott sagen hörte: Baue nur zu, daß du deinen eigenen Galgen bald fertig hast!

4. Aus Mähren.

Am Abend vor dem dritten Adventsonntag 1866 hielt eine frohe Gesellschaft zu B. ihren „Damen-Abend".

In heiterster Stimmung zerstreute man sich um Mitternacht in die Speisesäle. Nach 1 Uhr versuchten es einige Paare, dem Advent, wie die „Neue freie Presse" sich ausdrückt, ein Schnippchen zu schlagen. Ehe man's sich's noch recht versah, saß einer am Flügel und lockte zum Walzer. Wie war da zu widerstehen? Schon schwebten die Paare durch den Saal, da mit einem Male wurde der Tanz unterbrochen: eine Ohnmächtige wurde in das Nebenzimmer getragen. Voll Theilnahme erwartete die Gesellschaft über das Befinden der Dame Bericht zu erhalten und mußte bald das Schrecklichste vernehmen. Die junge Frau war kaum 22 Jahre; die so eben noch heiter in Freundeskreise gescherzt und den Tanz begonnen hatte, lag schon als Leiche auf dem Todtenbette! Es war die Gattin des Redakteurs der W. Zeitung, Ernst von T. (gegenwärtig in hoher Stellung im Ministerium des Aeußeren).

5. Aus Baiern.

An einem Holzhauer und seinem Sohne, welche beide an Gott geheiligten Tagen Obst von den Bäumen leerten (versteht sich um Lohn), wurde solche Sabbathschändung auffallend bestraft, wie es auch vom Volke gedeutet wurde. Sie fielen mit der Leiter, auf der sie standen, zu Boden und blieben todt am Platze.

6. Aus Baden.

Es ist ein althergebrachter Mißbrauch, daß eine große Anzahl Leute jeden Alters Sonntags statt in die Kirche nach St. zum Bier geht, und diese Unsitte besteht nicht etwa in einer Gemeinde, sondern auf zwei Stunden in allen. Ein lediger Landwirth von hier, W., ging auch regelmäßig jeden Sonntag Morgen zur Stadt, obgleich er ein Fußübel hatte und deßhalb sich mühsam fortschleppen mußten, so auch am Sonntag den 27. Juli d. J. An diesem Tage wurde kirchliche Dispens zur Erntearbeit ertheilt. Dieser Mann kehrte in angetrunkenem Zustand von St. zurück, und machte sofort sich an die Arbeit, stieg auf den Wagen und lud Garben. Längere Zeit gaben sie Garben hinauf, Niemand nahm sie weg, und als sie nachsahen, lag er regungslos auf der andern Seite auf dem Boden. Durch den Fall hatte er sich das Rückenmark erschüttert, in Folge dessen starb er dann am Feste Maria Himmelfahrt. Dieser Fall hat natürlich vieles Gerede hervorgerufen. Und allgemein sagte man: „Er mußte auch immer am Sonntag nach St. gehen." Allein allgemeine und veraltete Gewohnheiten zu entfernen, ist dieser Mahner doch nicht stark genug!

7. Aus Westfalen.

Im Jahre 1869 sollte in einem recht armen Dorfe Westfalens ein Tanzvergnügen (Schützenfest) stattfinden, am selben Tage, an welchem das Jubiläum seinen Anfang nahm, welches anläßlich des Konziliums ausgeschrieben war. Der Kaplan des Pfarrortes, wozu jenes Dorf gehört, warnt und mahnt ab — umsonst. Ein Pater Ord. St. Francisci, der einer Feierlichkeit wegen dort (im Pfarrorte) war, mahnt ebenfalls; schließlich in letzter Stunde auch noch der Filialkaplan, der in jenem Dorfe stationirt war. Aber was wollen die Pfaffen? — Schützenfest soll sein, und ist auch.

Doch der eine der Anführer bricht gleich darauf ein Bein; sein Kind stirbt in Folge von Brandwunden. Ein anderer Anführer (bei einer gleich — ich glaube acht Tage später — darauf stattfindenden Feierlichkeit wird mit Böllern geschossen) schießt den ersten los, es geht gut; dann den zweiten, der Böller springt, die Stücke davon zerschmettern ihm das Bein. Die dritte Hauptperson bei dem Tanzfeste fühlt schon am Tage nach demselben derartige Schmerzen und Unbehaglichkeiten, daß er „nicht zu leben und nicht zu sterben weiß." — In diesem Zustande hat er sich wochenlang befunden. Der vierte endlich verliert alsbald zwei Kinder durch den Tod. Dieß scheint ihm die Augen geöffnet zu haben — er folgte ihnen kurze Zeit nach — und zwar bußfertig.

8. Aus Oestreich.

Emmanuel Sch., Wollenfabrikant, zwackt seinen Arbeitsleuten am sauer verdienten, ohnehin spärlichen Lohn ab, wo er nur kann. Ueberdieß ist ihm kein Sonntag heilig und er ist karg dabei, indem er wohl vermeidet, einen Andern einen Dienst leisten zu lassen, wodurch er zur Gabe eines Trinkgeldes veranlaßt wäre. So hing er eigenhändig an einem Sonntag das Rauchfleisch auf den Kamin, nachdem er die Leiter auf der eisernen Platte des unterhalb stehenden Kochherdes aufgestellt, doch nicht so befestigt hat, um nicht von der Stelle weichen zu können. Durch die Manipulation oben fing dieselbe wirklich an, den festen Stand zu verlieren, und der unglückliche Mann, ein guter Fünfziger, fiel herab, mit der Rippe gerade in den Feuerherd, und spießte sich förmlich, woran er nach einigen Stunden starb.

Das Urtheil des Volkes nahm den Vorfall für ein Ereigniß, welches mit dem unchristlichen Treiben desselben in Beziehung stand.

9. Aus Oeſtreich.

Der katholiſche Zimmermann Anton W., ſchon als Schüler ein gleichgiltiger Sinnenmenſch, als Junggeſell der Vater zweier Kinder und frecher Verletzer des vierten Gebotes, wollte ſeinen Eigenſinn durchſetzen. Zwei Mal traf ihn Sonntags, da er in der Behauſung ſeiner Bekanntſchaft knechtlich, d. h. um zeitlichen Erwerb, zimmerte, eine Schlagberührung, die jedoch wie ein Warnungszeichen ſo ſchnell wie fruchtlos an ihm vorüberging. Mit der Zeit beſtand er am Sitz der Kreisregierung die zum Meiſterwerden erforderliche Prüfung mit ſehr guten Noten, heirathete ſein Mädchen und übernahm jetzt manche Arbeit in Accord, unter anderm auch den Bau einer Scheune in einem drittthalb Stunden entfernten proteſtantiſchen Marktflecken.

Das Holz dazu beſchlug er hart in der Nähe der katholiſchen Hauptkirche und ſetzte ſeine Arbeit zum Aerger der Glaubensgenoſſen auch während der Prozeſſion an den Bittagen ohne Unterbrechung fort, bis er fertig war. Die jeweilige Störung für den Pfarrgottesdienſt unter der Woche wäre noch verzeihlich geweſen. Man wußte aber, daß er vorhatte, die Scheune längſtens am Feſte St. Peter und Paul, wo nicht am St. Johannistage aufzurichten und rieth ihm ab von dieſem Schritte. Er aber gab zur Antwort: „Der Bau muß fertig werden. Was thut's? Dort iſt ja doch Alles proteſtantiſch. Ich will zuerſt etwas erwerben. Beten und Kirchengehen kann ich ſpäter.“ Er ſprach dieß in ſeiner ſtotternden und polternden Manier.

Aber Gott ließ ſeiner nicht zum dritten Mal ſpotten.

Am St. Johannistage hatte er Alles in Bereitſchaft, um nach dem Vormittagsgottesdienſte, den er mit ſeinem Kopf voller Pläne, wie ſchon öfters, verſäumt hatte, zum Werke zu ſchreiten. Siehe da, plötzlich wird ſeine Nachbarſchaft allum von einem wilden Geplärre überraſcht und erſchreckt. Was gibt's? Was iſt vorgefallen? Den Unglück-

lichen hatte abermals und zum letzten Male der Schlag getroffen, wobei er die Arme ausstreckte, die Fäuste ballte; seine Augen starrten fürchterlich, der Athem rasselte und so rang er entsetzlich auf dem Zimmerboden, mit all' seiner Manneskraft, im 33 Lebensjahre, bis in die Mitternacht hinaus mit dem Tode. Ob er vom Empfang der heiligen Oelung, welche ihm noch gereicht wurde, Etwas wußte, ist zu bezweifeln.

Ungemäßigte Gewinnsucht, von der er eingenommen war, mußte er mit dem Leben büßen. War das Ereigniß an sich schrecklich in seinen Umständen, so zu sagen der Finger Gottes kenntlich, so noch vielmehr dasjenige, was seinen betrübten Eltern, schlichten Taglöhnern, am späten Abend des nächsten Festes St. Peter und Paul begegnete. Die Mutter war in der Kammer und sah eine dichte Wolke wie auf sich niedersteigen, darin zwei feurige Augen, ihr vorkommend wie aus dem Gesichte ihres verstorbenen Sohnes, und gleichzeitig hörte der Vater, auf der Bank vor der Hausthüre sitzend, an sich ein flügelartiges Geräusch von einem großen Fluge Tauben vorüber huschen, wobei er unwillkürlich an seinen Anton erinnert wurde. Beide erzählten einander den Vorgang mit unheimlichem Entsetzen, und würden ihn nöthigenfalls zur Stunde bezeugen. (Ich selbst bin der Augen- und Ohrenzeuge für die Wahrheit des Gesagten.)

10. Aus Böhmen.

Vor 4—5 Jahren verunglückte ein liberaler und aufgeklärter Bauer einer ziemlich nahe gelegenen Ortschaft W. Er pflegte mit einigen leichtfertigen Genossen am Sonntage, statt in die Kirche, auf die Jagd zu gehen, und wenn er Bekannte in und aus der Kirche gehen sah, so spottete er ihrer und pflegte sie zu fragen, was sie dort bekommen hätten. Alle Ermahnungen von Seiten seiner Frau und anderer gewissenhafter Katholiken blieben fruchtlos. Eines

Sonntags ging er mit einem Bekannten, wie gewöhnlich, ſtatt aus der Kirche, von der Jagd und aus dem Wirthshaus heim, und neckte im Vorübergehen bei einem Bauernhofe einen böſen Hund, der hinter dem geſchloſſenen Hofthore durch eine breite Ritze ſie anbellte. Sein Begleiter nahm ſelbſt den geladenen Stutzer in die Hand, um gleichfalls den Hund zu reizen, glitt aber auf dem vom Regen benetzten Boden aus, und die ganze Schrotladung (über 30 Schrötchen) ging dem Vordermann in die Wade. Mit Mühe zu Haus angekommen, mußte der Angeſchoſſene das Bett hüten. Der herbeigerufene Arzt fand nichts Bedenkliches an der Schußwunde; aber in einigen Tagen zeigten ſich ſchon Spuren des Brandes. Der Kranke mußte ſich verſehen laſſen, und erklärte dem Pfarrer dann offen vor anderen Zeugen, daß er es als Strafe Gottes betrachte, weil er die heiligen Verſicherungen, die er bei ſeiner Verheirathung vor 3—4 Jahren gegeben, ſo gewiſſenlos in den Wind geſchlagen. Die Schwiegereltern hatten lange gezögert, ihm ihre Tochter zur Frau zu geben, weil ſie ſeine glaubensloſen Grundſätze und das dem entſprechende Leben fürchteten und erſt eingewilligt hatten, als er hoch und heilig verſprochen, ſeine Chriſtenpflichten pünktlich zu erfüllen, was er aber in ſehr kurzer Zeit außer Acht ließ. Er erkannte nun, daß es eine gerechte Strafe Gottes ſei, weil er oftmals die Sonn- und Feiertage geſchändet habe. Er betheuerte mit den rührendſten Worten, er wolle das eifrigſte Pfarrkind des Ortes werden, und auch Andern mit dem beſtmöglichſten Beiſpiele vorangehen, wenn ihm Gott noch einmal die Geſundheit gäbe. Doch dieſes Gebet kam zu ſpät; der Brand trat hinzu in der gefährlichſten Weiſe trotz der geſchickteſten ärztlichen Behandlung, und da er den Fuß nicht amputiren laſſen wollte, ſo ſtarb er mit dem ſchmerzlichen Bewußtſein, daß er als ein von Gott Geſtrafter die Erde in den ſchönſten Jahren, kaum 30 Jahre alt, verlaſſen müſſe, um vor ſeinem ewigen Richter zu er-

ſcheinen, der ſchon oft hier auf Erden ſeine Gebote nicht ungeſtraft übertreten ließ.

11. Aus Baden.

Auf einem zur Pfarrei Oe. gehörigen Hofe wohnt ein Bauer, der zu den höchſt Liberalen, wie er meint, beſonders in kirchlicher Beziehung gehört. Natürlich ſind das nur Feiertage, die im Regierungsblatt ſtehen. Demgemäß erntete er denn an Peter und Paul und Mariä Himmelfahrt friſch darauf los. Die Ernte daheim, kommt eine Seuche über ſeine Schweine, auf deren Zucht er ſich beſonders verſtehen will, und rafft 6 Mutterſchweine mit circa 30 Jungen faſt an einem Tage weg, ſo daß er ſelbſt ſagte, wo das fünfte gefallen, habe es ihm faſt das Herz zerriſſen... aber bekehrt hat er ſich noch nicht. (Geſchehen 1871.)

12. Aus Tirol.

B. vergaß des Befehles Chriſti, den er für den Fall eines fehlerhaften Betragens auf Seite eines Prieſters an die Gläubigen erlaſſen hatte, als er ſprach: „Thut nach ihren Worten, aber nicht nach ihren Werken!“ ſchimpfte und wiegelte andere Gemeindeglieder zur Verachtung des Seelſorgers auf und blieb wohl gar vom Gottesdienſte weg, um ſeinem Vergnügen im Wildern und Zechen nachzuhangen, wozu er als Maurer am Werktage keine Zeit hatte. Eines Abends nun kommt er nicht mehr nach Hauſe. Man findet ihn andern Mittags auf der Flur als Leiche. Die erſte Vermuthung war, er könne durch einen Schuß gefallen ſein. Theilweiſe ſchon, aber nicht aus fremder, ſondern aus eigener Hand. Man folgte der blutigen Spur und fand nach mehreren Schritten in einer Hecke den Stutzen, welchen er geladen in Bereitſchaft verſteckt und wieder hatte herziehen wollen, wobei der Schuß los und ihm in den Leib ging. Die ganze

Gemeinde befiel ein Schauer. Der Pfarrer war durch dieſes Gottesgericht von ſeinem ärgſten perſönlichen Feinde befreit, und Gelegenheit vorhanden, am Grabe von den Folgen des kirchenwidrigen Wandels ernſte Worte einfließen zu laſſen.

13. Aus Oeſtreich.

Im Januar 1870 ſtarb in A. ein alter Soldat, Namens B., im dortigen Spitale. Als er ſchwer erkrankte, beſuchten ihn Pfarrer, Kapläne, der Kapuziner-Krankenwart P. Paulus A. Er wollte nichts wiſſen vom Beichten ꝛc., P. P. machte ihn auf die Schrecken des Gerichts und der Hölle aufmerkſam. Er verfiel in's Delirium, was einige Tage bis zum Sterben dauerte. Die dortigen barmh. Schweſtern wie die Geiſtlichen wollten lucida intervalla bemerkt haben, beteten Reue und Leid ihm vor, und darauf ertheilte man ihm General-Abſolution und die heilige Oelung. Als er geſtorben, gaben ihm die barmh. Schweſtern ein Kreuz in die Hand, wie es dort gebräuchlich, zündeten ein Licht an, und die Leute kamen, um beim Leichnam zu beten. Es kam auch ein etwa vierjähriges Kind, das geht zum Leichnam, nimmt ihm das Kreuz aus der Hand und löſcht das nebenſtehende Licht aus und geht von dannen. Dieß iſt Thatſache.

14. Aus Schleſien.

Am Charfreitag 1850 ging der Schulze B. aus der Kirche J. nach Hauſe, in ein Filial von J. Da es ihn dürſtete, kehrte er unterwegs an, um ein Glas Bier zu trinken. Hier ſaß der Tagarbeiter F., trank Branntwein und aß Brod und Wurſt. B. ſagte zu F.: „Was machſt Du? So faſteſt Du und biſt ein Katholik?“ — F. erwiederte unter Anderm: „Betet Ihr! Ich werde eſſen und trinken. Ihr werdet ſo hinfallen und ſterben wie ich und das Pferd. Es iſt Alles Lüge: es gibt weder Himmel noch Hölle.“ B. kränkte ſich, trank ſchnell ſein Bier und

ging fort. Als er nach Hause in sein Geschäft kam, kam ihm eine Magd nach und sagte: „Schulze, kommt zurück, soeben ist der Tagarbeiter F. an der Brücke hingestürzt und ist todt.“ B. wollte es zuerst nicht glauben, ging aber zurück und fand, daß es wahr sei. F. war dem B. nachgegangen, wahrscheinlich um sich noch weiter mit ihm zu zanken, kam aber nur bis zur Brücke. Seine Leiche wurde auf einem Wagen, mit einer Kuh bespannt, von einer Weibsperson, mit welcher er in wilder Ehe gelebt hatte, auf den Kirchhof von J. gebracht. Der Todtengräber hatte Noth, ihn allein in's Grab zu senken.

15. Aus Westfalen.

Ein Handwerker, der meist im Taglohn arbeitete, hatte durch sein ganzes Leben seine Freude daran, über Glauben, gute Sitte, Kirche und alles Heilige seine frechen Späße zu machen. Seine Familie wurde von mehreren harten Unglücksfällen betroffen, aber er ging keineswegs in sich und fuhr fort in seiner Frivolität. Eines Tages wird ihm an einem Freitag Fleisch vorgesetzt. Dieß gab ihm Anlaß, sich über das Abstinenz-Gebot in frecher Weise lustig zu machen. Darauf führt er einen Bissen Schweinefleisch in den Mund, fällt über den Stuhl hinab und ist auf der Stelle todt.

16. Aus Böhmen.

In G., einem Dorfe in der Nähe von T., lebte vor etwa 20 Jahren ein Bürgermeister, der zu den ausgesprochensten Freigeistern der Umgegend gehörte. Er war früher als Schreiber bei einer Herrschaft bedienstet, übernahm aber dann den väterlichen Besitz. Es war am Charfreitage, als er nach J. gefahren kam, ganz empört darüber, daß seine Frau ihm an diesem Tage um keinen Preis eine Fleischspeise zubereiten wollte. Allein auch in T. hielt es damals noch schwer, an diesem Tage Fleischspeisen zu bekommen. Erst

nachdem er einige Gasthäuser besucht, gelang es ihm, in einem einen Schinken aufzutreiben, den er mit Ostentation verzehrte, laut ausrufend, daß der Imbiß an diesem Tage eben so gut munde wie an anderen Tagen, und daß es nur Pfaffenmärchen seien, wenn man die Sache als gar so unerlaubt hinstelle; man könne ruhig sein Stückchen Fleisch verzehren, ohne des Himmels Rache fürchten zu müssen.

Während an diesem Tage selbst sonst laue Christen doch das heilige Grab in den Kirchen besuchten und sich des leidenden Heilandes dankbar erinnerten, diente er seinem Bauche und fuhr nach vollbrachter aufgeklärter Heldenthat nach Hause. Am anderen Tage aber konnte der Frevler ein unbehagliches Gefühl und gänzliche Appetitlosigkeit nicht verbergen. Am Ostersonntage, wo das ganze Haus in feierlicher, freudiger Stimmung zu Tische erschien, lag der Hausherr von furchtbaren Koliken geplagt auf seinem Schmerzenslager. Am Montage wurde der Zustand noch schlimmer und der Arzt machte bereits eine bedenkliche Miene. Am Osterdienstage befand sich der Pfarrer von S., wohin G. eingepfarrt ist, im Orte, um einen Kranken zu versehen. Um dieselbe Zeit war auch der Arzt beim kranken Bürgermeister, bei dem bereits die ekelhafte Krankheit Miserere in so heftigem Grade zum Ausbruch kam, daß der Arzt erklärte, der Kranke habe kaum einige Stunden noch zu leben, und daß man schleunigst wegen des Versehens Anstalten machen solle. Schnell sandte die religiöse Frau zum Pfarrer, ihn bitten lassend, ihren Mann, der aber vom Versehen nichts hören wolle, dazu zu bewegen. Der Pfarrer erschien alsogleich, als er einen anderen Kranken versehen hatte, im Hause des Bürgermeisters, dessen Gesinnungen er kannte. Hatte er ja schon oft aus seinem Munde hören müssen, was der Pfarrer in der Kirche thue, seien nur Faxen, und er sei über solche Albernheiten längst hinaus. Kaum erblickte der

Kranke den Seelsorger, so redete er ihn barsch an: !„Hier haben Sie die Thüre! Ich brauche Ihre Faxen nicht!"

Der Pfarrer entgegnete darauf: „Mein Herr, Sie wollen gebildet sein, und als gebildet sein wollender Mann müssen Sie wissen, daß es meine Pflicht ist, die Kranken zu besuchen und ihnen die Gnaden der Kirche zu spenden. Wenn ich daher in meiner Amtspflicht erscheine, wird kein gebildeter Mensch mich in solcher Weise anreden. Indessen, ich verzeihe es Ihnen recht gern und erinnere Sie, Ihre Seelenangelegenheiten in Ordnung zu bringen, denn in einigen Stunden schon werden Sie vor dem Richterstuhle des höchst heiligen Richters stehen!"

Doch alles Zureden, und Ernst und Liebe blieb vergebens. Der Pfarrer mußte zum ersten Male in seiner fast zwanzigjährigen Seelsorgerpraxis unverrichteter Dinge das Zimmer des verstockten Freigeistes verlassen. Düstere, angstvolle Schwermuth lagerte auf den Gemüthern der Hausgenossen, denen eine solche Herzenshärte wahrhaft furchtbar erschien. Der Pfarrer stand noch einige Augenblicke nachdenkend vor dem Hause, überlegte, ob er Alles, was seine Pflicht gebot, gethan; und da er sich keinen Vorwurf machen konnte, fuhr er mit schwerem Herzen dem Pfarrhofe zu. Der Gedanke, eine Seele in so schrecklicher Verfassung hinfahren zu wissen, war ihm unerträglich. Da fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn auch deine Beredsamkeit nichts vermochte, würde nicht dein Heiland im allerheiligsten Sakrament diese ungläubige Seele noch rühren? Schnell gab er dem Kutscher den Befehl, so schnell zu fahren, als nur möglich und weder Pferde noch Wagen zu schonen, und da die Nachbar-Pfarre näher war, dorthin zu fahren, um das Sanktissimum zu holen. In weniger als einer Stunde war der Pfarrer, zur Ueberraschung Aller, schon wieder da. Auf dem Wege flehte er zum Heiland fortwährend um die Bekehrung des Ver-

blendeten, und um solche Worte, welche geeignet wären, das kalte Herz des Sterbenden zur Reue und Buße zu erwärmen. Schon hatte er eine Anrede zusammengestellt, die ihm hinreichend wirksam schien. Der Pfarrer schreitet durch das mit Leuten angefüllte Zimmer dem Tische zu, den Leuten zu bedeuten, denselben gebührend herzurichten. Ueberrascht blickt der Kranke von seinem Schmerzenslager durch die geöffnete Thüre den Pfarrer an, sammelt seine Kräfte, erhebt sein Haupt und beginnt mit lauter Stimme: „Ich bin ein großer Sünder! Ich habe das und das gethan!“ und nennt gleich ungescheut seine schlimmsten Verirrungen; so daß der Pfarrer den in der Stube Versammelten befahl, nur eiligst das Zimmer zu verlassen, was auch augenblicklich geschah. Er setzte sich zum Bette des Kranken, der nun mit einer Reue und Zerknirschung beichtete, wie es ihm schon lange nicht mehr vorgekommen. Der Kranke erfaßte die Hand des Pfarrers, drückte sie heftig und sagte: „Tausend und tausendmal danke ich Ihnen, daß Sie, gegen alle Erwartung, noch einmal gekommen sind. O wie tobten in meinem Innern wahre Höllenqualen! Ich erkannte, daß ich in sehr kurzer Zeit nicht mehr am Leben sein werde; ich sah, wie grenzenlos elend ich gehandelt, daß ich die angebotene Barmherzigkeit Gottes von mir gestoßen, und sah keine Möglichkeit der Rettung. Ich ermächtige Sie, den Leuten zu erklären, daß ich mit meinem Munde gottloser war als mit meinem Herzen!“

Dann bat er den Pfarrer dringend, ihn nur ja nicht in den letzten Augenblicken zu verlassen, was derselbe auch gerne versprach und dann reuevolle Gebete vorbetete, die er mit sichtlicher Rührung mitbetete. Der Sterbende machte noch ein Legat für die Kirche und bestimmte, daß in sein Testament noch 200 fl. aufgenommen würden für die Gemeinde, um allfälligen Schaden zu ersetzen.

Nur noch zwei Stunden waren ihm zur Reue und Buße vergönnt. Seine Kräfte nahmen rasch ab, bis er

unter den Gebeten des Seelsorgers und der zahlreich versammelten Angehörigen reuevoll verschied.

17. Aus Steiermark.

1865 am Charfreitage saß eine Gesellschaft von Radstädtern an einem Wirthstische und ließen sich die aufgestellten Fleischspeisen munden. Am nächsten Freitage nach Ostern stand Radstadt in Flammen, und brannte bis auf etliche zwanzig Häuser die ganze Stadt so aus, daß die darauf anlangenden Agenten der verschiedenen Feuerassekuranzen sagten, sie hätten so was noch nie gesehen.

18. Aus Steiermark.

Einen jungen Bürger J. M. in S. traf eine auffallende Bestrafung. Schon sein Bruder hatte sich Hals und beide Arme mit einem Rasirmesser durchschnitten. Ohngeachtet dieser schrecklichen Warnung verzogen die Eltern auch den andern Sohn. Dieser soll sich nach seiner Hochzeit geäußert haben, er brauche nun keine Pfaffen mehr. Da heirathete auch ein Nachbar und Jugendfreund, auch Gesinnungsgenosse von ihm. Acht Tage darauf hielten sie im Hause des Letzteren ein Einstandsfest und zwar ungeachtet der Mahnung der jungen Frauen, an einem Quatembermittwoch in der vierzigtägigen Fasten. J. M. hatte noch den Bissen Lammsbraten im Munde, da ward er, obgleich blühend und strotzend von Gesundheit, ein großer, starker Mann, 29 Jahr alt, von Krämpfen oder Apoplexie befallen, und mußte nach Hause getragen werden. Er erholte sich aber am folgenden Tage, den er im Bette zubrachte, wieder, so daß er am Quatemberfreitag wieder aufstand. Mittags aß er wieder Braten, ging dann mit seiner jungen Frau in den Garten; nach einer Viertelstunde äußerte er, daß ihm unwohl sei, und in wenigen Minuten darauf war er eine Leiche. Man

rief mich. Ich kam zu spät, hörte nur noch das Geheul und den Jammer der Eltern und des Weibes. Es war der zweite schreckliche Fall in diesem Hause, dessen Zeuge ich geworden.

19. Aus Baden.

Eine Bierwirthin in N., die ich sehr genau gekannt, Tochter eines gräßlichen Gotteslästerers, der, früher reich, in's Zuchthaus kam und im Spital zu N. starb, pflegte jeden Aschermittwoch in ihrer Bierstube vor den Gästen Speck zu essen. Sie starb vor acht Jahren am Magenschluß den Hungertod und wurde am Aschermittwoch begraben.

Der Katholik ist durch den Glauben belehrt, daß in den heiligen Sakramenten der Buße und des Altares die größten Gnaden Gottes hinterlegt sind. Dagegen Spott oder Verachtung darlegen, ist deßhalb eine Ruchlosigkeit, wie wenn die dargereichte Gabe dem Wohlthäter in's Gesicht geschleudert wird. Wie dieß von der göttlichen Majestät aufgenommen wird, zeigen folgende Begebenheiten.

1. Aus Mähren.

Im Wirthshause zu Sch., nicht weit von der Eisenbahnstation L. in Mähren, war am 23. November 1871 Abends eine Gesellschaft durstiger Brüder versammelt, unter ihnen der Ortsbürgermeister Joseph K. Um die zehnte Stunde fand sich noch ein Gast, Namens Papez (deutsch: Papst), ein. Augenblicklich hieß es: „Da ist der heil. Vater! Gut, daß er gekommen! dem wird Hanis (Hans, ein halb blöder, dem Trunke ergebener Knecht) seine Beicht ablegen!" Und dazu vermochte man den Tölpel auch wirklich, indem Papez unter Darreichung von Schnaps ihm die schmutzigsten Fra-

gen, natürlich über das ſechste Gebot, vorhielt. Wieherndes Gelächter begleitete die gottloſe Szene, die nach dem Antrage des K. noch die Kommunion mit Schnitten aus Zuckerrüben, die man zur Hand hatte, krönen ſollte. Zu dieſem Frevel war jedoch Papez nicht mehr zu bewegen. Er zitterte am ganzen Leibe und der Bürgermeiſter ſtopfte nun an ſeiner Statt dem unzurechnungsfähigen Menſchen die Biſſen in den Mund, wozu die Andern ein Geläute durch Anſchlagen an Gläſer und Mörſer vollbrachten. Das Schneiden der Rüben in Hoſtienform hatte die Wirthin beantragt und mit vieler Luſt und Freude zu Stande gebracht. Acht Tage darauf, am 1. Dez., hatte Bürgermeiſter K. ein Geldgeſchäft in der benachbarten Rübenzuckerfabrik in K. abzuthun. Halb benebelt und im Gefühl ſeiner Gewichtigkeit ſtieg er, ohne eine Begleitung abzuwarten, in den Fabrikräumen auf und nieder, bis er an eine Oeffnung kam, die er überſah, und durch dieſelbe etwa $2^1/_2$ Klafter tief hinabſtürzte. Es eilten freilich Leute ungeſäumt herbei, ihm Hülfe leiſtend. Der Unglückliche ward in eine Kammer getragen, wo man eben die Rüben ſäuberte und zerſchnitt. Auch der Prieſter wurde gerufen, aber von einer Verſtändigung mit dem Manne war keine Rede mehr. Die Leute ſagten: „Das iſt ein Gericht Gottes!“ Dem Papez wurden im Frühjahre darauf, gerade zur Zeit der dringendſten Arbeiten, die Pferde geſtohlen, und als am 22. Nov. 1872 das Jahr ſeit dem Frevel im Schenkhauſe zu Sch. ſich abſchloß, ſtarb gerade um 10 Uhr die ſiebenzehnjährige hoffnungsvolle Tochter der Wirthin.

2. Aus Baden.

In den fünfziger Jahren machte ein Mann in G. zum erſten Male nicht Oſtern und ſagte am zweiten Sonntage nach Oſtern noch im Wirthshauſe: „Wenn die Geiſtlichen wollen, daß ich beichte, ſo ſollen ſie zu mir kommen, ich laufe ihnen nicht nach!“ Am Montag darauf war er etwas

unwohl und am Dienstag krank, weßwegen er, auf vieles Zureden der Seinigen, am Dienstag Mittag den Geistlichen rufen ließ zum Empfang der heiligen Sakramente. Der Geistliche ging sogleich in aller Eile, fand ihn aber todt. Er war verschieden, gerade als der Geistliche zur Hausthüre kam.

3. Aus der Schweiz.

Folgende Begebenheit hat sich im letzten Frühling in der Gemeinde W. zugetragen. Dieses W. ist ein Städtchen, wo besonders die moderne Aufklärung obenan schwimmt.

Der unglückliche Mensch, der von Gottes Gerichtswaibel in so unglücklicher Stunde abgeholt und vor das höchste Kriminalgericht geführt wurde, war ein im dortigen Städtchen niedergelassener Wirth (gebürtig aus M. im Toggenburgischen). Sein Hotel war gleichsam die Kloake von W. Alle geschnauzten und ungeschnauzten Herren, die von Bildung, Aufklärung, Fortschritt, Licht ꝛc. zu faseln wußten und über Pfaffen recht loszuhacken verstunden, fanden sich hier am Abend ein, wie Raben und Krähen auf einem Dunghaufen, wo ein todtgeborenes Kalb verscharrt ist.

Dieser Wirth war auch stets auf seinem Posten, wenn es galt, den damaligen pflichttreuen und seeleneifrigen Kaplan S. in den Koth hinabzuziehen. Fast wöchentlich mußte dieses hirtentreue Schlachtopfer im W.-Boten (einem dort erscheinenden schmutzigen Winkelblatt) als Gegenstand des Hohnes und Schimpfes auftreten. Dieser Wirth soll noch kurz vor seiner Affäre sich geäußert haben, der Eine von Beiden, er oder der Kaplan, müsse fort von W. Er werde nicht ruhen, bis dieß geschehen sei.

In diesem Wirthshause nun waren wieder einmal diese liberalen Freiheitsschwindler versammelt. Der Herr Wirth wird vermißt; man fragt nach ihm. Es heißt, er sei in's Bett, er sei nämlich etwas malader (unwohl). Man geht

zu ihm auf das Zimmer. Man fragt ihn, ob er nicht möchte seine letzte Sach machen, beichten; man könne ja nicht wissen, wann der Tod Einen am Kragen packe und rupfe. Es sei doch besser, mit Allem versehen und getröstet zu sein; möge es dann geben, was es wolle, so sei man ja bereit.

Der Patient gibt spottend die Zustimmung dazu. Sogleich wird aus bunten Lappen eine Stole zusammengeflickt. Einer legt sie an, nimmt dem Wirth die Beichte ab; darauf wird aus einer Spielkarte ein rundes Stück herausgeschnitten, als Hostie ihm in den Mund gelegt, unter dem größten Gespötte aller Anwesenden. An flüssigen Zusprüchen und Ermahnungen fehlt es dem Patienten keineswegs. Zuletzt spricht der ruchlose Nachäffer der heiligen Dinge noch zum Wirthe: „So, lieber Bruder, jetzt bist du versehen und getröstet, nicht wahr? Jetzt könntest du ruhig hinüberscheiden. Jetzt möchtest du dich vor dem Teufel nicht fürchten.“ Der Wirth gibt spöttisch seine Zustimmung. Was geschieht? Am Morgen darauf findet man den Wirth todt im Bett.

Als dieß kundbar geworden, entstand ein furchtbarer Lärm im Städtchen und in der ganzen Umgegend. Man verbietet strengstens von derlei ebenso „lächerlichen als unwahren“ (wollte Gott!) Dingen zu sprechen!

4. Aus Oestreich.

Vor ungefähr drei Jahren richtete zu K. in Niederöstreich eine Frau, die sehr in Liberalismus und im Unglauben machte, zur Weihnachtszeit, der Sitte gemäß, den Christbaum her, heftete aber auch für ihren Hund eine Wurst an denselben. Als wieder die Weihnachtszeit heranrückte, wurde sie krank und am Weihnachtstage selbst lag sie auf der Bahre, ohne die Gnade gehabt zu haben, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen zu sein. Man holte wohl den Priester (wahrscheinlich nachdem sie bereits verschieden), aber als er keuchend über die Stiege hinauf lief, trat ihm der

Gemahl mit den Worten entgegen: „So eben ist ihr Geist entflohen.“

5. Aus der Schweiz.

Ein schlechter Bürger, der die Ostern nicht gehalten hatte, hat öfters gesagt, man solle ihn, wenn er gestorben, nicht kirchlich begraben, sondern nur in den ersten besten Abtritt werfen. Dieser wartete nun nicht, bis er gestorben, sondern erhängte sich selbst unter oder an eine Tanne, die förmlich zum Abort gewählt worden war von Vorübergehenden, die in Nöthen waren. Schmutzig, aber wahr!

6. Aus Baden.

In meiner Heimath H. lebte ein Mann F. N., der vor Kurzem starb. Er wohnte unmittelbar neben der Kirche, ging aber nie hinein; stund allgemein im Verdacht, seinen zwanzigjährigen blödsinnigen Sohn selbst aufgehängt zu haben, um ihn wegzubringen. Er handelte mit Nüssen, Bohnen und war vermöglich, aber geizig. Eines Tages kam zu ihm eine alte Frau und bat ihn in großer Noth um eine kleine Geldaushülfe, und als der N. ihr das versagte, sprach sie, er solle auch an den Tod denken und barmherzig sein. Er antwortete: „Den Tod fürchte ich nicht, wenn er kommt, gebe ich ihm ein paar Nüsse zu fressen.“ Wenige Tage später ging er am Markttag in aller Frühe auf den Markt und kaufte Nüsse, ging dann heim und wollte seine Morgensuppe essen. Als er eben mit dem Löffel in die Schüssel fahren wollte, traf ihn der Schlag und er war plötzlich todt.

7. Aus Oestreich.

In B., wo ich Seelsorger war, befand sich ein Gastgeber, der von jener Sorte Menschen war, die keine Religion haben, und über Gott, über Seele und Ewigkeit nur spotten können. Derselbe war auch dem Trunke ergeben und

all' ſein anſcheinender Wohlſtand, ſein Kredit und ſeine Geſchäfte waren nur auf Schwindel gegründet, wie es ſich zuletzt herausſtellte. Einmal, ſo erzählte mir der Hülfspriester von T., J. J., waren mit dem Gaſtgeber noch zwei bekannte Trinker im Schenklokale verſammelt. Da ſagte der Eine: Die Prieſter ſeien nur beim Sterben noch zu brauchen, dort ſei es ihm recht, wenn er noch einen Prieſter habe. Der Andere ſagte: Ihm ſei es ganz gleich, ob er beim Sterben einen Prieſter habe oder keinen. Der Gaſtgeber aber platzte mit der entſetzlichen Aeußerung heraus: „Wollt Ihr wiſſen, wie ich in dieſem Stücke denke? Ich ſage es euch rund heraus: mir iſt es ganz gleich, wenn ich zuletzt verende wie ein Hund!"

Es war beiläufig ein Jahr darnach, am Aſchermittwoch, als die Kellnerin noch Vormittags faſt außer Athem in den Widdum gelaufen kommt mit den Worten: Hochwürdiger, kommen Sie eilends, der Herr Wirth iſt am Sterben! Als ich daſelbſt ankam, lag derſelbe in heftigen Krämpfen auf dem Sopha. Man erzählte mir, er habe nach B. fahren wollen, da habe ihn plötzlich ein heftiger Fieberſchauer gepackt, und der Hausknecht habe es für rathſamer erachtet, wieder heimzufahren. Die Frau Gaſtgeberin bat mich inſtändig, ihrem Gemahle die hl. Oelung zu ertheilen. Ich konnte bei ſeiner bekannten Geſinnung natürlich nicht ihrem Wunſche willfahren; ich ſagte ihr, hoffentlich kommt er noch zur Beſinnung, dann wird es ſich geben. Immer heftiger wurden die Krämpfe — alle Umſtehenden erfaßte ein Grauen, denn mit ſtieren Augen blickte er um ſich, als ſehe er ringsum hölliſche Geiſter, — in ſeinen Eingeweiden krachte es förmlich, es war, wie wenn ein Orkan einen kräftigen Baum bricht. Ich ertheilte ihm bedingungsweiſe die letzte heilige Oelung — da fiel er, noch gekleidet wie er war, vom Sopha herunter, und unter dem Sopha — alſo dort, wo die Hunde liegen und verenden — hauchte er ſeine Seele aus.

8. Aus Baden.

Als der Schreiber dieſer Zeilen einige Wochen als Vikar angeſtellt war, theilte ihm ſein Prinzipal mit, daß im Orte ein alter, blinder Taglöhner ſei, welcher noch nie habe dahin gebracht werden können, ſeine Oſtern zu machen, und daß er wahrſcheinlich ſeit der erſten heiligen Kommunion nie mehr die heiligen Sakramente empfangen habe. Neugierde und vielleicht noch etwas Anderes trieb mich, den Menſchen zu beſuchen. Er wurde an den am wenigſten Fordernden von der Gemeinde zur Verpflegung nach einer Verſteigerung übergeben. Ein armer Taglöhner hatte ihn in ſeine Hütte aufgenommen. Als ich der Frau in dem ärmlichen Haus den Grund meines Beſuches angegeben, ſagte ſie mir etwas verlegen, ſie trage Bedenken, mich vor den Alten zu führen.

Auf mein Zureden und Bitten geleitete ſie mich auf die Bühne. Welch' ein Anblick war dieß! Auf einem Strohlager lag halb bedeckt ein blinder Mann von ungefähr fünfundſechszig Jahren. Sein Angeſicht hielt er an die von außen mit Schnee bedeckten Ziegel des Daches. Als ob er über die ganze Welt erbittert wäre, kehrte er ſein Geſicht gegen eine Ecke am Ende des Daches. Da die Frau — ſeine Pflegerin, ihn mehrmals rief, kehrte er ſich um; ein Lichtſtrahl aus den Taglöchern der Bühne fiel auf ſein zerriſſenes Angeſicht, das ſich noch zu verbittern ſchien, als die Frau ihm mittheilte, der Vikar ſei da, um ihn zu beſuchen.

„Was will der bei mir? — der hätte können fortbleiben," war der erſte Gruß an mich, damit er mir ſein Verhältniß zu mir andeutete. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ihm dieſe ungünſtige Stimmung gegen mich, den Geiſtlichen, zu benehmen ſuchte, indem ich ſeine wahrhaft unglückliche Lage zu erleichtern bedacht war. Ich verſchaffte ihm ein anderes Bett und beſſere Koſt, brachte ihm bei jedem Beſuche Etwas mit, um in dieſem armen Herzen einen Schimmer von Freude zu erwecken und ſein Vertrauen zu gewinnen.

Die drei Vierteljahr dauernde Bemühung war jedoch ohne Erfolg. Im Gegentheil, da ich bei der Wahrnehmung, daß es mit ihm zu Ende gehe, meine Besuche verdoppelte und meine Bitte immer dringender wurde, zeigte er sich abgeneigter als im Anfang. Es war nicht Unglaube an das Dasein Gottes, es war vielmehr Abneigung und Haß gegen Gott, was ihn erfüllte. Jede Mahnung, sich mit Gott zu versöhnen, wies er mit der trockenen, in bitterem Tone gesprochenen Bemerkung zurück: „Ah was — der da droben ist gleichgiltig gegen die Armen." Das war auch seine letzte Antwort vor seinem Tode an mich. Wie kam der Unglückliche zu einer solchen Erbitterung? wird Jeder fragen.

Schon in seinem 13. Jahre hatte er sich durch Erhängen das Leben zu nehmen gesucht. Von dem Manne, der den Halbtodten, Bewußtlosen abschnitt, behauptet man im Orte, daß er im Augenblick der Hülfeleistung eine Ohrfeige erhielt. Vielleicht ist diese Erzählung von der Ohrfeige nur eine Sage, da man sie auch anderwärts hört.

Da jener Bürger schon längst gestorben, konnte ich über die mich interessirende Nachricht nichts Näheres erfahren. Soviel aber ist sicher, daß der Unglückliche seine Lebensrettung nicht zu seiner Besserung benützte. Als armer Taglöhner wurde er Vater vieler — vieler unehelicher Kinder. Doch auch die Vorsehung ruhte ihm gegenüber nicht. Da er einst an seinem gefährlichen Geschäfte, dem Steinbrechen war, flog ihm ein gesprengter Stein trotz aller Vorsicht in's Antlitz und zerschmetterte ihm die Augen. Da er nie sich Etwas erworben hatte, so mußte er jetzt mit Betteln, von Wallfahrt zu Wallfahrt ziehend, sein Leben fristen. Bittend stund er an der Kirchenthüre und von all' den Gnaden, welche die hieher Kommenden und Betenden empfingen, konnte sich nicht ein einziger Lichtstrahl in diese umnachtete Seele senken. Er wurde durch sein Unglück nur noch erbitterter. Fluchen, gräuliches Fluchen wurde ihm wie ein gei-

ſtiges Lebenselement. Oft hat mir ſeine Wärterin geklagt, daß ſie ihn nur des Geldes wegen behalte, daß es ihr oft graue, wenn ſie höre, wie er oft ganz allein ſeiend vor ſich hin fluche. Wie ſein Fluchen, ſo war ſein inneres Leben grauenvoll. Er erzählte ſelbſt, wie der böſe Feind oft an ſeinem Bette ſtehe. Vor ſeinem Tode fragte er das bei ihm Seiende, ob es nicht ſehe, wie die „Wüſten" ſein Bett umtanzten. Es iſt wirklich wahr, daß er fluchend ſeine Seele aushauchte. Vier Männer trugen zuletzt, wie es ihm vorausgeſagt wurde, den Leichnam auf den Kirchhof, ohne daß der Scheidegruß der Glocken gehört oder ein Gebet geſprochen wurde.

9. Aus Baden.

Im erſten Jahre meiner Paſtoration dahier (G.) wurde ich öfter in der Nacht zu einer in Vermögensverhältniſſen herabgekommenen Frau gerufen, um ihr die hl. Sterbeſakramente zu ſpenden. Es war ihr aber jedesmal nur um ein Almoſen zu thun, denn am andern Morgen ging ſie wieder ihren Geſchäften nach. Nun wurde das Weib aber wirklich krank. Man rief mich zum Verſehen. Ich ging ſogleich; als ich aber mit dem Allerheiligſten in die Stube trat, brachen die Bodenbretter der Bettlade ein und die Frau ſank hinab und war todt.

10. Aus der Schweiz.

In M. ging der Pfarrer mit dem hochwürdigſten Gut beim Hof Fl. vorbei, um eine Kranke zu verſehen. Die Knechte, als ſie ihn kommen ſahen, wollten am Mittageſſen aufſtehen und ihre Andacht verrichten; der Bauer aber, B., hielt ſie ab, ſie ſollen nur zueſſen u. ſ. w.; ſo ging der Pfarrer vorbei. Nach dem Eſſen — es war Sonntag — ging der Bauer nach ſeiner Gewohnheit auf das Bänkli vor dem Stall und ſchlief ein. Da kam der Pfarrer zurück, die Leute weckten den Vater, weil der Pfarrer vorbei

mußte. Der Vater war aber nicht zu wecken, er war gestorben innerhalb einer halben Stunde.

Hingegen wurden seine Buben durch diese Mahnung nicht besser, das Gift war schon auf sie übergegangen und wirkt jetzt noch.

11. Aus der Schweiz.

Ein Knecht, der am Mord des Leu stark betheiliget gewesen, lachte über den Pfarrer und verspottete ihn, als er in seinem Hause Jemand zu versehen gekommen war. Drei Tage nachher wollte der gleiche Knecht auf der Bühne der Scheuer das sogenannte Einfahrtsthor, wo man Garben und Heu einführt, aufmachen. Das schwere Thor kam aus der Angel, fiel um und zerquetschte den Spötter wie eine Maus in der Falle.

Der Priester personifizirt durch Weihe und Lebensaufgabe die christliche Religion. Darum wird sich die Gesinnung und Stimmung, welche der Mensch bezüglich der Religion hat, ganz besonders zeigen durch dessen innerliche und äußerliche Haltung dem Priester gegenüber. Wem die Religion verhaßt ist, der wird auch den Priester hassen; und wer den Priester seines Standes und Kleides wegen beschimpft, zeigt damit seinen Haß gegen die Religion. Nun aber liebt Christus den Priester, wie der Bischof die Geistlichen seiner Diözese liebt. Darum ist es gleichsam natürlich, daß Bosheit gegen die Seelsorger oft gestraft wird, wie gotteslästerliche Worte und Werke sonstiger Art. Um so mehr gilt dieß auch vom Papst und der katholischen Kirche überhaupt.

1. Aus Tirol.

In St. an der Eisack war vor ein paar Jahren noch ein Lehrer, der häufig betrunken war und sich gegen die

dortige würdige Seelsorgsgeistlichkeit große Grobheiten erlaubte und leider auch die Jugend zu gleicher Verachtung nicht bloß des Priesterthums, sondern selbst der Lehre anleitete, indem er manchmal in der Schule hinter dem katechisirenden Geistlichen mit der Hand Gestikulationen machte, welche soviel bedeuteten, als es sei Alles erlogen. Im Jahre 1870 primizirte dort unser P. E.; der gegenwärtige P. Provinzial war als Primizprediger geladen und zugleich gebeten, bei dieser Gelegenheit die Würde des Priesterthums und die demselben gebührende Ehrfurcht recht zu betonen. Er that es cooperante Domino et sermonem confirmante sequentibus signis. Am nämlichen Tage fand sich der Schullehrer betrunken in einer Scheune ein, wo die Dorfmusikkapelle sich produzirte — stürzte plötzlich nieder und war in wenigen Minuten eine Leiche.

2. Aus Baiern.

Ein Lästerer, der besonders die Geistlichkeit zur Zielscheibe seiner bösen Zunge machte, Namens K. von O. in Baiern, wurde öfters von den Leuten zurechtgewiesen und ihm Lüge und Verleumdung vorgeworfen. K. hatte dafür immer die Antwort: „Wenn es nicht wahr ist, soll mich das Wetter bei heiterem Himmel erschlagen!“ Einst (ungefähr 1834) ging er auf das Feld, Garben zu binden. Es war heiterer Himmel, nur ein kleiner Wolkenstreif war sichtbar. Plötzlich fährt aus diesem ein Blitzstrahl — der erste und letzte — und wirft den Mann todt zur Erde. Darauf wieder reiner Himmel.

In der Heimath des hochw. Dekans von O., der Obiges mir erzählte, war ein wüster Mensch, der ebenfalls gegen die Geistlichkeit die gottlosesten Reden führte, keine Kirche besuchte u. s. w. Er kam auf's Sterbebett; der Priester erscheint mit dem Sanktissimum, ihn zu versehen — er hat auch noch nicht gebeichtet. Allein obwohl der Mann

zuvor bei gutem Verstande war, verfiel er doch im nämlichen Augenblicke, wo der Priester das Haus betrat, in völlige Raserei, so daß der Priester ihn absolut nicht Beicht hören konnte. Er kehrte wieder um und versuchte es später, aber mit demselben Erfolge, obwohl der Kranke wieder vollkommen zu sich kam, sobald der Priester das Haus verlassen, und so geschah es acht Mal und der Kranke starb endlich ohne Sakramentenempfang. Der hochw. Dekan, damals noch ein Kind, ging mit der Mutter zum Psalter in's Haus der Leiche, aber kein Mensch war im Stande, die Wachsstöcke, die man gewohnheitsgemäß mitgebracht, anzuzünden; oder wenn, so löschten sie augenblich wieder aus; so spielte sich dieß zum allgemeinen Schrecken bis zum Ende der Litanei nach dem Psalter fort. Nur ein Talglicht blieb in der Stube brennend.

3. Aus Schlesien.

Ein Konfrater von mir, ehemals mit mir als Student zu Br. zusammenwohnend, wie schon in Gl. auf dem Gymnasium mit mir studirend, stammt aus dem Dorfe, wo ich jetzt stationirt bin. Wir waren auch gleichzeitig im Alumnat und wurden den 28. Juni 1870 ordinirt. Sein Vater ist hier Bauerngutsbesitzer, sein Pathe Gastwirth, Letzterer sehr aufgeklärt, in Liberalismus machend. Einst als er mit dem Vater meines Freundes zusammensitzt, will er diesem zu verstehen geben, wie sehr er den geistlichen Stand mißachte, ja hasse, und sagt: „Wenn mein Sohn — und ich habe nur einen — geistlich werden wollte, so würde ich ihm lieber alle Knochen im Leibe zerschlagen als es erlauben." Das hatte er nun freilich nicht nöthig, denn es war ein gelungenes Bürschchen.

An dem Tage nun, wo mein Freund, zu dessen Vater er sich also ausgesprochen, mit mir die heilige Priesterweihe erhielt, stand jener Gastwirth tiefgebeugt am Grabe seines

einzigen Sohnes. Wohl waren ſeiner Glieder ganz, aber man kann ſagen, kein heiler Fleck an ſeinem Leibe. Er war in Glatz als Bräuergeſell in den Bräukeſſel, mitten hinein in das ſiedende Bier gefallen und hatte da auf eine jämmerliche Weiſe den Tod gefunden.

Allgemein hielt man den Vorfall für einen ſolchen Fingerzeig. Der arme bethörte Mann hat ſich freilich noch nicht bekehrt. Quem Deus illuminet!

4. Aus Vorarlberg.

Zu H. bei D. in Vorarlberg war in den fünfziger Jahren ein Expoſitus (jetzt Prior eines Trappiſtenkloſters in Bosnien), ein eifriger Seelſorger. Wie aber der Eifer überhaupt gerne manche Leute zu Feinden hat, ſo auch dieſer. Ein Bauer ſagte zu dem frommen, eifrigen Prieſter: „Lieber als dieſen Rothen (Rothhaarigen), lieber habe ich keinen Prieſter bei meinem Tode!“ Sein Wunſch wurde erfüllt. Als eines Tages die Leute ſeines Hauſes von der Kirche nach Hauſe zurückkamen, fanden ſie ihn todt im Bett.

5. Aus Oeſtreich.

Mein Freund und Kooperator J. W. theilte mir Folgendes mit aus dem Jahre 1844. Peter B. war ein boshafter, irreligiöſer, übermüthiger Menſch, der Läſterungen gegen Gott ausgeſprochen, auf eine ſchmutzige Weiſe die Kirche verunehrt, ja ſogar den Prieſter bei einer heiligen Handlung mißhandelt hatte. Er hatte ein Pferd ſo abgerichtet, daß es nach jedem Vorübergehenden ausſchlug. Dieſes Pferd wurde dann auch die Urſache ſeines gewaltſamen Todes. Als aber für ihn die Sterbeglocke geläutet werden ſollte, brach beim erſten Zuge das Seil. Das Volk äußerte ſich allgemein, er ſei nicht würdig geweſen, daß für ihn gebetet würde. J. W., der Kooperator, gab ihm im freien Felde an der Stelle des Unglücks die letzte Oelung.

6. Aus Vorarlberg.

In A. bei F. in Vorarlberg wollte der dortige Pfarrer vor einigen Jahren gegen den frühern Gebrauch die Kirche in der Nacht vom Charfreitage wegen mitunterlaufenen Unordnungen sperren. Die Leute nahmen ihm das sehr übel, der Pfarrhof wurde mit Steinen beworfen, der Pfarrer auf dem Friedhofe insultirt, ja ein Mann hielt ihm die geballte Faust unter das Gesicht. Vom nämlichen Tage an aber hatte Einer, der am meisten betheiligt, keinen gesunden Tag mehr, ein paar Kinder starben ihm bald darauf, und er machte das Volk aufmerksam auf die göttliche Strafe. Besonders ging's ihm zu Herzen, als derselbe Mann, der gegen den Pfarrer die Faust geballt, am nämlichen Platze begraben wurde, wo er dieß gethan.

7. Aus Nassau.

Der noch lebende Dechant A. in L. wurde als Pastor von W. (im Jahre 1832—33) von einem Bauern, der ihm auf dem Weg mit seinem Karren begegnete, recht als „Pfaff, Pfaff!" beschimpft. Der Pastor sagte ihm ganz ruhig: „Mach' nur, daß du ohne Unglück nach Haus kommst!" Bei der ersten Brücke wurde ihm das Pferd scheu, warf ihn vom Karren und er blieb todt liegen.

8. Aus Böhmen.

Im Jahr 1868 sollten von den kirchlichen Aemtern alle Ehegerichtsakten an die Zivilbehörden ausgeliefert werden. Die Pfarrämter erklärten mit den hochw. Konsistorien, nur der Gewalt zu weichen, nicht aber freiwillig gegen kirchliche Pflicht und kirchliches Recht zu handeln. Sehr eifrig in der Maßregelung der Geistlichen zeigte sich besonders der damalige Bezirkshauptmann in K. (Böhmen), Baron J., ein warmer Freund der Liberalen. Die Maßregelung begann zu-

nächst mit dem armen Expositen von S. Um mich kurz zu fassen: Am 21. September 1868 erhielt dieser Priester die amtliche Vorladung, sich vor die Bezirkshauptmannschaft K. zu stellen. Hier wurde ihm, da er nicht gegen die Weisungen seiner geistlichen Oberbehörde handeln zu dürfen und zu wollen erklärte, eine Strafe von 10 fl. diktirt mit der Bemerkung, daß bei fortgesetzter Weigerung die nächste Strafe 20 fl., dann 40 fl. u. s. f. betragen werde. Es kam so weit, daß der arme, gequälte Priester auf seine Expositur resignirte, um Ruhe zu bekommen. Aber ein Jahr darauf, an demselben Tage, desselben Monats, in derselben Stunde, da der gemaßregelte Priester vor Gericht gestanden war, wurde obiger Bezirkshauptmann selbst vor ein Gericht geladen, und zwar vor Gottes Gericht durch den Tod. Der Sterbende wollte die heiligen Sakramente empfangen. Er ward aber dieser Gnade nicht mehr theilhaftig. Während der Priester mit dem hochheiligen Sakramente auf die Wohnung des Kranken zuging, war dessen Seele bereits dahingeschieden.

9. Aus Böhmen.

Am 23. Juni 1872 hielt der katholisch-politische Verein für das Königreich Böhmen eine seiner periodischen Vereinsversammlungen im Schloßhofe zu B. Da fand es die Feuerwehr, an deren Spitze der Oberlehrer von B. steht, plötzlich für gut, an demselben Tage eine Feuerwehrübung vorzunehmen und zwar in der nächsten Nähe des Schlosses. Unter den Feuerwehrmännern zeichnete sich Einer ganz besonders dadurch aus, daß er als Jesuit verkleidet zu einem Dachschlag herauskroch und am Dache herumkletterte. Sein Rücken war mit einer Tafel geschmückt, die eine höhnische Devise trug. Um das Spektakelstückchen vollständig zu machen, so wurde mit der Feuerspritze auch noch auf ihn gespritzt. Nachdem nun er und seine Kameraden sich so recht edel ergötzt und kan-

nibaliſch gelacht hatten, ſtieg der Mummenſchanz vom Dache, ging nach Hauſe, und der Jeſuitenverhöhner büßt ſeinen Hohn mit der Geſundheit. Der Arme liegt ſeit jenem Tage in großen Schmerzen und ſoll ſchon wiederholt geäußert haben: „Ich erkenne es, mein Leiden iſt eine gerechte Strafe Gottes.“ Wenn Gott die Verhöhner ſeiner Prieſter ſo ſtraft, was erwartet die Verfolger derſelben? Nicht umſonſt mahnt der Herr: „Rühret meinen Augapfel nicht an!“ „Verletzet (betrübet) nicht meine Geſalbten.“

10. Aus Tirol.

Zwei Stunden von A. iſt das Dorf St. A., in welchem vor ungefähr 50 Jahren von einem Hauſe aus gegen den Seelſorger eine große Verleumdung verbreitet wurde. Der Seelſorger vertheidigte ſich in der Kirche, und ſprach dabei die prophetiſchen Worte: „In jenem Hauſe, von welchem die Verleumdung ausging, werden alle eines unvorbereiteten Todes ſterben, und von dieſer Gemeinde, welche dieſer Verleumdung ſo bereitwillig ihr Ohr lieh, wird nie ein Kind der Ehre des Prieſterthums theilhaftig werden.“ Der erſte Theil dieſer Prophezeihung iſt bereits in Erfüllung gegangen, in ſoweit, daß alle aus jenem Hauſe eines plötzlichen Todes ſtarben, wie mir eine fromme Perſon verſicherte, die jenes Haus kannte. Auch der zweite Theil hat ſich bis dato bewahrheitet. Vor ein paar Jahren meldete ſich ein braver Student aus derſelben Gemeinde bei uns als Kandidat und erhielt die Aufnahme. Ich erklärte aber dem gegenwärtigen P. Provinzial, damals Domprediger in B., daß dieſer Kandidat nie Profeß oder wenigſtens nie Prieſter werden würde, geſtützt auf obige Vorherſagung. Nach kurzer Zeit ſagte der Kandidat ab, ehevor er wirklich eingetreten war.

11. Aus Tirol.

In A., einem Bergdorfe, vier Stunden von B. im Eiſackthale, ſtieß ein ſtreitſüchtiger Rath oder Ausſchuß, G.

mit Namen, als der Seelsorger bei der Gemeinde um einen Beitrag für die Kirche ansuchte, die rohe Aeußerung heraus: „Die Kirche braucht Nichts zu fressen!“ Der nämliche Bauer verheirathete sich alsbald; die ersten 2—3 Kinder wurden aber alle todt geboren. Auch hierin erkannte das Volk schnell ein göttliches Strafgericht, indem man dieß Ereigniß mir alldort naiv also deutete: „Weil die Kirche Nichts zu fressen braucht, brauchen seine Kinder auch Nichts zu fressen.“ Das Tertium comparationis liegt wohl wahrscheinlich in der Verachtung der Kirche mit ihren Gnadenmitteln.

12. Aus Baiern.

Es war im Jahre 1869 im Monat Oktober. Da reisten drei Kapuziner in eine oberbaierische Landgemeinde, um dort eine achttägige Volksmission zu halten, die im Allgemeinen recht befriedigend ausfiel. Nur ein einziges Mitglied der benannten Gemeinde, ein Bauernknecht aus dem nahen Oestreich gebürtig, betheiligte sich leider nicht an der Mission. Zu seiner Meisterin, einer christlichen Wittwe, die ihn zur Theilnahme an der Mission bereden wollte, sprach er die zornigen Worte: „Das geschieht auf keinen Fall; wenn die Kapuziner bei einem Thor des Dorfes hereinziehen, geh' ich zum andern hinaus.“ Gesagt, gethan! Die Mission begann und bei Beginn derselben verließ unser armer Sünder das Dorf und ging unterdeß in seine Heimath. Es dauerte nicht lange, so hielt ihm der gerechte Gott selbst eine und zwar die letzte Mission. Zurückgekehrt nämlich in seinen Dienst, erkrankte er nach einem Vierteljahr sehr schwer. Der ihn behandelnde Arzt hielt es für nöthig, ihm die heiligen Sterbsakramente reichen zu lassen. Der Geistliche kam, ihm die heilige Beicht abzunehmen, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Kranke war durchaus nicht

zum Beichten zu bewegen. „Der Pfarrer ſoll nur gehen, ich bin noch nicht am Sterben; wenn ich einmal ſterben muß, werde ich ihn ſchon rufen laſſen.“ Das waren ſeine Aeußerungen gegen den Herrn Pfarrer. Dieſer ging fort. Nach einigen Tagen kam die Botſchaft in's Pfarrhaus, der Herr Pfarrer möge augenblicklich kommen, der Knecht müſſe ſterben. Der Geiſtliche nimmt gleich das Allerheiligſte mit und eilt dem Hauſe des Sterbenden zu. Dort angekommen, findet er den armſeligen Menſchen in voller Raſerei und Verzweiflung. Er thut, was ſeines Amtes iſt, er ermuntert, tröſtet den Sterbenden, weist hin auf Gottes Barmherzigkeit. Alles umſonſt; der Kranke würdigt den Geiſtlichen keines Blickes, gibt ihm auf alle Fragen keine Antwort, raſet und tobet fort, bis er mit ſchrecklich verzerrtem Antlitz und in gräßlicher Verzweiflung ſein unglückſeliges Daſein beſchließt. Selbſt der anweſende Arzt hat erklärt, daß er noch nie in ſeiner bisherigen Praxis einen Menſchen auf dieſe Weiſe habe ſterben ſehen. — (So theilte mir ſpäter der Ortspfarrer die Sache mit, weil ich ſelbſt bei der Miſſion betheiligt war.)

13. Aus Oeſtreich.

Seit 1866 war ich in der Seelſorge zu G. in Mähren, bis ich im Jahre 1869 meine Stellung mit der eines Erziehers im v. S.'ſchen Hauſe in W. vertauſchte, doch mit dem Entſchluß, ſobald als möglich wieder zurückzukehren. Jene ſechs Jahre benützte ich nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen und war beſtrebt, ein wahrer Seelſorger zu ſein. Mein Wirken hat der liebe Gott auffallend geſegnet und mir dadurch ſehr große Freude bereitet. Die Anhänglichkeit der Parochianen an mich war eine ſo innige, wie ſie mir nur ſelten vorgekommen iſt; der Abſchied, unendlich ſchmerzlich, hätte mir es beweiſen müſſen. Da es aber noch manch unausgereutetes Unkraut gab, zudem das Schreibervolk des

auf der Höhe der Zeit ſtehenden Städtchens O., dem mein Eifer ein Gräuel war, unabläſſig ſchürte, ſo war mein Lebensweg auch ziemlich mit Dornen beſtreut.

Eine günſtige Gelegenheit, mir Eins zu verſetzen, bot endlich die Konkordatshetze. Einem Zirkulare zufolge, das wir von O. erhielten, ſollten wir Unterſchriften ſammeln für die Beibehaltung des Konkordats. Zu dieſem Behufe betrat ich nun im Oktober 1867 die Kanzel, entwickelte eingehend die traurigen Folgen für Familie, Schule, Staat, die ſich aus der Aufhebung jenes Vertrags ergeben könnten, und ſchloß mit der Aufforderuug zur Subſkription. Da die Regierung nicht angegriffen, Perſonen nicht genannt, die liberale Partei nur ganz nach der Natur gezeichnet war, ſo glaubte ich meiner Pflicht entſprochen und dabei die Klugheit nicht außer Augen gelaſſen zu haben. Doch es kam anders.

Wenige Tage hatte man nur verſtreichen laſſen, dann forderte man mir das Manuſkript ab; und mittlerweile waren drei Inſaſſen der Gemeinde (einen vierten, der vor Angſt unzurechnungsfähig geweſen iſt, rechne ich nicht zu den Angebern) zur Eidesleiſtung vorgeladen worden. Die Sache kam zur Verhandlung, die eine wahre Schmach, ein Schandfleck unſerer Gerechtigkeitspflege genannt werden muß. Die biſſigſte Bosheit der Zeugen gab ſich im Protokolle kund, die elende Kriecherei und Menſchenfurcht in den Worten meines Richters, der mir im Vertrauen ſagte: „Sie haben als Mann und Prieſter ihre Pflicht gethan. Aber wenn Sie auch unſchuldig ſind, ſo muß ich doch der allgemeinen Weiſung folgen und Sie verurtheilen, ſonſt verliere ich meinen Poſten.“

Daß dieſen Leuten ein bedeutendes Avancement, ja eine beſondere Auszeichnung für ihre Heldenthäten verſprochen waren, wußte ich, — aber bei jenem Manne iſt das Bändchen im Knopfloche noch immer ausgeblieben.

Zu alledem war der niedere Klerus, und iſt es auch jetzt noch, bei uns in ſehr trauriger Lage, wenn er ſeine

Pflicht treu erfüllt und mit den Gerichten deßhalb in Kollision geräth, es müßte denn der Betreffende ein Adelsdiplom beſitzen. Die Inhaber eines ſolchen figuriren aber nicht — leider nicht — bei ſolchen Prozeſſen. Ich rekurrirte alſo nicht und nahm ruhig die acht Tage ſchweren Kerker an, welche mir nach § 308 als Störer der öffentlichen Ruhe durch Verbreitung beunruhigender Gerüchte zugedacht wurden.

Selbſtverſtändlich mußte es mir wehe thun, daß Männer der Pfarrgemeinde, die ich nie beleidigt, deren Kinder ich unterrichtet, denen ich mit um ſo größerer Liebe entgegenkomme, je mehr ich ihre Feindſeligkeit durchſchaut, einer ſolchen Judasthat fähig geweſen ſeien. In der nächſten Predigt alſo drückte ich meinen Schmerz aus, daß ich ſo zu ſagen im eigenen Hauſe traurige Erfahrungen machen müſſe, und warnte, im Hinweis auf ähnliche Thatſchen, die ſich in der Nachbarſchaft zugetragen hatten, auf die ich mich alſo berufen konnte, die Betreffenden, ſie möchten den eingeſchlagenen Pfad verlaſſen, denn es ereigne ſich oft, daß diejenigen, die im Leben den Prieſter angefeindet und verfolgt, in der ſchweren Stunde des Todes ſeines Beiſtandes entbehren und in ihren Sünden hintreten müſſen vor Gottes Richterſtuhl. Ich hatte nicht vermuthet, daß meine Worte ſo bald in Erfüllung gehen würden. Ein Jahr darauf, faſt am Jahrestage der Eidesleiſtung, wüthete eine Feuersbrunſt in dem eingepfarrten H. Eine Reihe Häuſer wurde in Aſche gelegt. Das letzte war das ziegelgedeckte Haus eines gewiſſen J. B., des einen meiner Ankläger, während eine ſehr nahe ſtehende Strohhütte unverſehrt blieb. Durch den Verluſt ſeiner Habe fand ſich der Arme genöthigt, das Uebrige zu verkaufen und wanderte nach Amerika aus. Er iſt verſchollen, und wenn er auch nicht ſein Ende bei der Ueberfahrt gefunden (und auf den Segelſchiffen befindet ſich kein Prieſter), ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß er drüben angelangt, ſo lange er lebt, keinen katholiſchen Prieſter zu ſehen bekommt; denn

in Texas sind diese noch spärlicher als in den übrigen Staaten.

Mein Hauptgegner, A. R., ehemals Gemeindevorstand in K. P., ein Mann, der besonders in ehelichen Zwistigkeiten immer seine Hand im Spiele hatte und mit den Gerichtsbeamten in steter Fühlung stand, hatte ebenfalls die Absicht, nach Amerika zu übersiedeln, und war gerade im April 1871, im Begriffe die nöthigen Dokumente in T. zu erheben, in der Nähe des Bahnhofes in P. angelangt, als er auf einmal todt niederstürzte. Der Schlag hatte ihn getroffen. Die Nachricht hievon gelangte bald nach P., und da hörte man nur Eine Stimme: P. F. hat es vorausgesagt, daß es so kommen werde. Ich habe die feste Ueberzeugung, das Andenken an dieses sichtbare Strafgericht Gottes bei einem Manne, der in den besten Mannesjahren gestanden und sich einer festen Gesundheit erfreute, werde diese Generation überdauern. In P. kann der katholische Priester nun predigen, was er will, ohne befürchten zu müssen, daß unter seinen Zuhörern Spione sich befinden.

Der dritte meiner Gegner lebt noch, scheint aber das Schicksal seiner Gefährten beherzigt zu haben. Sein Benehmen ist seit jener Zeit ganz geändert. Ich kann versichern, daß ich dem lieben Gott innigst danke für jene Prüfungstage. Sie haben einen bessern Sinn und Wandel bei den Leuten herbeigeführt. Vielen sind die Augen aufgegangen über das Ziel der liberalen Partei. Ich bin der erste östreichische Priester, der die Freiheitsstrafe zu bestehen hatte. Unsere Diözese hat bisher das größte Kontingent gestellt. Aber überall die nämlichen Erscheinungen. Ein engeres Zusammenhalten des Volkes zu seinen Priestern! So könnte ich noch Manches aus jener Zeit, was ich selbst erlebt und erfahren, mittheilen, aber ich will nicht ermüden.

14. Aus Vorarlberg.

Hier in B. lebte ein Uhrmacher, der ſich durch kirchenfeindliche Geſinnungen übel auszeichnete. Ungefähr vor einem halben Jahre ſprach er in einem guten Hauſe ſeine Freude aus, daß es dem heiligen Vater ſo übel ergehe. „Jetzt iſt er endlich fertig!“ ſagte er. Ein Vierteljahr darauf war er ſelbſt fertig, er ging als Selbſtmörder im See zu Grunde.

15. Aus der Rheinpfalz.

Im Jahr 1857 verunreinigte ein Mann, Namens W., für Schnaps dem Herrn Pfarrer das Pfarrhaus. Einige Jahre ſpäter ſchlug ſein Sohn das Fenſter ein und der Vater verlor dabei das Auge. Eine andere Perſon ſagte in derſelben Zeit bei Gelegenheit, als der Herr Pfarrer fortzog, im Spott zu ihren Kindern: Weinet nur, ihr Kinder, auch ich muß mich todt weinen. Einige Jahre darnach wurde ihr der Mann todt nach Hauſe gebracht. Jetzt war Urſache genug da zum Weinen, und ſeitdem hatte ſie ſchon ſehr viel zu weinen über ihre ungerathenen Kinder. Wieder eine andere Perſon ſagte in der nämlichen Zeit auch zum Spott, als der Herr Pfarrer fortzog, ich weine mir die Augen aus. Etliche Jahre ſpäter bei einer Gelegenheit wollte dieſelbe Perſon ein wenig Holz ſpalten, ein Splitter drang ihr in das Auge und ſie verlor dasſelbe. Seitdem hatte dieſe Perſon ſchon ſo viele Urſache zum Weinen, daß man ſich faſt verwundert, daß ſie das andere Auge nicht auch ſchon verloren hat. Ihr Sohn ſchlug einem Burſchen ein Aug aus. Er mußte ein Jahr in's Gefängniß, und ſo kamen noch viele Heimſuchungen in die Familie.

War es etwa bloßer Zufall?

16. Aus der Rheinpfalz.

Eine andere Perſon wußte gar nicht mehr, wie ſie ihre Bosheit an Herrn Pfarrer R. auslaſſen konnte. Sie ging

hin, o daß ich es aussprechen und niederschreiben muß, entblößte ihren Körper zu einem offenen Fenster hinaus, und vergaß alles Ehr- und Schamgefühl. Etwa vier oder fünf Jahre später bekam dieselbe Person ein Geschwür an ihrem Körper und in Folge davon mußte sie eines frühzeitigen Todes sterben.

17. Aus Rheinpreußen.

A. in B., ein roher, reicher Gutsbesitzer, äußerte gelegentlich einer Kollekte für das bischöfliche Konvikt in B.: „Es sind ja lauter Lumpen und Spitzbuben in dem Konvikt!“ Einige Jahre später schickte A. seinen Sohn an's Gymnasium in L. Derselbe wohnte anfänglich bei einer bürgerlichen Familie in der Stadt. Er erhielt, weil er faul gewesen, nach dem ersten Semester ein schlechtes Zeugniß. Damit nun sein Sohn zum Studiren besser angehalten werde, suchte A. denselben in's Konvikt zu bringen, was ihm auch gelang. Aber ehe einige Monate verflossen waren, wurde derselbe von dem Direktor der Anstalt auf einem Diebstahl befunden. Der Vater wurde benachrichtigt und holte seinen Sohn, der aus der Anstalt entlassen wurde, nach Haus als — Spitzbuben.

18. Aus Oestreich.

Es war einige Tage nach dem Brande in dem Kloster Admont O. S. B. in Steiermark (ich glaube 1865 im Frühlinge), als in einem Wirthshause in R. (im Salzburgischen, an der steirischen Grenze) ein Mann beim Anhören dieser Trauernachricht mißmuthig fragte: „Sind die Pfaffen nicht auch mitverbrannt?“ Vierzehn Tage nach diesem Ausspruch half ich, damals eben im Kloster zu R. stationirt, dem entsetzlichen Brande wehren, der das große Haus dieses Lästerers in U. verzehrte, und tröstete die Insassen, welche alle mitsammen verbrannt wären, wenn nicht Nachbarsleute um Mitternacht noch auf

dem Felde gemäht hätten, welche nur mit Mühe die Inwohner zu retten im Stande waren, als schon die die Dachschindeln beschwerenden Steine vom brennenden Dache in's Haus fielen.

Selbst in Steiermark wurde hier der Finger Gottes erkannt, da die Aeußerung des Hausherrn, als an einem Markttag geschehen, von vielen Landleuten erfragt worden war.

19. Aus Baden.

Der hiesige Bahnwart J. St. von N., der in den letzten Jahren seines Hierseins ein ächter liberaler Held wurde, war eines Tages in einem hiesigen Bierhause. Ein Gast, der mit ihm am selben Tische saß, zog, als er seine Zeche bezahlen wollte, mit dem Geldbeutel zugleich auch seinen Rosenkranz aus der Tasche heraus. Jener St. ergriff denselben und warf ihn unter den Tisch. Als der Besitzer des Rosenkranzes es ihm verwies, rief er: „O du Esel!" Bald darauf entfernte er sich, um die Bahn wegen des herankommenden Schnellzuges zu schließen, als ihn derselbe ergriff und in einen nahen Graben warf. Zwei Stunden darauf war er eine Leiche. Es war ihm das Rückenmark zertrümmert. Zwischen jener Verhöhnung und der darauf folgenden Strafe war kaum eine halbe Stunde verflossen. — Ich wurde sogleich gerufen, konnte ihm aber, da er besinnungslos war, nur die heilige Oelung spenden. Erst nachher erfuhr ich obenerwähnten Vorfall, sowie auch, daß er einmal geäußert haben soll: „Es soll ihm nur einmal ein Pfaff mit den Obladen an sein Sterbebett kommen!" — Hier in M. sieht man den Vorfall als ein Strafgericht Gottes an, weßhalb ich auch mir erlaube, Ihnen Kenntniß davon zu geben.

20. Aus Schlesien.

Als im Jahre 1868 auch hier in T. der erste Priester vor Gericht stand und natürlich auf höhere Weisung hin,

wegen des Verbrechens, das Konkordat den Leuten bei Gelegenheit der Predigt erklärt zu haben, als Volksaufwiegler verurtheilt wurde, wurde der am meisten gegen ihn opponirende und seine Verurtheilung betreibende Staatsanwalt in ganz kurzer Zeit darauf von einem plötzlichen Unwohlsein überfallen und starb an der Blatternkrankheit, auch hatte er nicht mehr die Gnade, den schnell herbeigerufenen Priester zu erwarten. Er verschied und der Priester mußte auf halbem Wege umkehren.

21. Aus Tirol.

Als ich 1860 in B. stationirt war und auch später noch, hörte ich öfters erzählen, daß Ritter von G. alldort einst in einer Gesellschaft unseren P. J., der dort Prediger war, bezüglich seiner Predigtmanier nachäffte und verspottete. Zuletzt sagt er, er müsse nur noch das Erbrechen des P. J. nachahmen. P. J. mußte nämlich nach jeder Predigt, zu Hause angekommen, Schleim brechen. Während aber G. dieses nachäffte, bekam er plötzlich zum allgemeinen Schrecken einen Blutsturz.

22. Aus der Schweiz.

In einem vorherrschend protestantischen Orte der Schweiz ließen zwei katholischen Eltern ihre Kinder protestantisch erziehen aus zeitlichen Rücksichten. Der Vater ging in keine katholische Kirche mehr, schalt aber in der rohesten Weise in den Wirthshäusern und bei sonstigen Gelegenheiten über die katholische Kirche; besonders führte er eine Redensart immer im Munde, die nämlich: „Die Jesuiten und Pfaffen gehören aufgespießt.“ Eines Tages war dieser Mann an einem Hause beschäftigt, vor dem ein mit Spießen versehenes Eisengitter war. Auf einmal fiel die Leiter, auf der er stand, rückwärts und der Mann fiel gerade auf das Spießgitter, so daß er buchstäblich von drei Spießen aufgespießt wurde.

Man hatte Mühe ihn herauszuziehen, da die Widerhaken tief in seinen Körper eingedrungen waren. Gleich nach dem Herunternehmen war er todt. Diejenigen, die diesen Mann oft obige Verwünschung mit dem Aufspießen der Jesuiten und Pfaffen reden hörten, erkannten in diesem furchtbaren Tode sofort eine Strafe Gottes; ja selbst eine Verwandte des Unglücklichen rief, als ihr die Nachricht von dem Unglücke gebracht wurde, aus: „So jetzt hat er es einmal, immer hat er die Pfaffen aufspießen wollen."

23. Aus Baden.

Nachtwächter N. dahier hatte während der Blatternzeit, in welcher der Unterzeichnete jede Woche mehrmals zum Versehen gerufen wurde, und auch nachher sich öfters zum Vergnügen gemacht, an dessen Wohnung anzuschellen. Schaute ich nach, so war Niemand mehr zu finden. Das Bubenstück ging fort, bis ich kurz vor Pfingsten dieses Jahres dem Bürgermeisteramte Anzeige machte. Am Frohnleichnamsfeste, an welchem der Betreffende die städtischen Kanonen bediente, wurde ihm der rechte Arm abgeschossen, und er hatte nun keine Ruhe, bis der Unterzeichnete ihn besuchte, um seine Abbitte entgegen zu nehmen. „Weßhalb," sprach er, „wissen Sie schon!"

24. Vom Rhein.

Im Jahre 1848, wo man die Radikalen überall vom Verjagen der Fürsten, Vertreiben der Pfaffen und Hängen der Jesuiten reden hörte, sprach auf einer Kirmeß nahe bei E. ein solcher Mensch unter Anderm das Wort: „Heut' Abend müssen noch ein paar Jesuiten gehängt werden!" Am selben Abend schlug ihm beim Nachhausegehen der Wagen um, und da er auf dem Bock saß, kam er mit dem Kopfe unter das Rad, so daß er den Kopf zerbrach und er selber an seinen Wagen aufgehängt wurde. — Die Schwester dieses

jungen Mannes hatte Bekanntſchaft mit einem jungen Menſchen, der ebenfalls zu den Radikalen gehörte, wodurch ſie nun auch mit allerhand gottloſen Reden ſich groß machte und unter Anderm auch ſagte: „Wenn ſie ſtürbe, wolle ſie keinen Geiſtlichen bei ſich haben;“ und wirklich, was ſie ſich wünſchte, geſchah auch. Als ſie kurze Zeit nachher von M. kommend mit einem Nachen vom Dampfſchiff an's Ufer fahren wollte, ſchlug der Nachen um und ſo kam ſie elend um's Leben. Ihre Leiche kam hierauf auf dasſelbe Rathhaus zu N. zu liegen, wo auch ihr Bruder gelegen.

25. Aus der Schweiz.

Ein Säufer, der zugleich über Religion ſpottete, kam betrunken zu meinem Bruder, Pfarrer in W. Da er ſich ungebührend benahm, ſagte ihm mein Bruder, er ſolle jetzt gehen, dann wieder kommen, wenn er nüchtern ſei. Jener ging und ſagte, der Pfarrer habe ihn heißen gehen, er müſſe ihn auch wieder heißen kommen. Er werde die Oſtern nicht machen, dann müſſe der Pfarrer ihn rufen. In der folgenden Woche, Gründonnerſtag, wurde er an einem reformirten Orte todt in einem Graben gefunden.

26. Vom Unterrhein.

In einem Nachbarsdorfe von B. bekam ein Mann einen tödtlichen Haß gegen ſeinen Seelſorger, weil er von demſelben öfters ermahnt wurde, die ſchlechten Zeitungen aus dem Hauſe zu laſſen. Er aber trotzte ihm und machte es ſeinem Seelſorger wie einſt die Juden Chriſtus. Er ſuchte ihn in allen Reden, Schritten und Tritten zu fangen und klagte ihn auch bei Gericht an. Doch Gott richtete denſelben auch; denn es ſtarben ihm innerhalb 14 Tagen zwei erwachſene Kinder und ſeine Frau. Dieß brachte ihn einiger-

maßen zur Besinnung, so daß er sagte: „Jetzt müssen mir die schlechten Blätter fort.“

27. Aus Nordamerika.

Zwei Stunden von W. in H., einem protestantischen Dorfe, wurde das Gustav-Adolphsfest gefeiert. Ich als Neugieriger wollte es mit ansehen. Es wurde, wie alle protestantischen Feste, mit Schimpfen auf die Katholiken gefeiert, und noch mehr Unsinn. Am Schlusse wurde einem reichen Gerber S., der den Papst spielte, das Absetzungsdekret gebracht. Zwei Bischöfe setzten den Papst ab. Das gab dann ein Gelächter ohne Ende. Dieß wurde aber in Trauer verwandelt; denn am Abend bestiegen viele Herren einen Wagen und machten eine Plästrfahrt zum Dorfe hinaus. Der Wagen schlug um. Der Papst brach augenblicklich den Hals, die zwei Bischöfe auch. Der Kutscher wurde nicht verletzt. Man sieht hier den Finger Gottes. Der Fall hat in H. großen Eindruck erregt.

28. Aus der Rheinpfalz.

Ein Mann in O. verfolgte seinen Seelsorger dergestalt, daß derselbe durch übermäßige Kränkungen einen schnellen Tod sich zuzog. Aber Gott wartete nicht lange auf den Verläumder; denn gleich nachher wurde er krank und mußte nach dreijährigem Leiden auch sterben. Wie er ausgab, nahm er ein.

29. Vom Rhein.

Als unsere Patres vor etwa 30 Jahren zu C. im Elsaß Mission hielten, befand sich da eine allgemein bekannte schlechte Dirne, welche gegen die Mission schimpfte und spottete. Dennoch ging sie einmal in eine Predigt. Es wurde gerade über den Mißbrauch der Gnade gesprochen. Mitten

in der Predigt stößt sie auf einmal ein lautes „Eh“ aus, und ist allsogleich eine Leiche. Als öffentliche Sünderin wurde sie natürlich sine luce et sine cruce unter den Boden gescharrt.

30. Aus der Rheinpfalz.

Ein Sohn von Jakob W. in E., der das Pfarrhaus verunreinigt hatte, wurde am 23. Mai 1863 in einer Nachbarsgemeinde durch Einsturz eines Kellergewölbes todtgeschlagen und so nach Hause gebracht. Einige Jahre später verlor der Vater sein Auge, und sein Sohn Michael, der das Fenster im Rausch eingeschlagen und so seinen Vater in der Stube verletzt hatte, war im letzten Kriege in mehreren Schlachten und wurde fast wunderbar gerettet; — er wurde nachher wieder nach Zweibrücken zu seinem Jägerbataillon gerufen und dort erschoß er sich in einem Anfall von Irrsinn am 11. Mai 1872 — so ist nun auch dieser Familienname ausgelöscht, da der alte noch lebende W. keine Söhne mehr hat.

31. Aus der Pfalz.

Im August 1867 wurde hier durch PP. Kapuziner aus Mainz Mission abgehalten. Während alle Pfarrkinder mit Freude sich an der Mission betheiligten, blieb J. E. aus der Filiale U., lediger Judenknecht und Viehtreiber allbort, trotz mannigfacher Aufforderung ganz von der Mission fern.

Ungefähr zehn Tage nach der Mission sagten ihm brave Taglöhner unter dem Dreschen: „Nächstes Jahr kommen die Kapuziner wieder. Da mußt du aber dann zur Mission.“

J. E. wurde ganz wüthend, griff gleich nach der Viehpeitsche und sagte: „Sie sollen nur kommen! Seht, mit der treib' ich sie hinaus!“

Die Kapuziner kamen wirklich im August 1868 zu einer Nachmission hieher, aber den Kapuziner-Peitscher hatte gerade acht Tage vorher die Gerechtigkeit Gottes ereilt.

J. E. war gerade mit derselben Peitsche in der Hand bei seinem Vieh im Eisenbahnwagen. Unweit Heidelberg wollte er ein wenig über den Viehwagen hinausschauen, aber im Augenblick wurde ihm der Kopf zerschmettert und er war augenblicklich todt, ohne nur noch vorher einen guten Gedanken fassen zu können. Allgemein galt dieses Ereigniß als Strafe Gottes.

Ich stehe für die Wahrheit dieser Erzählung ein und erlaube jeden Gebrauch. Zu bemerken ist, daß J. E. eine ganz schlechte Erziehung genoß und als Judenknecht jahrelang in keine Kirche kam.

32. Aus Nordamerika.

Vor einiger Zeit war in der Katholischen Volkszeitung von Baltimore ein Aufruf zur Einsendung von auffallenden Begebenheiten, bei welchen das göttliche Strafgericht in auffallender Weise zu erkennen sei. Dieses veranlaßte mich, diese Zeilen zu schreiben, obgleich das Schreiben nicht mein Geschäft ist, indem ich bloß ein gewöhnlicher Arbeiter bin. Die Thatsache, die ich hier erzähle, stelle ich Ihrem Gutdenken anheim, ob dieselbe für den Zweck passend ist, den Sie im Auge hatten, als Sie den Aufruf in der Zeitung bekannt machten.

Es war zur Zeit, als der Barbara Ubrik-Skandal im vollen Gange war, daß ich mit einem mir bekannten Manne über Religion sprach. Derselbe war ein Aufgeklärter vom reinsten Wasser. Er rühmte besonders, wie er in den deutschen Arbeiter-Vereinen der Schweiz klug geworden sei. Die Werke von Eugen Sue hätten sehr viel beigetragen.

Ich für meinen Theil disputirte so gut ich konnte gegen seine Ansichten, konnte aber nichts erreichen, indem der Mann

auf keines meiner Argumente hörte, und seine Tiraden vom Stapel ließ, ohne auf mich zu hören. Zufällig kamen wir auch an die Krakauer Klostergeschichte; da ging nun die Sache erst recht los. Er suchte zu beweisen, daß die Religion an dieser Geschichte die Schuld hätte. Mit ganz besonderer Entrüstung fiel er über die Schwestern her, indem dieselben die arme Irre so schlecht behandelt hätten, ja sogar im Kothe hätten liegen lassen. Ich that mein Bestes, ihn besser zu stimmen, war aber nicht erfolgreicher als vorher. Der Mann schimpfte d'rauf los nach der Melodie der liberalen Blätter, und ich hatte weiter nichts als meinen Aerger, ohne auch nur das Geringste erreicht zu haben. Nun mochte ungefähr ein Jahr vorüber sein, als seine eigene Frau geisteskrank wurde. Zuerst gab er vor, es wäre bloß Eigensinn und dergleichen. Allein der Zustand verschlimmerte sich täglich, so daß die Arme nach kurzer Zeit in die eine Stunde von C. entlegene Irrenanstalt N. gebracht werden mußte. Dort verfiel dieselbe immer mehr in stillen Wahnsinn, so daß man die arme Frau behandeln mußte wie ein kleines Kind. — Unser Aufgeklärter nahm aber eine andere Weibsperson in's Haus, mit der er zusammen lebte. Die Folge hievon war eine Frühgeburt, was aber so gut wie möglich vertuscht wurde.

Allein im Sommer 1872 brannte die Anstalt fast ganz nieder, was zur Folge hatte, daß die Bemittelten ihre Angehörigen heimnehmen mußten. Also auch unser Aufgeklärter. Nun hatte er seine Frau unter seiner eigenen liebevollen Obhut und der Pflege seiner Mätresse. Welche Behandlung die Person hatte, können Sie sich leicht denken. — Eine Schwester der betreffenden Frau besuchte dieselbe kürzlich, fand sie aber in einem erbärmlichen Zustand, fast entkleidet und ganz beschmutzt, im Zimmer einen Geruch, der nicht zum Aushalten war. — Das hier Bemerkte ist die reinste Wahrheit, was ich nicht selbst sah, habe ich von den

nächsten Verwandten der betreffenden Familie. Indem ich diese Zeilen Ihrer eigenen Prüfung überlasse, zeichne vielmals u. s. w.

33. Aus Oestreichisch-Schlesien.

Es ist bekannt, wie in neuerer Zeit vorzüglich durch sogenannte „volksthümliche" Broschüren und Tagesblätter der letzte Rest von Anhänglichkeit des Volkes an seine Priester systematisch unterwühlt wird. Die traurigen Früchte hievon offenbaren sich allenthalben in schreckenerregender Weise. Unter den Zeitungen, die kirchen- und priesterfeindliche Tendenzen besonders unter dem Landvolke verbreiten, nimmt „Der Freimüthige" unstreitig den ersten Rang ein. In der Gegend, in welcher ich vor einigen Jahren pastorirte, wird dieses Blatt häufig gelesen. So auch in J. bei O. in Schlesien. Der dortige Erbrichtereibesitzer, in dessen Hause, wie es bei uns üblich ist, wo keine Filialkirche sich befindet, sonntäglich die Christenlehre abgehalten wurde, ließ nun, wahrscheinlich durch die Lektüre jenes famosen Blattes veranlaßt, dem O. Dechant in zwar ziemlich höflicher, aber doch entschiedener Weise die Meldung zukommen, er sei nicht gesonnen, die Christenlehre, wie es bisher üblich gewesen, in seinem Hause abhalten zu lassen, weil dadurch die Biergäste gestört würden. Nebenbei machte er die Bemerkung: „Die paar alten Weiber, welche derselben beizuwohnen wünschten, würde er mit seinem alten Schimmel nach O. expediren." Der alte Schimmel jedoch hatte aber zur ersten Aufgabe, den Herrn Erbrichter selbst, und zwar als Leiche nach O. zu bringen. Er erkrankte nämlich bald nachher, bekam die Blattern und starb kaum mit der letzten Oelung versehen, die er in bewußtlosem Zustand empfing. Der Mann starb in der Blüthe seiner Jahre (35), der jüngste aus der liberalen Klique des Dorfes. Dieses offenbare Strafgericht Gottes hat in der ganzen Um-

gegend keine geringe Sensation verursacht. Aeußerte ja doch ein Bauer aus der Nähe, der mir die Geschichte erzählte, welche ich schon von O. aus kannte, wo ich den Todtenschein des Betreffenden gesehen und den Sachverhalt erfahren hatte: „An die Patern is nie gut rühra, ma kann sich den Kopf dabei zerschella. 's steht halt Einer hinter ihna, der gar oft deutlich zeigt, daß die Dinge, die man ihna anthut, ihm gelta."

34. Aus der Schweiz.

Ein Mann in A. fiel früher in eine Krankheit. Er wurde mit den heiligen Sterbsakramenten versehen. Er kam wieder auf, spöttelte über den Geistlichen und die heiligen Sterbsakramente, die er ihm gereicht. Kürzlich erkrankte er wieder. Man schickte nach dem „Herrn"; dieser brach sofort auf, aber bald kam ihm die Botschaft entgegen, es sei schon zu spät.

Der rex tremendae majestatis, der König, vor dem wir zittern sollen, laßt seiner nicht spotten!

35. Aus Baden.

Als im Jahre 1871 auf der Anhöhe bei M. ein sogen. Friedensfeuer brannte, sagte ein aufgeklärter Städtler: „Da sollte man jetzt alle Ultramontanen und Pfaffen hineinwerfen und verbrennen!" Ein Katholik sagte sogleich zu ihm, er werde vielleicht in gar nicht langer Zeit noch recht froh sein über die Geistlichen, wenn nur ein Geistlicher zu ihm komme. Es verging wirklich kaum ein Jahr und er wurde mit einer schweren Krankheit heimgesucht, die mit dem Tode endete. Da war es nun ganz auffallend, wie derselbe Mann während seiner langen und schmerzlichen Krankheit nach nichts mehr Verlangen hatte, als nach dem Geistlichen und seinen öfteren Besuchen. Er verlangte selbst mehrmals vor seinem Tode die heiligen Sakramente zu empfangen.

36. Aus der Schweiz.

T. B. hat sich in der Blüthe seiner Jahre erhängt, nicht aus Religion, denn er hatte ja keine, wohl aber ging er dem Sünden- und Lasterleben nach und floh die Arbeit. Und wie hat sein Vater vor einigen Jahren geendet? Im Rausche. Seit Jahren beichtete er nicht mehr und haßte die Kirche und Alles, was an Religion erinnerte. Als die neue Kirche eröffnet wurde, hatte er nur Spott für sie, nicht die Freude der edleren Pfarrkinder. Er kam nicht. Als man aber das Wirthshaus zum „Sternen" eröffnete, sagte er, das lasse er sich gefallen; da komme er schon in's Dorf. Den übermäßigen Trank würzte er mit Spott über Religion, ging dann toll und voll heim und sogleich in die Ewigkeit vor Gottes Richterstuhl.

37. Aus der Schweiz.

T. in O. erhängte sich vor etlichen Jahren ganz bequem am Boden, d. h. an einem niedern Tännele, so daß er dazu liegen mußte. Wie hat er gelebt? Noch kurz vor seinem fluchwürdigen Judasende verspottete er bei Protestanten die heilige Messe, indem er that, als lese er mit einer Hostie Messe. Sonst verspottete er in den Wirthshäusern, und wo man's haben wollte (traurig genug!), die Geistlichen, indem er ihren Predigerton ꝛc. nachahmte.

Ein religiöses Verbrechen in ausgezeichneter Art wird von jedem Katholiken begangen, welcher die Gnade der katholischen Kirche anzugehören hinwegwirft, und sich entweder einer Sekte zuwendet oder dem allseitigen Unglauben sich hingibt. Solchen Menschen gilt vorzugsweise der Ausspruch Christi: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden."

Darum kann vorausgesagt werden, daß Gott zuweilen die Wahrheit dieses Ausspruches schon im dießseitigen Leben augenscheinlich und handgreiflich macht. Die Erfahrung bestätigt es.

1. Aus Baden.

Vor zwei Jahren, als ich Vikar in W. war, warf ein angesehener Mann nach dem Fackelzug am Friedensfest in den brennenden Fackelhaufen zur Belustigung der Umstehenden ein Schriftstück mit den Worten: „Hier verbrenne, päpstliche Unfehlbarkeit!" — Alsbald zeigte sich eine rasche Abnahme seiner Kräfte, und in ganz kurzer Zeit (wie ich mich erinnere, noch im gleichen Monate seines Frevels) starb er, ohne sich mit der Kirche ausgesöhnt zu haben. Die Besserdenkenden erkannten hierin eine Strafe Gottes.

2. Aus Baiern.

Ein katholischer Hauptmann außer Dienst, verheirathet, Vater eines Kindes, Gatte einer edlen Frau, verläßt diese böslicher Weise und zieht umher mit einer Konkubine. Er bezeichnete sie, wo er sich unter Fremden befand, als seine Gattin. Die Konkubine gebärt ein Kind. Die Ortspolizei, welche schon lange zuvor den Nachweis seiner Verehelichung verlangt, welchem Verlangen der Betreffende aber unter tausenderlei geschickt ersonnenen Vorwänden immer zu entgehen weiß, überzeugt sich endlich, daß die Niedergekommene nicht seine Gattin sei und stellt ihm die Alternative: entweder sie sofort zu ehelichen, oder aus der Stadt und aus dem Lande gewiesen zu werden. Wie kann aber ein rechtmäßig verehelichter Katholik eine andere gültige Ehe eingehen? So zieht er fort. — Sein Kind läßt er wenigstens nach katholischem Ritus nicht taufen und sucht einen anderen Aufenthaltsort. Auch dort ausgewiesen, zieht er in seinen

letzten Ort. Sein Verweilen daselbst umfaßt nur drei Monate. Schon sitzt ihm der Tod in Gestalt der Lungensucht auf dem Nacken.

Geraume Zeit vor seinem Tode naht sich ihm durch die Erbarmung Gottes ein christlich denkender Arzt. Es naht sich ihm der durch fremde Theilnahme auf die gefährliche Lage des schwer Erkrankten aufmerksam gemachte Diener der Kirche. Aber dessen wohlgemeinte Versuche, den mit seinem baldigen Tod wohlbekannten „Freigeist" zur Aussöhnung mit Gott und seinem rechtmäßigen Weibe zu bewegen, begegnen einem trotzigen Widerstreben, welches apodiktisch jedes Gebet zurückweist, geschweige etwas hören will von Beicht und Kommunion. „Ich will mit meinem Gott schon zurecht kommen!" war seine Rede. „Ich bin Freigeist und will absolut nichts wissen von Beicht und Abendmahl, auch nichts vom Gebete!" Am vierten Tage jener fruchtlosen Bemühungen macht ein plötzlicher Blutsturz seinem Leben ein Ende. Vier Träger trugen ihn zu Grabe. Ein Polizist sah die Leiche in die Grube versenken. Niemand sonst stand am einsamen Grabe, und in drei Minuten war der Grabeshügel über seinem Sarge aufgebaut. Der Leichenbeschauer sagte, daß die Gesichtszüge des Verstorbenen schrecklich verzerrt waren, sein Mund weit aufgesperrt lag, und das Scheiden ihm wohl entsetzlicher müsse gewesen sein, als er sich noch wenige Zeit zuvor geberdete.

Ob er wohl zurecht gekommen mit seinem Gott?

3. Aus den Rheinlanden.

Ein Herr in . . . am Rhein war katholisch getauft und erzogen, aber ohne allen Glauben. Er trat zum Protestantismus über, heirathete eine protestantische Frau — und lebte ohne Religion für die Erde. Schwer erkrankt, wies er jeden geistlichen Beistand zurück, ja er hatte eine Pistole

neben ſeinem Bette hängen und drohte jeden „Pfaffen“, ſei er proteſtantiſch oder katholiſch, zu erſchießen, wenn einer es wagte, ſich ihm zu nahen.

In der letzten Nacht wüthete, tobte und fluchte er derartig, daß ſelbſt ſeine Familie ihn verließ, und nur eine brave katholiſche Wärterin bei ihm aushielt. Gegen Morgen wurde er etwas ruhig, erhob ſich dann plötzlich mit grauſig verzerrtem Geſicht und ſprach: „Ich bin verdammt, ich bin verdammt!“ Dann brach er zuſammen und ſtarb. (Aus dem Munde dieſer Wärterin, die ſehr tugendhaft war und, zitternd am ganzen Leibe, unter einem Strome von Thränen, dieſe ſchauerliche Geſchichte mir ſelbſt erzählte.)

4. Aus den Rheinlanden.

In einem Krankenhauſe, das bedient wird von barmherzigen Schweſtern, war ein Kranker, Tiſchler von Profeſſion, der trotz allem Zureden nie am Gebete und Gottesdienſte theilnehmen wollte, ſondern darüber nur ſein Geſpött trieb. Als der Tod nahte, wies er auch die heiligen Sakramente zurück. Die Schweſtern beteten mit großer Inbrunſt an ſeinem Sterbebette. Auf einmal ſagte er: „Höret nur auf; euer Gebet iſt unnütz! Da ſteht ſchon derjenige“ — und dabei zeigte er mit der Hand auf eine Stelle hin — „der mich holen will!“ Sofort ſtarb er.

5. Aus Nordamerika.

Ein Mann aus Gr. L. im Bisthum Tr. kam nach Amerika und lebte geraume Zeit im Staate Indiana. Da er ein großer Lump war, in Deutſchland viel verputzt hatte und das Laſterleben auch in Amerika fortſetzte, ſo kam es mit ihm bald dahin, daß er in's Armenhaus aufgenommen werden mußte. Er ſoll auch ein großer Liebhaber geweſen

ſein vom Laſter Nr. 6 und fiel vom katholiſchen Glauben ab. Dieſer Menſch nun iſt einmal wie aus dem Armenhaus verſchwunden; man wußte nicht wohin er kam. Doch nach einigen Tagen fand man zum Erſtaunen ſeine Gebeine und einige Kleiderfetzen im Schweineſtall. Man weiß nicht, wie er hineingekommen iſt, wohl aber glaubte man, daß es ein Strafgericht Gottes war; er ſei gleichſam nicht mehr werth geweſen, als daß er dieſen Beſtien zugefallen iſt.

6. Aus der Schweiz.

P. war Arbeiter in der Eiſenbahnwerkſtätte in O. Er hatte eine Perſon von D. zur Frau, war aber von W. gebürtig und wohnte dort. Einer der gefährlichſten und wüthendſten Anhänger Gſchwinds, ging er alle Sonntag über die Aar in den Gottesdienſt bei Gſchwind und hatte ſogar ſeine Frau und ſeine Mutter genöthigt, bei dem Apoſtaten zur Beichte zu gehen. Am verfloſſenen 15. Februar wurde er in der Werkſtätte vom Triebwerk ergriffen und auf entſetzliche Weiſe verſtümmelt und zermalmt, ſo daß faſt plötzlicher Tod erfolgte.

7. Aus Schleſien.

Im Jahre 1822 war ich ſieben Jahre alt. Da hatte mein Vater mit einem „abgelöſchten“ Katholiken, Namens K. E., die Dominial-Obſtgärten in S. gepachtet. Der dortige Kunſtgärtner war früher katholiſch. Die Herrſchaft hätte es gern geſehen, wenn er Proteſtant würde. Da aber ihre Verſuche dazu bei ihm doch nicht gelingen wollten, ſo wurde der Ortspfarrer M., Redner in der Freimaurer-Loge „zu den drei Todtengerippen“ in Breslau, herbeigezogen. Dem iſt es dann mit ſeinem Geſpötte über alles Katholiſche gelungen, daß er zu ihm in den Unterricht ging. Beim erſten Male kam es Jenem vor, als

wolle ein ſchrecklicher Sturm ihn davon zurückhalten. Er ſagte dieß dann dem proteſtantiſchen Paſtor, welcher ihm bemerkte, das ſei bloß Phantaſie und Einbildung. Der Gärtner, dann Proteſtant geworden, fing an mit meinem Vater zu ſtreiten über die katholiſche Lehre. Mein Vater vertheidigte ſie, ſo gut er konnte. Wenn ich nicht irre, ſagte der Gärtner: er fühle ſich glücklich. Einmal hatte der Gärtner der Herrſchaft ein paar Enten geſtohlen und gebraten an einem Freitage. Mein Vater wurde dazu eingeladen, hat aber nicht mitgenoſſen. Da wurde über ihn geſpottet. Er aber ſagte: „Warum ſoll ich der Kirche ungehorſam ſein?“ Der Gärtner aber ſpottete fort und ſagte: „Was zum Munde eingeht ꝛc. Adam hat auch die verbotene Frucht gegeſſen ꝛc.“ Im Herbſte aber geht der Gärtner zum E. und klagt, daß er keine Ruhe finde. „Der R. (mein Vater war gemeint) iſt ein glücklicher Mann,“ ſagte er. „Der ſteht in ſeinem Glauben feſt, und ich bin davon abgefallen, bin verflucht und auf ewig verloren.“ Der E. ſuchte ihn zu beruhigen, aber vergebens. Der Gärtner ging fort und — erhängte ſich.

8. Aus Naſſau.

In meinem Geburtsorte H. war eine katholiſche Familie — beſtehend aus drei ledigen Geſchwiſtern, zwei Brüdern, einer Schweſter, und einer Magd —, welche offen darauf ausging, nicht nur für ſich, ſondern auch bei Allen, die bei ihr ein- und ausgingen, mit ſataniſcher Bosheit den Glauben zu zerſtören und den Unglauben bis zur Verneinung Gottes zu verbreiten. Da dieſelbe ein Handwerk betrieb, ſo hatten Manche Geſchäfte halber bei ihr zu thun, und ich glaube wohl ſagen zu dürfen, daß die meiſten der Beſucher großen Schaden litten. Es ſtarben zwei dieſer verführten Unglücklichen plötzlich, unausgeſöhnt mit ihrer heiligen Mutter, der Kirche. Ja das Begräbniß des Einen gab noch durch

Herbeirufung eines deutsch-katholischen Schwätzers großen Skandal in der Gemeinde. Ein Bruder und die schon lange kranke Schwester obiger Familie starben in ziemlich hohem Alter einige Wochen von einander, natürlich wie sie gelebt, ohne Sakramente, und wurden daher auch gleich Obigen ohne Priester beerdiget.

Den größten Schaden hatten aber wohl drei Brüder aus einer wohlhabenden Familie gelitten. Namentlich besuchten zwei davon häufig dieses Haus und halfen öffentlich und insgeheim treulich mit, die katholische Kirche zu verhöhnen. Zur Zeit des Deutschkatholizismus predigte der Eine fast täglich in den Wirthshäusern. Nach dem Tode der Eltern blieben diese drei Brüder ledig beisammen wohnen. Der Jüngste, zwischen 20 und 30 Jahre alt, erhenkte sich mit einem Stricke. Der Andere wurde wegen Brandstiftung gefänglich eingezogen und erstickte sich, weil nichts Anderes vorfindlich, mit einem Besenstiel im Gefängnisse, und der Aelteste kam wegen Verdacht oder Anklage mit Kindern gesündigt zu haben zur Untersuchung ebenfalls in's Gefängniß und machte mit einem Schusse seinem Leben ein Ende.

Es sind gewiß noch manche wichtige Einzelheiten bei diesen Leuten vorgekommen, worüber ich aber, weil meistens auswärts, nichts Genaues sagen kann.

9. Aus der Schweiz.

Letzte Woche starb eine noch ganz junge Frau in D. Sie war eine der leidenschaftlichsten Anhängerinnen des Gschwind. Es hatte sich an ihrem Halse ein kleines Geschwürchen gebildet. Doktor M. von O., der zur Patientin gerufen wurde, schnitt selbes auf. Der Zustand verschlimmerte sich auffallend. Man rief einen zweiten Arzt. Aber beide stunden dem Uebel rathlos gegenüber. Gschwind wurde gerufen. Sie konnte nichts mehr sprechen oder wollte es nicht mehr. Gschwind reichte ihr die Hostie und ließ etwas Fleischbrühe nachgießen.

Die Kranke erſtickte und gab mit fürchterlichem Röcheln den Geiſt auf. Der ganze Kopf war zu einer unförmlichen Maſſe aufgeſchwollen, ganz ſchwarz und unkenntlich geworden, die Oberlippe weit aufgeworfen, die Zunge übermäßig lang herausgeſtreckt.

Kurze Zeit vor ihrem Erkranken hatte ſie einem Pater Kapuziner, der ihr über ihre Anhänglichkeit an den abgefallenen Prieſter Gſchwind in's Gewiſſen redete, in leidenſchaftlich roheſter Art entgegengeſprochen.

Das Volk erkannte Gottes Strafgericht hierin.

10. Aus der Schweiz.

In einem Marktflecken der Oſtſchweiz ſind innerhalb der letzten acht Jahre von der Gattung der Katholiken, die eine feindſelige Stellung gegen ihre eigene katholiſche Konfeſſion eingenommen, 13 geſtorben wie folgt:

Zwei als Religionsverächter bis zum Tode, mit Weigerung, die heiligen Sakramente auf dem Todesbette zu empfangen.

Drei eines plötzlichen Todes.

Vier nach kurzer ein- bis mehrtägiger Krankheit, ohne mit den heiligen Sterbſakramenten verſehen worden zu ſein.

Drei (ein Vater und ſeine zwei erwachſenen und verehelichten Söhne), welche alle drei zuſammen innerhalb Jahresfriſt der Abzehrung unterlagen. Dieſe, nachdem ſie in geſunden Tagen jahrelang durch Meidung des Gottesdienſtes und irreligiöſe Reden vielfach öffentliches Aergerniß gegeben, krochen endlich noch zum Kreuze, aber erſt, nachdem der Gerichtsdiener Senſenmann ſchon ſtark an die Kammerthür ihres Herzens geklopft und ſie vor die höchſte Inſtanz zitirt hatte.

Einer nach längerer Krankheit und nach freiwilliger Berufung eines Geiſtlichen, der ihm die letzten Gnadenmittel geſpendet.

Von diesen 13 Abgeschiedenen sind fünf innerhalb letzter Jahresfrist gestorben. Von den drei eines plötzlichen Todes Gestorbenen wurden zwei beim Bahnhof (der eine 1865, als er eben aus dem Eisenbahnwagen gestiegen war, und der andere 1871, als er eben über das Geleise schritt) von einem Schlaganfall getroffen und verschieden innerhalb 24 Stunden, ohne vorher die Besinnung erlangt zu haben. Der dritte war ein Hauptagitator gegen die Geistlichkeit und soll in gesunden Tagen geäußert haben: „Wenn ich nur vor meinem Tode keinen Schwarzen vor mir sehen muß!" Dieser traurige Wunsch ging denn auch an ihm in Erfüllung. Er fühlte sich kurze Zeit unpäßlich, setzte sich am 26. März 1871 unter Tages in seiner Stube auf das Kanapee, um auszuruhen, und in dieser Lage vom Schlage gerührt, verschied er, ohne einen Schwarzen gesehen zu haben.

Anders verhält es sich mit einem seiner Gesinnungsgenossen, welcher vor seinem Tode und bis zu demselben sich von drohenden Teufeln umringt glaubte. Der erste, welcher in öffentlichen Blättern den Geistlichen den Fehdehandschuh hinzuwerfen pflegte, wurde, während er wegen eines Streites vor dem Friedensrichter stund, von einem Hirnschlag oder einem ähnlichen Unfall getroffen. Für eine kurze Zeit erholte er sich wieder und wollte seinem Gegner repliziren, aber der Anfall wiederholte sich. Man mußte ihn zu Bette legen. Alsbald fing er an schrecklich zu röcheln und verschied noch am selbigen Abend.

Der Andere, zuletzt Genannte, war ein dienstfertiger, gemüthlicher Mann und eine poetische Natur. Er hielt es mehr aus Leichtsinn, denn prinzipiell, mit den Kirchenfeindlichen und ließ sich dadurch verleiten, einen Begräbniß-Skandal mitzumachen, und einem unbußfertig gestorbenen alten Sünder und Revolutionär in Kirche und Staat die Lobrede vor seinem Grabe zu halten. Hernach soll dieser improvisirte Prediger diese Handlung bereut haben. Aber

ein Jahr und 22 Tage ſpäter wurde er ſelbſt, der zur Zeit der gehaltenen Grabrede noch ein rüſtiger Mann war, ebenfalls zu Grabe getragen, nachdem er jedoch in chriſtlicher, bußfertiger Geſinnung verſchieden war.

11. Aus Oeſtreich.

Doktor Mühlfelds Tod ohne Sakramentenempfang gerade an dem Tage, an dem der Kaiſer in Wien die drei konfeſſionellen Geſetze ſanktionirte, deren Prinzipien durchzuſetzen Mühlfeld ſich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben ſchien, iſt auch Ihnen ſicher ohne dieß bekannt. Selbſt die liberalen Zeitungs-Grabreden wieſen auf den Zuſammenhang dieſer zwei Ereigniſſe hin, deuteten ſie aber natürlich nach ihrem Sinne.

12. Aus Tirol.

Im Jahre 1867 kurſirte in Tirol eine Adreſſe gegen das Konkordat, welche im ganzen Lande 1318 Unterſchriften erhielt, von denen aber Innsbruck allein 1017 lieferte. Unter Andern unterſchrieb die gegen die Kirche und das Prieſterthum injuriöſe Adreſſe auch der Kapellmeiſter der Stadt B. und der Gemeindevorſteher des abgelegenen Thales P., Beide mit Namen H. Allein im nämlichen Jahre noch ſtarben Beide eines jähen Todes. Bei erſterem, den ein Blutſturz hinraffte, liefen erzliberale Doktoren beſtürzt durch die Stadt um einen Prieſter, letzterer ſtarb nach kurzer Krankheit unter ſchrecklichen Wuthausbrüchen im Delirium, ohne mit den Sakramenten verſehen zu ſein. Auch letzterer Fall machte natürlich großen Eindruck. Der Wundarzt von N., der ihm immer die „Preſſe" zugeſchickt und dadurch an ſeinem Verderben große Schuld hatte, ging noch ſelben Tag beim ältern Herrn Kuraten in W., wo ich zur Aushülfe war, zur Beichte, wo H. begraben wurde, obwohl gerade beſondere Feſtlichkeit dort war.

Die Fälle, wo ein im Uebermuth oder bösem Affekt ausgestoßener Wunsch in Erfüllung ging, sind so auffallend häufig, daß ein geheimnißvolles Gesetz hierin bestehen muß. Es scheint im ausgesprochenen Wort eine Gewalt zu liegen, wie in der losgeschossenen Kugel, deren Wirkung auch durch keine Reue mehr zurückgenommen werden kann. Und zwar gilt dieß nicht nur von dem Wunsch, Schwur oder Fluch, welchen der Mensch über sich selbst, sondern auch welchen er über Andere spricht. Auch aus dieser Rücksicht mag der Heiland vor dem unnützen Wort gewarnt haben.

1. Aus der Rheinpfalz.

In einer Filiale eines Nachbardorfes O. ist ein Ehepaar, welches drei Kinder hat, aber alle drei stumm. Eine nahe Verwandte vom Mann, welche früher bei uns im Dienst war, fragte ich, was wohl die Ursache sein mag, daß die Eltern so hart heimgesucht sind mit ihren Kindern. „Ei," sagte diese Person, „dieser Mann hat es verdient, da er ein anderes Mädchen verführte, und derselben schwur, wenn er eine Andere heirathe, so sollen seine Kinder alle stumm werden. So hat ihm Gott nun gegeben, was er wollte."

Obiger Mann hat schon die zweite Frau. Die erste bekam schon nach einem Vierteljahr ihrer Ehe den Krebs an die Brust und starb bald daran im elterlichen Hause.

2. Aus Baden.

Vor mehreren Jahren ließ sich ein studirender Lehrerssohn, mit Namen H., der als Pflegling in's Knabenseminar zu Fr. aufgenommen worden war, vom Geschrei gegen die „Pfaffen" so einschüchtern, daß er diese Anstalt verließ und eines Tages vor Kameraden die Aeußerung that: „Meinst Du, ich will ein Pfaff werden?"

Deßungeachtet ſtudirte er von 1851—1854 Theologie mit Erfolg, ſtarb aber im folgenden Jahre, bevor er die Prieſterweihe empfing.

3. Aus Baiern.

Herr Oberpolizei-Kommiſſär H. hier erzählte heute, daß in einem hieſigen Wirthshauſe des F. ein raffinirter Spieler beim Kegelſpiel eines Tages immer verlor. Endlich ſetzte er ſein letztes Geld mit dem frevelnden Spruch: „Wenn ich noch einmal verliere, ſo ſoll mich der Teufel holen, wenn ich noch einmal dann in eine Kirche gehe!“

Er verlor wieder und war am folgenden Tage wahnſinnig.

4. Von der Moſel.

Am 31. Auguſt 1872 heirathete hier ein gewiſſer G. Der Burſche hatte früher mit einem anderen Mädchen Liebeshändel und ein Kind. Dieſes deflorirte Mädchen brachte ſeine Lage und Klage bei der neuen Braut an. Von dieſer darüber zur Rede geſtellt, antwortete er: „Wenn das wahr iſt, dann ſoll mich der Teufel am Hochzeitstag holen!“ — Dieſer Hochzeitstag war nun am bezeichneten Tag. Nachts gegen 12 Uhr wird der Geiſtliche zu dem Menſchen gerufen. Er iſt wie wahnſinnig und hat nur noch die Worte: „Der Teufel holt mich! Da ſteht er! Ich ſehe ihn!“ Von dieſem Tage an iſt der Menſch wahnſinnig und ſpricht nur von ſeiner Verdammniß. Gegenwärtig iſt er in der Irrenanſtalt zu S.

5. Aus Schwaben.

In meinen Jugendjahren wurde in O. der Gottesackermann, der die Todten zu begraben hatte, zum Sterben krank. Jedermann erwartete ſtündlich deſſen Auflöſung. Aber es verfloß Stunde um Stunde, ein Tag nach dem

andern, und noch immer wollte sich der ernste Ton der Glocke, mit welcher man die Scheidung läutet, nicht vernehmen lassen. Kurz, der Mann schien jeden Augenblick sterben zu müssen, und konnte es doch nicht zum Sterben bringen. Da ließ man plötzlich eine Frauensperson aus einem anderen Orte zu dem Kranken rufen; es erschien das Gericht vor dem Sterbenden, und bald darauf war er verschieden.

Als kleiner Bube glaube ich über diesen sonderbaren Vorfall Folgendes gehört zu haben: Der Todtengräber hatte in seinen ledigen Jahren ein Kind gezeugt, vor Gericht aber die Vaterschaft mit einem Eide abgeläugnet. Entrüstet über den meineidigen Verführer habe ihm das Mädchen gesagt: „Du sollst nicht sterben können, bis du diesen Meineid in meiner Gegenwart feierlich zurückgenommen!“ Darüber waren viele Jahre verflossen; und nun konnte der Mann in der That nicht sterben, bis er die Person an sein Sterbebett gerufen und in Gegenwart des Gerichts seinen früheren falschen Eid feierlich widerrufen.

6. Vom Rhein.

Kaplan D. begrub in G. einen Menschen, der als Flucher bekannt war, und immer das Wort im Munde führte: „Ein Donnerwetter soll dich zerschlagen!“ Beim Auszug auf den Kirchhof fing der bisher ganz heitere Himmel an, sich zu umwölken. Das Gewitter kam immer näher, und sobald der Sarg im Grabe lag, fuhr das Donnerwetter in das Grab, so daß alle Umstehenden von Angst und Schrecken ergriffen wurden. (Aus dem Munde von Augenzeugen.)

7. Aus Schwaben.

Als ich vor 3¼ Jahr nach B. kam, wurde ich zu einem Mann von circa 60 Jahren gerufen, um ihm die

heiligen Sakramente zu spenden. Vor ungefähr fünf Jahren traf den Betreffenden ein Schlagfluß, welcher ihn völlig lähmte, ihm die Sprache, Gehör und den Verstand raubte. Unartikulirte Laute, gleich dem Brüllen eines Thieres, sind seine Aeußerungen. Ob er mich erkannte, kann ich nicht sagen; denn so oft ich seit dieser Zeit ihn besuchte, konnte ich ihn nicht verstehen und wahrscheinlich auch er mich nicht.

Ueber sein früheres Leben und Treiben ließ ich mir von seinem Nachbarn Folgendes erzählen: Er ist jetzt zum zweiten Mal verheirathet und ist das Kreuz und die Plage seiner noch lebenden zweiten Frau. Er war und ist jetzt noch ein leidenschaftlicher Schnapser und brüllt oft entsetzlich bis er wieder Schnaps bekommt. Seine erste Frau behandelte er sehr grob, traktirte sie vielfach mit Schlägen im Rausche. Noch zu Lebzeiten seiner ersten Frau soll er mit der jetzigen zweiten Frau unerlaubten Umgang gepflogen haben. Besonders ist er bekannt als ein jähzorniger Mensch und Gotteslästerer. Im Zorn fluchte er eine ganze Litanei der schrecklichsten Flüche herab und der Schluß war: „und die Flüche, die ich nicht weiß, sollen auch noch gelten." Diese seine Wuthausbrüche begleitete er mit Gestikulationen, indem er die Fäuste gen Himmel streckte. „Er hat so geflucht, daß sich die Balken hätten mögen bucken" (biegen), sagte mir ein Mann. „Jetzt ist es ausgeflucht bei ihm," äußern sich die Leute; denn sein jetziger Zustand wird allgemein als eine Strafe des gerechten Gottes angesehen, den er in der Wuth so oft frevelhaft herausgefordert hat.

8. Aus Baiern.

Am 27. Oktober 1860 sprach F. von St., Landgerichts St., als er falsch schwor: „Gott soll mich gleich maustodt umfallen lassen, wenn es nicht wahr ist;" und als er dieses gesagt hatte, fiel er nieder und war todt.

9. Aus Baiern.

Als man vor ein paar Jahren bei Berchtesgaden in Oberbaiern die dortige Pfarrkirche baute, äußerte sich Jemand, der ein Hauptgegner dieses Kirchenbaues war: „Ich will lieber blind werden, als diese Kirche sehen.“ Als nun dieser mit Mörtelmachen beschäftigt war, spritzte ihm Kalk in die Augen und er erblindete.

Am Charfreitag des Jahres 1871 ging A. B. aus A., Arbeiter in der K.'schen Papierfabrik, Pfarrei St. bei Br., von einem Wirthshaus in's andere, zog aus seiner Tasche Fleischspeisen, verzehrte dieselben unter Lästerungen auf den Heiland. Am Charsamstag zog man seine Leiche aus einem Bächlein, in welches er Charfreitag Abends gefallen war.

10. Aus Baden.

Der aufgeworfene Stein der Verwünschung fällt auf den eigenen Kopf herab. In dem Dörflein H. im Breisgau lebte vor zwölf Jahren noch in dem Hotel zur Eintracht, wie die Leute das Armenhaus wegen des vielen Streitens nennen, eine ledige Person, die wegen eines unsittlichen Umganges mit einem Schäfer nur die „Schäferin“ hieß. Diese hat nicht allein unsittlich gelebt und die Unsittlichkeit vererbt, sondern auch das Stehlen mit der Fertigkeit eines ausstudirten Gauners verstanden. Auch am Stehlen erwischt, wußte sie schlagfertig zu läugnen. Der Schluß der Unschuldsbetheuerungen war aber stets derselbe: „Ich soll schwarz werden am ganzen Leib, wenn das so ist!“ Die Person ist aber das geworden, was sie so oft über sich herabgewünscht hat. Sie ist am ganzen Leibe schwarz geworden. Niemand wollte ihr wegen des Gestankes und des ekelhaften Anblickes abwarten.

Eine Frau, welche in diesem Ort nicht um Geld, sondern Christus und den Kranken zu lieb abwartete und jetzt

noch lebt, ſtand an dieſem Krankenbett, das bald Todbett wurde. Auch dieſe Frau hatte die Geſtrafte früher ſagen gehört: „Ich ſoll ſchwarz werden, wenn das ſo iſt!“ — Die Sterbende ſah die Erfüllung ihres ſchrecklichen Wunſches nur als ein Strafgericht Gottes an.

11. Aus Ungarn.

Neulich beſuchte ich eine Familie in R., ſah mir im Zimmer die verſchiedenen Heiligenbilder an, und kam zu einem Holz-Kruzifix. Da ſagte die Hausfrau: „Sehen Sie, Hochwürden, das iſt das Kreuz, vor welchem einmal ein Frauenzimmer, nachdem es eines Diebſtahls wegen zur Unterſuchung gezogen wurde, einen Fluch ausſtieß mit den ungariſchen Worten: „Fene egyen mey!“ (die beiläufig ſo lauten: Der Krebs möge mich verzehren, wenn ....). Zwar geſtand die Diebin zuletzt Alles ein, aber der fürchterliche Fluch hat ſich in einem Jahre darauf erwahrt. Sie bekam an der Naſe den Krebs, der im ganzen Geſicht um ſich griff und ſein Opfer auch nicht verſchont hat.“

12. Aus Baden.

Zwei junge brave Eheleute lebten mit einander zufrieden auf ihrem kleinen Land- oder Rebgute außerhalb des Dorfes G. Die Frau drang darauf, daß der Mann, wenn er an Sonn- oder Feſttagen vor dem Nachteſſen bei einem Schoppen im Wirthshauſe geweſen, nach dem Eſſen zu Hauſe bleibe. Einmal hatte derſelbe ſich nochmals dahin geſchlichen. Bei ſeiner Rückkehr hält ihm die Frau vor: „So, haſt nochmals in's Wirthshaus müſſen!“ Der Mann läugnete es und verſchwur ſich ungefähr mit den Worten: „Ich ſoll morgen nicht mehr geſund aufſtehen, wenn ich im Wirthshaus geweſen bin!“

Beide gehen geſund zu Bett. Gegen 4 Uhr klopft der Mann ſeiner Frau und klagt, daß ihm gar nicht wohl ſei.

Sein Befinden verschlimmert sich. Die Frau ruft den Arzt und Verwandte in's Dorf. Bis diese kamen und der Tag graut, ist der Mann eine Leiche. Dieß geschah im Nov. 1866.

13. Vom Rhein.

Vor einigen Jahren wollte ein Fuhrmann mit einem ersichtlich weit über den tarifmäßigen Satz befrachteten Karren auf einer fliegenden Brücke (sogen. Gierponte) über den Rhein setzen. Als ihm von dem betreffenden Fährmanne (meinem Onkel) bemerkt wurde, er habe zu schwer geladen, erwiederte er: „Ich will den Hals brechen, wenn es wahr ist." — Kaum hatte er auf dem gegenseitigen Ufer eine Strecke von einer halben Stunde zurückgelegt, als er wirklich den Hals brach.

14. Aus Tirol.

Die ledige Margaretha V. von W., eine Stunde von hier, lebte bis zu ihrem Tode im Konkubinate, war Mutter von fünf außerehelichen Kindern und dem Sakramentiren und Fluchen sehr ergeben; sie wurde, als sie gerade wieder den Fluch: „Wenn mich nur einmal das Donnerwetter verschlüge!" ausgestoßen hatte, vom Blitze getroffen. Man fand sie, sämmtliche Kleider vom Leibe gerissen, ohne jede körperliche Verletzung, auf freiem Felde (4. April 1862, 38 Jahre alt).

15. Aus Baiern.

Ein Lästerer, der besonders die Geistlichkeit zur Zielscheibe seiner bösen Zunge machte, mit Namen R. von O. in Baiern, wurde öfter von den Leuten zurecht gewiesen und ihm Lüge und Verleumdung vorgeworfen. K. hatte dafür immer die Antwort: „Wenn es nicht wahr ist, soll mich das Wetter bei heiterem Himmel erschlagen!" Einst ging er auf das Feld Garben binden. Es war heiterer Himmel, nur ein kleiner Wolkenstreif sichtbar. Plötzlich fährt

aus diesem ein Blitzstrahl — der erste und letzte, und wirft den Menschen todt zur Erde. Darauf war der Himmel wieder rein.

16. Von der Mosel.

Folgenden interessanten Vorfall erzählte mir ein Freund, der Pfarrer B. in K. Er reiste auf dem Dampfschiff und traf dort einen Mann an, der mit seinem Kinde von einem Wallfahrtsorte kam. Der Pfarrer wollte mit dem Kinde reden. Der Vater erklärte ihm, es sei taubstumm. Als der Pfarrer sein Bedauern darüber aussprach, daß das schöne Kind taubstumm sei, antwortete der Vater tief aufseufzend: „Ja, wenn Sie wüßten, Hochwürden, was das für eine schreckliche Sache ist!“ Auf Zureden des Pfarrers erzählte der Mann, er habe seine Frau gegen den Willen der Schwiegermutter geheirathet. Als seine Frau sich nicht hätte abwendig machen lassen, hatte die Mutter im Zorne geflucht: „So wünsche ich dir, daß alle deine Kinder taubstumm würden!“

Ich habe sieben Kinder, erzählte der Mann, eines schöner als das andere; sie sind alle sieben taubstumm.

17. Aus Württemberg.

In R. an der gr. Linde wohnte ein Bäcker Namens L., der seit vielen Jahren bei seinem dort wohnenden Bruder, einem Müller, mahlen ließ. Im vorigen Jahre berichtete der Bäckergeselle seinem Herrn, wie er in der Mühle gewesen, habe der Müller von dem Mehle des Bäckers zwei Mehlwannen voll heimlich hinweggenommen.

Der Bäcker stellte hierüber seinen Bruder zu Rede, dieser stellte die Aussage des Bäckergesellen in Abrede, worauf er von seinem Bruder, dem Bäcker, verklagt wurde. Nach Jahresfrist, vor etwa 4—6 Wochen, wurde der Prozeß geendet, der Müller freigesprochen, und der Bäcker wegen Mangels

an Zeugen in die Kosten verurtheilt. Darauf sprach der Bäcker zu seinem Bruder: „Ich habe allerdings verloren, aber am jüngsten Gericht wollen wir es mit einander ausmachen.“ Noch am nämlichen Tag fiel der Bäcker in der Scheune herunter und brach das Genick. Am folgenden Tag fühlte sich auch der Müller etwas unwohl, legte sich zu Bette und war nach zehn Minuten eine Leiche.

18. Aus Baden.

Am 9. November 1873 sagte ein hiesiger Ungläubiger (derselbe ist ein aufgeklärter, aufhausender, wegen Weindiebstahl schon bestrafter Bauer): „Wenn nur auf die wallfahrenden Esel ein rechtes Hagelwetter käme!“

Am gleichen Tage krepirte ihm ein starker Zugochse auf dem Heimwege und zerriß sein Hofhund ein fettes Schaf. Der Ochs im Werth von 250 fl. und das Schaf von 16 bis 20 fl. waren für einen verschuldeten Bauer ein beträchtliches Hagelwetter.

19. Aus der Rheinpfalz.

Vor ungefähr 30 Jahren wollten zwei Männer vom Schnapshandel nach Hause zurückkehren, doch unterwegs kehrten sie in einem Wirthshause, eine halbe Stunde von ihrem Heimathsdorfe entfernt, ein, um ein Glas Bier zu trinken. Auf einmal zog ein Gewitter heran, wo der eine, welcher ein Erzflucher war, sagte, zum Donner, wir gehen nach Hause. O nein, sagte der andere, wir bleiben, bis das Gewitter verzogen ist. Nach wiederholter Aufforderung des ersteren an letzteren, ging ersterer mit dem Fluche: „und soll mich das Donnerwetter todtschlagen, so gehe ich fort.“ Als sich das Gewitter verzogen hatte, ging der andere auch nach Hause. Aber wie groß war sein Schrecken, als er unweit vom Heimathsdorfe seinen Kameraden unter einer Eiche, vom Gewitter erschlagen, todt fand. — Gott hat den Flucher gestraft.

20. Von der Mosel.

In dem Orte C. an der Mosel heirathete im vorigen Monate Jemand, der schon mit einem anderen Mädchen ein Kind hatte. Der Pfarrer kopulirte ihn nicht eher, bis er sich mit dem Mädchen abgefunden, das nothgedrungen, weil nichts Anderes mehr zu hoffen war, einwilligte. Die Mutter des Mädchens war aber damit nicht zufrieden. Sie geht, nachdem der junge Mann erst acht Tage verheirathet war, in das Haus desselben. Es kommt zu einem Wortwechsel und Streit, und in diesem Streite verfluchte die Mutter den Mann, indem sie ihm unter Fluchen den Tod wünscht, und nun das Haus verläßt. Des andern Morgens fand man den Mann todt im Bette liegen.

21. Aus der Rheinpfalz.

Vor mehrern Jahren zerfiel ein Mädchen, M. K., mit ihrem Seelsorger, so daß sie nicht mehr bei demselben zur Beichte ging. Oefters und immer wieder bat ich sie, doch den Haß aufzugeben, aber umsonst.

Als sie nach einiger Zeit in den Ehestand trat und dann in gesegneten Umständen war, stellte ich ihr Alles vor, wie schon Manche in solchem Falle schnell gestorben sei, daß der eigene Beichtvater nicht mehr zur Zeit erscheinen konnte, viel weniger ein fremder. Wer weiß, sagte ich, wie es dann mit dir geht. Hierauf antwortete sie mir in größter Aufregung: „Laß mich in Ruhe, lieber will ich unversehen sterben, als daß unserer mir kommen darf.“ Ihr Wunsch wurde nur zu bald erfüllt. Einige Wochen nachher, als sie in's Wochenbett kam, starb sie unversehen, denn der schnell herbeigerufene Beichtvater (ihr Seelsorger) fand sie bereits am Verscheiden. Gott überlassen wir das Urtheil. Starb den 28. Oktober 1868.

22. Aus Baden.

In einem protestantischen Ort Württembergs, unweit von hier, geschah es im Jahr 1863, daß ein Bauer an einem Sonntag Heu heim that. Wie es bisweilen geht und immer gegangen ist, ging's auch jetzt. Der geladene Wagen fiel um. Da schien der Bauer der Ansicht zu sein, daß der himmlische Herr Gott oder Heu und Wagen daran Schuld seien. Er fing deßhalb an, Gott gräßlich zu lästern und zu fluchen über Heu und Wagen ꝛc. mit den Worten: „Wenn nur's Donnerwetter Heu und Wagen verschlüge ꝛc.“ Sein Fluch ging bälder in Erfüllung als ihm lieb war. In der folgenden Nacht, als der wiedergeladene Heuwagen in der Scheuer stand, kam ein starkes Gewitter, der Blitz schlug in's Haus, entzündete und verbrannte Haus, Heu, Wagen und vieles Andere.

In verschiedenen Ortschaften herum redete man von dem Fluchen des Bauern und von der Hand des Allerhöchsten.

23. Aus Westfalen.

Ein Mann, der dem Trunk ziemlich ergeben war, setzte sich auch über manche Glaubenswahrheiten leichtfertig hinweg. Namentlich pflegte er im Zustande der Trunkenheit sehr oft in Wirthshäusern sich in folgenden Redensarten zu ergehen: „Wenn's mit mir zum Sterben kommt, so will ich von einem Pfaffen Nichts wissen. Ein solcher soll mein Haus nicht mehr betreten. Ich werde mit meinem Schöpfer schon abrechnen. Ich sag' ihm einfach: Vater! hier bin ich, Dein Sohn! Ich bin gerade so, wie Du mich erschaffen hast; ich habe so gelebt, wie Du's mir eingeprägt hast; Du weißt, daß ich keinem Nebenmenschen Etwas zu Leide gethan habe. Also strafe mich, falls Du es kannst!“

Gott hat dann vermocht, ihn zu strafen. Berauscht stieg er an einem Sonntag-Abend die Leiter in der Scheuer

hinauf, fiel herunter und ſtarb bald darauf. Der Geiſtliche kam zwar noch an das Bett, hatte aber Nichts mehr zu thun. Der Unglückliche hat allein mit ſeinem Schöpfer ohne die Kirche abgerechnet.

24. Aus Baden.

Ein einſames Bildſtöckle ſteht am Waldweg zum ehemaligen Hof G., etwa eine Stunde vom Berg K. An dieſem Bildſtöckle gehen die Leute mit unheimlichen Gedanken vorüber, obgleich ſeit dem Gottesgericht, welches da geſchehen, längere Jahre vorübergegangen.

Der K. S. hatte in einer Sonntagsnacht auf dieſen einſamen Hof, wo er mit einer Perſon ein liederliches Verhältniß hatte, wieder den Todſündenweg gemacht. Der Hof war zugleich eine Winkelkneipe, und nachdem er ſich noch ſtark angetrunken, trat er mit zwei Andern, die da ſaßen, den Heimweg an. Es war draußen finſtere Nacht und in der Seele des nächtlichen Sünders wohl noch finſterer. Denn auf dem Weg fing er zu fluchen an und Gotteslästerungen auszuſtoßen, wie wenn die Todſünde, das Schlußwerk ſeines Sonntags, zum lebendigen Teufel geworden wäre, ſo daß die beiden Begleiter allen Ernſtes nicht mehr mit ihm laufen wollten. Das ſteigerte nur ſeine Wuth und wie ſie an das Bildſtöckle im Wald kamen, kniete der Flucher nieder, umklammerte den Bildſtock mit beiden Händen und rief einmal nach dem andern: „Wenn's einen Satan gibt, ſoll er mich da holen. Da bleib ich, da will ich ver ....“ Von Schrecken erfüllt, flohen die beiden Begleiter davon in der Meinung, er werde ſchon einmal in der Nacht allein heim kommen. Er iſt aber nicht heim gekommen. Wie die Dienſtboten, oder wie man da ſagt „die Völker“, z'Morgen aßen, ging die Stubenthür auf und ſtürzte krachend wieder zu. „Um Gott's willen!“ riefen Alle, „jetzt iſt Ebbis (Etwas) mit dem S. nicht recht,“ und auch die Eltern überlief eis-

kalter Schrecken, weil der Sohn die Nacht nicht heimgekommen. Man suchte nach ihm und fand ihn unter dem Waldbildstöckle — todt.

„O Kind," rief die Mutter in grimmigem Schmerz, „wo wird deine Seele sein!"

Die Sache ist buchstäblich wahr. Es leben noch Leute, die Augenzeugen waren, als der Leichnam auf dem Wagen heimgeführt wurde.

25. Aus Baiern.

Eine schwatzhafte Frau, mit Namen Z., hatte die boshafte Freude, ihrer Umgebung Lügenbären aufzubinden, und die Gewohnheit, zur Bekräftigung zu sagen: „Wenn das nicht wahr ist, will ich blind werden!" Der böse Wunsch ging wirklich in Erfüllung. Sie wurde total blind!

26. Aus Baiern.

Ein Rentner M. ließ eine arme, kindergesegnete Wittwe trotz ihres Anhaltens um Nachsicht Schulden halber auspfänden, worauf ihm diese wünschte: „es solle ihm der Kopf bei lebendigem Leibe abfaulen." Es traf in der That zum Schrecken der ganzen Stadt zu, als er einem Halsleiden nach vielen Schmerzen erlag und der Kopf zuletzt vom Rumpfe fiel beim letzten Athemzuge.

27. Aus Tirol.

Im Jahre 1870 ging ich als Sammelpater am Fuße des Brenners terminiren und kam unter anderm in ein kleines Wirthshaus, dessen Besitzer die Hand in einer Schlinge trug. Auf meine Frage: warum? erzählte er mir, daß er vor ein paar Tagen mit mehreren Andern ein Schaf ausgespielt habe. Unter den Spielern war auch ein Italiener, der, ich weiß nicht mehr genau, ob mit Unrecht oder, wie mir gewisser scheint, mit Recht das Schaf in

Anſpruch nahm, das ihm aber nicht ausgeliefert wurde. Der Italiener brach deßhalb in furchtbare Flüche und Verwünſchungen aus, unter Anderm ſagte er: daß derjenige, der das Schaf abſteche, ſich die Finger abſchneiden ſolle. Der Wirth tödtete andern Tages das Schaf, und obwohl er ſonſt in dieſer Beziehung praktiſch war, bemerkte er doch im Verlaufe der Arbeit, daß ſeine Hand blute, ohne daß ſie ihn ſchmerzte. Bei der Unterſuchung fand er, daß er ſich einen Finger ganz, den kleinen halb abgeſchnitten habe.

So erzählte er in Gegenwart ſeiner Mutter, welche es beſtätigte.

28. Aus Weſtfalen.

Ein gewiſſer E. leitete im Auftrag der Regierung vor zehn Jahren die Arbeiten von 70 Mann, um den Fluß L. ſchiffbar zu machen. Derſelbe war Proteſtant, war aber, wie er offen ausſprach, ungläubig. Durch dieß offene Bekenntniß hat er in dieſer ganz katholiſchen Gemeinde nicht geſchadet.

Nun geſchah es, daß in der Stadt D. ein Steuerempfänger, zwar katholiſch, aber kein „Ultramontaner“, und wegen Liederlichkeit bekannt, ſich erſchoß, weil bei der Reviſion ein Kaſſendefekt ermittelt wurde.

Der obengenannte Baumeiſter E. lobte einen ſolchen Tod. „Der Menſch müſſe, da er doch einmal ſterben müſſe, wie ein Baum umfallen; das wünſche auch er.“

Von hier kam er nach R., wo er auch Waſſerbauten leiten mußte. Hier ging er eines Abends, von einigen ſeiner Arbeiter begleitet, nach Hauſe über eine Chauſſee, an welcher Pappeln ſtanden, mit deren Fällen Arbeiter am Tage beſchäftigt geweſen waren. Seine Begleiter meinten, es könnte gefährlich ſein, über die Chauſſee zu gehen. „Ei was,“ ſagte jener, „das wäre doch ſonderbar, daß mir

gerade ein Baum auf den Kopf fallen sollte!“ und geht auf der Chaussee weiter.

Aber siehe, bald darauf fällt wirklich ein Baum ihm auf den Kopf; er fällt wie ein Baum und ist todt. — Seine Begleiter, nur einige Schritte voraus, blieben unverletzt. Was er gewünscht, ist ihm geschehen. Ich hatte diesen Mann oft gesprochen. „Rechtschaffenheit!“ war sein Sprüchwort. Es war eine Rechtschaffenheit, um, wie Segur sagt, nicht gehängt zu werden.

29. Aus Baden.

Einem Bauernknecht auf dem sogenannten St—hof ging es bei seiner Arbeit, die er mit andern Dienstboten zu verrichten hatte, nicht ganz nach Wunsch. Darüber gerieth er in heftigen Zorn und fing an gräßlich zu fluchen und zu schwören, und fügte endlich noch bei: „Wenn ich mich jetzt nur krank fluchen könnte.“ Sein Fluch sollte bald in Erfüllung gehen. Etwa drei bis vier Stunden später fühlte er gewaltige Schmerzen; er mußte die Arbeit verlassen und lag 14 Tage unter den größten Schmerzen im Bett und bekannte dann selbst: „Dießmal hat mich Gott bald gefunden gehabt.“

30. Von der holländischen Grenze.

Ein in hiesiger Gegend wohnender Arbeiter hatte die böse Gewohnheit, sehr oft bei seinen Erzählungen die Worte zu wiederholen: „Ich mag leiden, daß ich den Hals zerbreche, wenn es nicht wahr ist.“ Einmal kam er mit Einigen, die er kannte, in's Gespräch, wobei er denn obige Worte öfters wiederholte. Er wurde von den Andern ernst darauf aufmerksam gemacht, indem diese bemerkten, sie würden sich von ihm entfernen, wenn er derartige Reden noch einmal hören ließe. Dieser aber gab zur Antwort: „Ich sage es noch einmal, ich mag leiden, daß ich den Hals zerbreche, wenn

es nicht wahr ist, was ich gesagt habe." Darauf trennten sie sich. Dieser Mann aber ging nun weiter des Weges, der zu seinem Wohnorte führte, und von dem er noch eine gute Stunde entfernt war. Unter Wegs traf er einen bekannten Fuhrmann an, auf dessen Karren er sprang. Allein das Pferd wurde scheu, der Mann fiel rückwärts von dem Karren herunter und — zerbrach den Hals.

31. Von der Mosel.

In der zur Pfarrei S. gehörenden Filiale A. lebte ein Mann, der sich angewöhnt hatte, bei jeder Gelegenheit zu sagen: „Die Zunge im Hals soll mir verfaulen, wenn das nicht wahr ist!" Was geschah? Die Spitze der Zunge ward ihm, nachdem er längere Zeit gehustet und heiser war, wund, und buchstäblich faulte ihm nach und nach die Zunge ab. Als ich ihn mit den heiligen Sakramenten versah, konnte ich ihn kaum noch verstehen, da ein Theil der Zunge schon abgefault war. Nachher verging ihm die Sprache ganz, weil er nur noch einen Stummel im Halse hatte, der ihm zuletzt noch mit der Lunge faul wurde und so seinen Tod herbeiführte. — H. M. hieß der Mann.

32. Von der Mosel.

So war auch in A., wo ich geboren bin, ein Mann, Metzger seines Gewerbes, Namens P., der beim Handel immer die Worte im Gebrauch hatte: „Ich will blind werden, wenn das Vieh mehr werth ist, wenn das und das ꝛc." Er ward blind. Total blind sah ich selbst ihn jahrelang in der Nachbarschaft seines Hauses von Thüre zu Thüre tasten, um durch Besuch sich die tödtliche Langeweile zu verscheuchen. Endlich des Lebens überdrüßig, erhängte er sich an seiner Thüre.

33. Aus der Schweiz.

Ein Metzger, heftigen Temperamentes, hatte das Wort: „Siehst nichts, du blinder Kaib!“ Auch seine Frau fuhr er so an, bis er zwei Buben hatte, wovon der eine im sechsten Jahre ganz, der andere von Geburt an an einem Auge blind wurde.

34. Aus Tirol.

Anna L., geborene St., gestorben 1851 im Spitale von St. Paul, war in einem Alter von ungefähr 50 Jahren zum zweiten Mal verehelicht, Mutter mehrerer Kinder, deren jüngstes aber erst etliche Wochen alt war. Diese Frau, etwas eigensinniger, unfreundlicher Art, war eines schönen Herbstnachmittags zu Hause ganz allein mit ihrem Kinde, während der Mann sammt Hausgesinde in den Weingärten arbeitete. Da kam so ein händelsüchtiger Landfahrer daher und verlangte etwas zum Trinken. Es war nämlich das Haus, wie dort fast jedes, eine Schenke.

Die ohnedieß nicht ganz freundliche und nicht minder furchtsame Bäuerin wollte jedoch unter solchen Umständen nicht mehr in den Keller gehen, und verabreichte ihm daher einen seit Mittag erübrigten, ziemlich abgestandenen Wein. Auf das hin fluchte der Mann gar gräulich, und da die Bäuerin aus Furcht vor Gewaltthat vom Söller aus den Nachbarleuten rief, so machte er sich drohend aus dem Hause.

Sie aber war sehr von Furcht aufgeregt, um so mehr, da sie vor nicht langer Zeit erst vom Wochenbett aufgestanden war. Abends erklärte sie dem heimgekehrten Mann, nicht mehr allein bleiben zu wollen unter solchen Umständen. — Später, als die Bäuerin in der Küche mit den Mädchen beschäftigt war, kommt der „Dörcher“ wieder und wirft Etwas in das Feuer mit den Worten: „Sehet, wie lange Eure Bäuerin noch gesund sein wird!“ Auf das hin erfolgte ein

tüchtiger Knall und er entfernte sich. Die Bäuerin aber fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, welche so gefährlich schien, daß man ihr die heilige Oelung verabreichte. Von da an kam sie durch fast 30 Jahre nicht mehr recht zum Gebrauch des Verstandes, beklagte sich und ihre Verwandte als Verdammte, in lichten Augenblicken eigensinnig religiös, sonst aber dämonisch wild in Ausdruck und Geberde.

Sie starb als kleinmüthige, unter das Kind gedemüthigte Närrin.

Nach einem Jahre kam bemeldeter Landstreicher, zitternd vor Fieber, abzubitten und im Stalle, wo er die Nachtherberge erhielt, zu sterben.

Die Bäuerin wollte diesen Menschen an jenem Unglückstage, als sie noch Abends in den Keller wollte für die Ihrigen den Abendtrunk zu holen, mit einem gezückten Dolche hinter einem Ansatzfasse vor der Kellerthüre gesehen haben, welche wirkliche oder Furcht-Erscheinung die ganze Katastrophe zunächst herbeigeführt zu haben scheint. Uebrigens scheint Familienhader aus Ehr- und Geldrücksichten in jener Generation zu herrschen, mit einem verächtlichen Hinwegsehen über den gewöhnlichen Menschen.

35. Aus Baden.

Eine Wittwe verkaufte ihren neuen Wein. Ein Wirth vom Walde war mit ihr um zwei Louisd'or handelseins geworden. Er faßte den Wein ab, und als es an's Zahlen kam, gab er der Wittfrau statt 22 Gulden bloß zwei Zwanzigfrankenstücke. Die Verkäuferin wies es als zu wenig zurück und berief sich darauf, daß sie um zwei Louisd'or einig geworden seien. Der Wirth jedoch sagte lachend: „Da ist's ja gerade recht, denn der Kaiser heiße ja Louis, und die beiden Stücke seien von Gold, folglich seien es auch zwei Louisd'or." Zuletzt, als die Frau sich kräftiglich verwahrte, behauptete der unverschämte Käufer geradezu, um diesen

Preis seien sie einig geworden und um keinen andern, und wenn sie's nicht mehr recht wisse, wollen sie vor Amt. Die Wittwe forderte nun den Küfer zum Zeugen auf, ob sie nicht im Recht sei, der christliche Küfer aber blieb stumm wie ein Fisch. „Nun," sagte die betrogene Frau, „wenn kein Mensch mir mein Recht bezeugt, so wird es Gott wohl bezeugen!" — „Ihr bringet immer Gott in unsern Handel," spöttelte der Wirth, „der kümmert sich um keinen Handel und gibt auch kein Zeichen deßwegen, da hätt' er viel zu thun!" Mit diesen Worten warf er ihr das Geld auf den Tisch und fuhr mit dem Weinwagen davon. Was geschieht? Kaum ist er halb zum Dorf hinaus, fährt er ungeschickt an eine Ecke und verletzt gerade jenes Faß, worin der Wittwe Wein sich befand. Mehr als die Hälfte fließt in den Straßenstaub. Da ist dem Wirthe denn doch das Zeichen Gottes eingefallen und er hat sein Maul nicht wieder zum Höhnen, wohl aber zu einem schmerzlichen Heulen verzogen. — „Irret Euch nicht," mahnt St. Paulus, „Gott läßt Seiner nicht spotten."

36. Aus Baden.

Zum Schluß dieses Heftes und Gegenstandes will ich noch ein Erlebniß aus meiner eigenen Pastoration anführen. Da ich als Vikar gerade in der Schule war, neben welcher das Arbeitszimmer des Bürgermeisters sich befand, bat mich dieser, zu ihm zu kommen wegen einer Verhandlung, die auch die Seelsorge betreffe. In dem Zimmer war der älteste Sohn einer angesehenen soliden Bauernfamilie, angeklagt von der Magd des Hauses, daß er sie Nachts überfallen und ihr Gewalt angethan habe. Der Bursche, 24 Jahre alt, führte sonst einen sehr eingezogenen Wandel und man wußte nicht das Geringste gegen ihn. Er läugnete mit aller Entschiedenheit und vergoß Thränen über die Beschimpfung, welche ihm von der Person durch diese Verläum-

dung angethan werde. Da nun die Magd nichts beweisen konnte, so sagte sie zuletzt: „Nun, so soll es auf das Gericht Gottes ankommen.“ Darauf sagte der Bursche: „Ja, es soll darauf ankommen.“ — Bei diesen Worten schaute ich ihm in das Gesicht und sprach: „Nehmet Euch in Acht, Gott läßt nicht mit sich spielen.“ Darauf schwieg er. Sonst war nichts zu machen.

Nach einiger Zeit wurde die Person wahnsinnig und bekam ein Kind, welches dem Angeklagten sehr ähnlich gewesen sei. Bald darauf wurde ich in's Versehen gerufen, jener Mensch sei umgefallen wie todt. Ich ging schnell hinauf in das betreffende Haus. Es war mir denselben Morgen das chirurgische Etuis gebracht worden, das ein Arzt im Ort verloren hatte. Ich nahm es mit mir und öffnete dem Menschen, der ohne Lebenszeichen auf dem Bett lag, eine Ader; es flossen einige Tropfen schwärzliches dickes Blut. Er war todt; ich konnte ihm nicht einmal die heilige Oelung geben. Die Angehörigen sagten mir, er sei am Tisch gesessen und habe Bohnen ausgemacht. Auf einmal fiel er um und gab kein Lebenszeichen mehr. Es war derselbe Sohn, über welchen die Mutter jammerte, sie hätte ihn lieber langsam im Bett verfaulen sehen, als auf diese Art sterben. — Siehe Kalender für Zeit und Ewigkeit, Jahrgang 1874.

Schluß.

Die Fälle, wie sie in diesem Hefte angeführt sind, können, jeder für sich betrachtet, wenn man mit Gewalt will, auch natürlich erklärt werden. Allein eine ganze Ansammlung gleicher Sünden mit gleichem Erfolg läßt sich für den verständigen Menschen nicht mehr mit der Phrase „Zufall" hinwegblasen. Eine Luftschichte von hundert Schritten zeigt unserem Auge keine Farbe, so wenig als das Wasser, welches auf dem Schiff mit dem Eimer geschöpft wird, Farbe zu haben scheint. Aber das Luftmeer, wenn man bei heiterm Himmel aufwärts blickt, zeigt sich blau; und das Weltmeer ist grün. Erst die größere Menge zeigt bei Vielem, Sinnlichem und Geistigem, die Farbe, welche ihm zu Grunde liegt.

Eine Einwendung, welche man gerne macht, will ich noch erledigen. Man sagt: „Tausend Andere haben schon Aehnliches geäßert, geflucht und gethan, wie in dieser Schrift erzählt wird, und es ist ihnen doch nichts geschehen." Dieß mag richtig sein. Allein die Vergeltung ist im Allgemeinen und vollständig erst auf die andere Welt bestellt. „Nach dem Tod kommt das Gericht." In diesem Leben sendet Gott solche Ereignisse vielleicht oft weniger wegen der Betroffenen, als wegen der andern Menschen, um sie aufzuschrecken und zu warnen. Im großen Ganzen bewährt sich der Ausspruch des großen Kirchenlehrers Tertullian: „Deus patiens, quia aeternus, Gott kann warten, weil er ewig ist."

Zweite Abtheilung.

In dem vorausgeschickten Heft wurden hauptsächlich religiöse Verbrechen und die darauf gefolgte Strafe verzeichnet. Damit verwandt sind freche Aeußerungen in Wort oder That. Insbesondere scheint das ausgesprochene Wort gleichsam eine schöpferische Kraft zu haben, so daß es selbst gegen den Willen dessen, der es gesprochen, seine Wirkung thut. Schon in dem ersten Hefte sind mehrere Ereignisse dieser Art aufgeführt worden. Auch in dieser Beziehung mag Christus vor den unnützen Worten gewarnt haben. Allerdings ist auch manche That ganz gleich dem bösen Wort und bekommt die gebührende Antwort.

1. Aus der Schweiz.

S. L., ein junger, schöner Mann in der Stadt L., schmeichelte sich einst, wie ein Frauenzimmer seinen schönen Hals bewundern werde, wenn man ihn köpfe. Es vergingen 30 Jahre, da hat er seine Schwiegermutter getödtet, und wurde enthauptet; ich habe ihn und seinen Hals gesehen.

2. Aus der Rheinpfalz.

Am Kirchweih-Montag, am 9. November 1867, ging G. R. v. E. mit mehreren Männern in ein Nachbarsort spazieren, und mußte Abends, als sie auf dem Wege nach Hause waren, über einen Bach, worüber eine Brücke führte.

Der Mann, welcher an Religion herabgekommen war, ging trotzdem, daß er die Bauchwassersucht hatte, mitten durch das Wasser, welches tief und eisig war, indem er halb spottend, halb scherzend sprach: „Ich gehe wie Moses trockenen Fußes durch's Wasser.“ Als die andern Männer ihm dieses verwiesen, sagte er: „Es muß Etwas gemacht sein.“ Ein Jahr nachher, gerade auf denselben Tag und Stunde, machte der liebe Gott auch Etwas. Da lag er in furchtbarem Todeskampf, welches ich nie vergessen werde mein Leben lang. Ich halte es nicht für Zufall, mögen Andere denken, wie sie wollen.

Die Person, die alles dieß geschrieben, ist die Stieftochter von obigem „Religionsspötter“.

3. Aus der Schweiz.

Ein Bauer, L. in W., ein origineller Mann, pflegte zu sagen, wenn ein Knecht bei ihm einstehen wollte: „Bist auch schon im Schellenwerk gewesen? Wenn du nicht im Zuchthaus gewesen, so kann ich dich nicht brauchen!“ Es kamen in einiger Zeit seine zwei Söhne in's Schellenwerk, was übrigens ganz natürlich zugegangen ist.

4. Aus Oestreich.

In D. an der Donau spielten junge Leute auf der Kegelbahn. Als aber ein heftiges Gewitter daherbrauste, ging der Gastwirth zu ihnen hinaus und bat sie, das Kegelschieben einstweilen einzustellen, indem er sie zugleich freundlich einlud, in das Gastzimmer zu kommen, um gemeinsam unterdessen zu beten. Doch Einer fing an zu spotten, indem er sprach: „Ei was! kegeln doch die da droben auch.“ Doch kaum hatte er dieses gesagt, als ein heftiger Blitzstrahl sie Alle erschreckte, der Spötter aber tödtlich getroffen zu Boden lag.

Geschehen Anfangs Juli dieses Jahres.

5. Aus Preußen.

Meine Schwiegereltern sowohl, wie auch die Großeltern meiner Frau betrieben ein kleines Eisenfabrikgeschäft. Meine Schwiegermutter hat uns einmal bei Gelegenheit erzählt, daß in ihrer Jugendzeit oft ein Fuhrmann aus der Mark bei ihnen fertiges Schmiedeisen geladen habe. Als derselbe einmal wieder seine Ladung zum Abfahren gestellt hatte, verabschiedete sich der Vater von dem Manne mit den Worten: „Dann lebt wohl, bis so Gott will zum Wiedersehen.“ Hierauf aber sagte der Märker: „Ei was, ich komme doch, wenn der auch nicht will!“ — Die Schwiegermutter und ihre Eltern haben den Mann aber niemals wieder gesehen.

6. Aus Oestreich.

In N. lebte ein Mann, Schreiner seiner Profession, der ein äußerst starker Gewohnheitsfluecher war. Besonders soll er den Fluch gebraucht haben: „Wenn nur das Donnerwetter Alles verschlüge!“ Er wurde erhört. Eines Tages — es war in der Ernte — war er allein zu Hause, und arbeitete an der Hobelbank. Sein kleinstes Kind saß in den Hobelspänen und spielte. Der Himmel war rein. Da bildete sich ein kleines Gewölke. Ein Blitzstrahl fuhr herunter in das Haus des Schreiners, erschlug diesen, zündete das Haus an, so daß fast nichts gerettet wurde als das Kind. Die Frau verlor vor Schrecken fast die Sprache und kann jetzt nur noch undeutlich reden.

7. Aus Baden.

Im Anfang Mai 1860 kam zu mir, ihrem Pfarrer, die Frau des Leichenschauers und Todtengräbers S., um das Verzeichniß der Sterbefälle des vorigen Monats abzugeben, klagend und jammernd, daß dieses für sie und ihren Mann ein schlechtes Jahr gewesen. „Seitdem man den Schl.

im Mühlenweier ertrunken gefunden, sei Niemand mehr gestorben, sie habe wohl gedacht, es gehe am Ende ein ganzes Jahr hin, bis Jemand hier sterbe." (Der Pfarr-Ort ist klein, ungefähr 400 Seelen stark.)

Nach 14 Tagen kam dieselbe Frau wieder zu mir, heftig schluchzend und laut klagend: „Denken Sie, Herr Pfarrer, jetzt ist mir meine eigene Tochter gestorben, mein eigenes Kind!" Wie wenn es unerhört wäre, daß auch des Todtengräbers Kind unerwartet sterben könne.

Es war dieß eine etwa 18jährige Tochter, die, krank aus dem Dienst im Nachbarort B. heimkehrend, nach kurzem Krankenlager starb.

8. Aus Unterfranken.

Valentin Sch. in K., ein grober Mensch, Flucher und Religionsspötter, half vor einigen Jahren beim Aufrichten des Armenhauses. Auf einem Balken stehend, der etwa 15 Fuß vom Boden entfernt war, äußerte er spottend: „Ehe ich da heraufgestiegen, hätte ich doch erst beichten sollen." Wenige Minuten darauf fiel er von diesem Balken, konnte nicht mehr sprechen, war bewußtlos und starb nach 12 Stunden.

9. Aus Oberschlesien.

Eine Frau klagte mir einst, daß sie in der Ehe sehr unglücklich lebe und so viele Kinder habe. Die Schuld gab sie einem voreiligen Wort in ihrer Jugend. Auf einen falschen Argwohn der Schwangerschaft — sie war jungfräulich bis zum Altare — antwortete sie nämlich: „Da müßte es gerade der heilige Geist sein!" Ich tröstete sie — und wohl fälschlich — damit, daß ein einziges Wort eine solche Wirkung nicht haben könne. Und doch glaube ich es jetzt selbst; denn welcher Abstand ist vom heiligen Geist zu einer noch so frommen Jungfrau, also auch wie schwer verantwortlich jenes Wort gegen den heiligen Geist!

10. Von der Mosel.

Als ich vor einigen Jahren in L. zum Besuche war, hörte ich von glaubwürdiger Seite folgende Geschichte erzählen:

„Ein Mädchen hatte lange ihren Vater bestürmt, daß er seine Einwilligung zur Ehe gebe. Vergebens. Da heirathete das Mädchen gegen den Willen des Vaters, und der erzürnte Vater fluchte: Das erste Donnerwetter, das herüberkommt, soll dich erschlagen. Die jungen Eheleute waren eines Tages mit Heumachen beschäftigt. Es zog ein schweres Gewitter heran — die junge Ehefrau wurde unruhig. Sie bewog ihren Mann, sich zu flüchten. Da — ein Blitz und Schlag, und das allererste Gewitter hatte die Tochter erschlagen."

11. Aus Baiern.

Vor etwa fünf Jahren war im Dorfe O. bei der Rhön ein großer Theil der Gemeinde mit ihrem Pfarrer zerfallen. Da sagte eines Tages ein liberaler Schuster zu mir, dem Kaplan daselbst: „Dem Pfarrer beichte ich nicht, wenn ich sterbe; lieber will ich's so probiren; höchstens rufe ich Sie." Worauf ich erwiederte: „Frevelt nicht!" Vier Wochen darauf wird dieser Frevler krank an Lungenentzündung. Man eilt zum Herrn Pfarrer, der ist fort. Man eilt nach U., wo ich aushelfen mußte, aber ich war in mein Filial S. Man eilt dorthin und bittet mich, zu Hülfe zu eilen. Ich hielt vollends Gottesdienst und eine Taufe. Da kam ein Bote: „Der Schuster W. ist gestorben; Ew. Hochwürden brauchen sich nicht zu bemühen."

12. Aus Baden.

Ein Mensch, der sich durch Erwerb falscher Schriften im Elsaß verheirathet hatte, kam nach dem Tode seiner armen Frau hierher (G.) zu wohnen. Er besuchte keinen Gottesdienst, ging auch nicht zur heiligen Beicht und Kommunion

und entgegnete auf die Mahnung, seine österliche Andacht zu verichten: „Kein Pfaff soll glauben, daß ich ihm meine Sünden sage!“ — Er wurde krank und starb plötzlich in einem Stalle, ohne die Gnade der heiligen Sterbesakramente erlangt zu haben!

13. Aus Nordamerika.

Ein 70jähriger Mann aus Vorarlberg, Namens M., berichtete mir Mehreres aus seinem Leben. Unter Anderem auch Folgendes: „1811, im Frühjahr, war meine Mutter todkrank, sie litt durch Blutsturz großen Blutverlust. Kaum war sie wieder auf, wurde ich selbst und meine Schwester todkrank. Ein Viertel der jungen Leute starben damals in H. Kaum hatten wir Beide uns wieder erholt, da kam der Bruder meiner Mutter, der auch unser Taufpathe war, um nicht nur alles „Kuhvieh“, sondern auch die letzte Geiß aus dem Stalle zu holen. Im Winter 1811 war nämlich unsere Großmutter gestorben. Da wollten nun alle Gläubiger für die Schulden, so Garantie hatten, bezahlt sein. So wurde Alles verkauft, Alles weggenommen. Nur ein altes Haus und eine „Kuhwinterungs-Wiese“ blieb uns. Ich hörte damals meine Mutter zu ihrem Bruder sagen: „Du wirst noch arm, daß dich die Buben anschreien,“ was ich in den späteren 30 Jahren selbst oft gesehen habe. Auch seine Mutter und zwei Töchter wurden sehr arm. Innerhalb 3 Monaten starben 5 Kinder sehr arm, wie man glaubte, vor Hunger. Er selbst starb in der Armuth und ein Tochtermann am Krebs. Es geschah dieß im Jahre 1812.“

14. Aus Baden.

Ein gewisser Herr, der sich zu den aufgeklärten Honoratioren eines Städtleins mit Stolz rechnet, der vielleicht dreimal im Jahre die Kirche besucht oder noch weniger, der besonders am Konkordat und an den Missionen kein gutes

Haar läßt, erklärte es für Dummheit, wenn Eheleute viele Kinder haben. Er selbst war so gescheidt, daß er in vielen Jahren seines Ehestandes nur eine einzige Tochter besaß, die er schon in den Windeln als eine dereinstig reiche Erbin, als eine glänzende Partie bezeichnete. Nach sieben Jahren redete er nicht mehr so, denn das arme Kind hat ein solches bedauernswürdiges Gebrechen, daß es wohl nie zu einer glänzenden Partie mit ihm kommen wird. Ob er seither von seiner übertriebenen, gewissenlosen Gescheidtheit abgekommen ist, weiß ich nicht! Es wäre zu wünschen, daß er Gottes Finger erkennete!

15. Aus Baiern.

In einer Nachbarpfarrei verlangte der Pfarrer für die Taufe 24 kr., statt der bisherigen 12 kr. Darüber gab es viel Geschimpfe. Als einmal ein Kind getauft werden sollte, und auf die Frage: was es koste? geantwortet wurde, 24 kr., sagte der betreffende Vater: „Er bezahle nur 12 kr., der Pfarrer solle nur so weit taufen, als das Geld reiche.“ Man trug das lebende Kind zur Kirche, aber als die Taufe beginnen sollte, war es todt!

16. Aus der Schweiz.

In B. ist letzten Sommer der einzige Sohn des Dr. D. beim Baden in der Reuß ertrunken. Es handelte sich ein Jahr vorher um einen Badeort für die Jugend. Die ernsteren Männer wollten ihn eine Stelle weiter oben und nicht so gut sichtbar und anständiger. Der Dr. D. setzte es durch, daß eine Stelle gewählt wurde, wo die Badenden an der Straße und der Stadt sehr ausgesetzt waren, zum Aerger vieler braven Bürger, und hier ist sein Sohn ertrunken.

17. Aus Baiern.

In der Pfarrei D. bei K. ſtarb verfloſſenen Winter das Weib eines Söldners, der als Säufer und Verſchwender nicht im beſten Rufe ſtand. Da der Pfarrer bei der Leichenrede ein paar Worte oder Ermahnungen an dieſen richtete, was alle Leidtragenden mehr als in der Ordnung fanden, ſchimpfte dieſer nachher im Gaſthauſe auf die gröbſte Weiſe, ſtand dann auf und ſagte, daß er jetzt auf den Gottesacker gehe, um der verſtorbenen Mutter des Pfarrers S. V. auf das Grab zu ..... Als er nach Ausführung deſſen zurückkehren wollte, brach er ſich den Fuß, in Folge deſſen er nach einigen Tagen ſtarb. Dieſer ſonderbare „Zufall" wurde auch in öffentlichen Blättern berührt.

18. Aus den Rheinlanden.

In einem Flecken des Bisthums Trier wurde Ende der ſechsziger Jahre eine neue katholiſche Kirche gebaut, wobei auch einige leichtfertige Jünglinge als Taglöhner beſchäftigt waren. In der erſten Hälfte des Septembers 1869 kauften letztere ſich eines Morgens zum Frühſtück Branntwein und Häring. Nachdem ſie beides in dem Neubau genoſſen hatten und nur mehr der Kopf eines Härings übrig war, ſagte einer der Jünglinge zu den andern: „In dieſer Kirche iſt noch Niemand begraben worden; kommt, wir wollen dieſen Häringskopf feierlich beerdigen!" Geſagt, gethan. Sie beerdigten den Häringskopf feierlich innerhalb der neuen Kirche, wobei ſie die Gebete und Geſänge, deren ſich die katholiſche Kirche bei Beerdigung bedient, nachäfften. Etwa 12 Tage darnach wurde derjenige, der den Anſchlag zur Beerdigung des Häringskopfes gegeben, durch einen ſchweren Balken von einem hohen Gerüſte innerhalb der neuen Kirche in einem großen Bogen heruntergeſchleudert. Mit zerquetſchter Bruſt fiel er genau an der Stelle nieder, wo der Häringskopf be-

graben war. Auf die Kunde von diesem Unfall eilte der damalige katholische Pfarrer des Fleckens mit seinem Kaplan an die Unglücksstätte, fanden den jungen Menschen jedoch vollständig besinnungslos in schrecklichen Zuckungen. Das Bewußtsein kehrte auch nicht mehr wieder; nach 12 Stunden war der Tod eingetreten.

In der großen Zahl der eigenthümlichen Todesfälle, welche mir berichtet worden sind, wiederholt sich sehr regelmäßig eine Erscheinung, so daß ein Gesetz der übernatürlichen Weltordnung darin zu liegen scheint. Nämlich in der Regel sterben Menschen, welche sich gegen das allerheiligste Sakrament des Altars versündigt haben, ohne es mehr zu empfangen; hingegen fromme Katholiken erreichen das Glück noch zuweilen unter Umständen, wo besondere Fügung Gottes gleichsam nachgeholfen haben muß. Wir sind auf Erden, um Jesus zu suchen, im Tod zu finden, und in der Ewigkeit in und durch ihn selig zu sein. Dieses Finden und ewig Besitzen hängt eben ab von unserm Verhalten diesseits gegen die Person des Heilandes im heiligsten Sakrament. Selbst seine heilende Kraft zeigt sich jetzt noch, wenn mit demselben Vertrauen kommunizirt wird, wie das blutflüssige Weib sein Kleid berührt hat.

1. Aus Oberschlesien.

Vor 2½ Jahren starb mein 70jähriger Erzpriester, ein braver Seelsorger, von einem Franziskaner, der zufällig anwesend war, wohl gebeichtet, aber ohne heilige Kommunion. Ich sollte diese spenden, weil Franziskaner darin weniger expedit sind, kam aber zu spät und konnte nur die letzte Oelung spenden, weil bereits Agonie eingetreten war. Der eine Schlüssel war im Pfarrhof aufbewahrt und sehr selten

benützt; der andere in der Schule. Der Knecht brachte mir den pfarrlichen Schlüssel, er paßt nicht und schließt nicht auf; ich gehe nach dem in der Schule, er paßt nicht und schließt nicht auf, so daß selbst der simple Knecht sagte: „Es ist, als ob es nicht sein sollte.“ Eine kostbare halbe Stunde war nutzlos verstrichen. Erst der Schmied öffnete, aber es war zu spät. — Der Selige hat sehr gerne Beicht gehört und sehr oft und jederzeit. Auf die heilige Kommunion ließ er oft schrecklich lange warten, und während der heiligen Messe ertheilte er sie niemals. Auch waren zum Theil durch seine Schuld zwei Kapläne, der eine, eine Engelsnatur, 22 Jahre 2 Monate, der andere, ein Gewohnheitstrinker, gerade 11 Jahre 1 Monat vorher unversehen gestorben. Gott ist furchtbar gerecht, schon hier. — Vor drei Monaten hörte ich von einem Pfarrer, der unversehen starb, daß derselbe Dutzende unversehen hatte sterben lassen.

2. Aus Oberschlesien.

Ein Lehrer, der auf die Kirche sehr wenig hielt, grüßte mich immer: Guten Morgen! Ich verwies ihm das einmal sehr ärgerlich und sagte: Die Eckensteher in Breslau grüßen sich auch so. Da grüßte er gar nicht mehr. (Der übliche Gruß dem Geistlichen gegenüber ist nämlich: „Gelobt sei Jesus Christus.“) Gerade ein Jahr später hörte ich, daß er trotz wiederholter Mahnung von Geistlichen und Laien in einer Krankheit, die ihm der Trunk zugezogen, unversehen gestorben, was überhaupt bei Trinkern sehr oft geschieht, als ob Christus sich sträubte, in einen solchen Mund einzugehen.

3. Aus Unteröstreich.

Ein Geistlicher (Ordenspriester und Professor) war mit Geschäften der mannigfaltigsten Art recht überladen, aber er hatte sich diese Bürde selber aufgeladen und hätte um keinen Preis eine Erleichterung von anderer Seite angenommen. Dieser

Umstand nöthigte den Mann, körperliche und geistige Kräfte zu zersplittern und am schlimmsten empfanden diese Zersplitterung alle kirchlichen und priesterlichen Obliegenheiten. An ein Breviergebet war das ganze Jahr nicht zu denken, ebenso wenig an eine Vorbereitung zum heiligen Meßopfer und an die Danksagung nach demselben. In ärgernißerregender Schlendrigkeit wurde des Stipendiums halber dennoch täglich die heilige Messe gelesen. Was aber am meisten die Gläubigen betrübte und ärgerte, das war die geringschätzige, und alles religiöse Gefühl verletzende Art der Behandlung des allerheiligsten Sakramentes. Einst hatten Frevler Kirche und Tabernakel erbrochen, Ziborien und Monstranze geraubt; die heiligen Hostien sind auf das Kirchenpflaster geschüttet worden. Die Aufregung der früh das Gotteshaus zur „Segenmesse" besuchenden Katholiken war überaus groß. Der gemeinte Priester hätte eben die heilige „Segenmesse" halten sollen, fand aber erst am Altare stehend den Tabernakel erbrochen und das heilige Sakrament hinweggenommen. Anstatt nun erst die konsekrirten Hostien zuerst zu sammeln, um sie vor weiterer Verunehrung zu bewahren, beachtete er dieselben gar nicht, ging über sie mit den Füßen hinweg, zum großen Schmerze der Augenzeugen, und jammerte nur fortwährend um — die kostbare silberne Monstranz und die Ziborien. Erst später wurden die profanirten Hostien ehrerbietig gesammelt und nachdem eine Abbitte gethan, wieder in den Tabernakel einstweilen getragen.

Diese stete Unehrerbietigkeit gegen Christus im heiligsten Sakramente wurde nach Vieler Ansicht besonders auf folgende Weise bestraft. Einst in der Nacht gegen 11 Uhr befiel den Priester entsetzliche Todesangst. In größter Eile geht der Geängstigte noch selbst zu einem Priester in der nächsten Nähe und ruft diesen um Beistand an. Es war wirklich Todesangst, und schnell werden noch die geistlichen Obern zu dem Bedrängten gerufen. An zwei volle Stunden

dauerte der fürchterliche Kampf im Zimmer unmittelbar an der Mauer der Stiftskirche am Hochaltare, woselbst das heiligste Altarssakrament aufbewahrt wird. Obgleich drei Priester gegenwärtig waren, das heilige Sakrament in nächster Nähe, so wurde es mit dem Abholen des Viatikums doch zu spät; der Sterbende erhielt nur Absolution und heilige Oelung von dem zuerst herbeigerufenen Priester, welcher das Krankenöl auf seinem Zimmer hatte. Als am Morgen die unglaubliche Kunde vom Tode des am Abende vorher noch gesunden Priesters im Volke sich verbreitete und insbesondere, daß er die heilige Wegzehrung nicht mehr hatte empfangen können, da hörte man viele Stimmen: „Der Arme hatte zu sehr das Sakrament beleidigt und mißhandelt, jedesmal nach der heiligen Kommunion bei der Messe nach links und rechts ausgespuckt."

4. Aus Unteröstreich.

Nicht minder hat mich ein anderes Beispiel dieser Art bedenklich gemacht. In der Stadt E. (Niederöstreich) war in der Dampfmühle ein ziemlich frivoler Mehlverkäufer. Wenn nun die katholischen Käufer sich über die steigenden Mehlpreise beklagten, pflegte dieser „Mehlverschleißer" immer spöttisch die Bemerkung zu machen: „Ja, an den steigenden Mehlpreisen sind nur die vermaledeiten Hostienfresser Schuld." Es war nämlich daselbst üblich, daß die ansehnliche Anzahl der Mitglieder vom dritten Orden des hl. Franziskus auch an Wochentagen öfter die Kommunion empfingen.

Der Mehlverkäufer kam auf's Krankenbett und die Krankheit sollte ihm zum Tode werden. Der Ortspfarrer wurde gerufen, dem schweren Kranken die heiligen Sakramente zu spenden. Alles ging gut; die Beicht ward gut abgelegt, der Kranke hatte Verlangen nach der heiligen Kommunion. allein das Halsübel gestattete ihm nicht, zu schlingen. Der besorgte Pfarrer verschob die Kommunion auf den folgenden

Tag, als auch da das Halsübel sich nicht gemindert hatte, auf den zweiten und wieder auf den dritten Tag. Umsonst. Der öftere Versuch, zu kommuniziren, mißlang und der Kranke starb ohne die heilige Wegzehrung. Die ärmere Volksklasse, welche beim Mehlkaufe so oft mit der obigen frevelnden Bemerkung auf die Kommunikanten verletzt worden war, erkannte darin die Strafe Gottes.

5. Aus Tirol.

Zu den Strafgerichten Gottes möchte man auch zählen die häufige Beobachtung, daß Priester, welche die heilige Messe sehr schnell lesen, wenn sie auch sonst noch so exemplarisch sind, ohne heilige Sterbsakramente sterben. In Tirol habe ich dieß schon vor mehr als 10 Jahren als alten Erfahrungssatz aussprechen gehört, aus dem Munde von Priestern, und seitdem leider wiederholt selbst beobachtet, wie er in Erfüllung ging.

6. Aus Baden.

Ein in meiner Heimathgemeinde vor 3 Wochen verstorbener Mann, A. St., erzählte mir Folgendes: Als er ein Knabe von 12 Jahren war und in der folgenden Ostern die erste heilige Kommunion empfangen sollte, hütete er das Vieh auf der Wiese. Da kam zu ihm ein Mann aus dem Orte, der das Haupt (der Kardinal) war von der Sekte der Pöslianer, ein lasterhafter, im Ehebruch lebender Mensch. Als er von dem Knaben hörte, daß er an Ostern kommuniziren dürfe, fing er an über das hochheilige Sakrament zu lästern — das sei Alles Nichts und dergleichen.

Da trat der alte, ehrwürdige Ortspfarrer, P. Maurus Sch., ehemals Benediktiner in A., herzu, indem er die Lästerungen hinter einem Hag mit angehört hatte, und sprach zu dem Lästerer: „Da Ihr über das heilige Sakrament lästert vor Kindern, so fürchte ich, Ihr werdet in der Sterbestunde nach

demſelben begehren, aber es nicht mehr erlangen.“ Später ging der Läſterer von einem Jahrmarkt von G. nach Hauſe. Als er an den Hof W. kam, fühlte er ſich plötzlich unwohl und ſetzte ſich auf die Treppe des Hofbauern M.; die Leute ſchickten eiligſt zum Doktor nach G. und zum Pfarrer nach Sch., — aber nach wenigen Minuten ſtarb der Läſterer auf der Haustreppe — unverſehen.

7. Von der Moſel.

Eines meiner Pfarrkinder, P. N., war ſchon ſeit vielen Jahren in dem reformirten B. in der Schweiz. Obgleich ich ihn bisher nicht kannte, ſuchte ich ihn auf einer Reiſe in der Schweiz auf und ſuchte das verlorene Schaf zur Rückkehr zu bewegen. Weil er alt geworden, war er nicht abgeneigt. Ich ſchickte, nach S. zurückgekehrt, ſeine Schweſter zu ihm, mit welcher er auch wirklich nach Hauſe kam. Obgleich er nun in S. in die katholiſche Kirche und zu dem heiligen Sakramente ging, ſchien ihm ein lebendiger Glaube doch in der Schweiz abhanden gekommen zu ſein. Als ich eines Tages mit dem Viatikum (in prieſterlichen Kleidern, Laterne ꝛc.) an dem Hauſe, worin er wohnte, vorüberging, um dasſelbe auf eine Filiale zu tragen, bemerkte er zu den im Hauſe Anweſenden: „Es wäre auch geſcheidter, wenn der Paſtor dem Kranken eine gute Fleiſchbrühe brächte, als die Kommunion.“ An ſelbem Abend ſtürzte P. N. von dem Gerüſte der Scheuer herab, lebte noch drei Tage, aber blieb beſinnungslos, die Augen offen, den Mund geſchloſſen, immer lachend, trotz der großen Schmerzen, da ihm der Kopf ſehr zerſchmettert war. Ich wurde natürlich alsbald gerufen, aber drei Tage lang gab man ihm, da er nichts Anderes genießen konnte, Fleiſchbrühe zu trinken, das Viatikum aber konnte er nicht empfangen, und er ſtarb trotz aller Fleiſchbrühe ohne Beſinnung.

8. Vom Unterrhein.

Als ich in S. Kaplan war, paſſirte mir Folgendes, was ich bis auf den heutigen Tag als ein Wunder betrachte, obgleich ich deſſen vom lieben Gott beabſichtigten Zweck nicht ergründen kann.

Ich wurde in's Lazareth zu einem kranken Soldaten gerufen. Er lag allein, was ſonſt nicht der Fall zu ſein pflegt, und nur bei denjenigen Soldaten zu geſchehen pflegt, welche in Folge liederlichen Lebens an ſyphilitiſchen Krankheiten leiden, in einem kleinen Zimmer. In dem Zimmer befand ſich nur das Bett, ein Stuhl und ein geſchloſſenes Fenſter.

Nachdem ich ihn Beicht gehört, hielt ich die heilige Hoſtie in der Hand, ſprechend: „Accipe, carissime frater, viaticum corpus D. N. J. Chr., qui te custodiat in vitam aeternam.“ Der Kranke that den Mund auf, um die heilige Kommunion zu empfangen. Da verſchwand plötzlich die heilige Hoſtie aus meinen Händen. Außer dem Soldaten und dem Küſter war Niemand zugegen. Ich hatte die feſte Ueberzeugung, daß die heilige Hoſtie mir nicht entfallen war.

Trotzdem durchſuchte ich ſorgfältig das Bett und das Zimmerchen des Kranken. Keine Spur war zu entdecken. Ja, Gottes Wege und Gedanken ſind nicht die unſrigen. Es kam mir ſo vor, als ob der liebe Gott es durch ein Wunder verhindert habe, daß er hätte in den verpeſteten Leib einkehren müſſen. Ich ſtand da wie erſtarrt. Der Kranke ſperrte noch immer ſeinen Mund auf. Ich fühlte mit meinem Zeigefinger auf ſeine Zunge, worauf er ſie zurückzog und ſtarb.

9. Aus Weſtfalen.

Herr S., Zuchthaus-Pfarrer in M., erzählte mir, daß vor einigen Jahren ein Sträfling eingebracht wurde, der

ein schweres Verbrechen begangen haben sollte, es aber nicht gestand, doch kam er wegen schweren Verdachtes in das Zuchthaus. Derselbe wurde bald darauf krank; der Pfarrer ging zu ihm und bewog ihn zur Beicht. Auf seine Frage, ob er sein Gewissen ganz gereinigt habe, hat er „ja" gesagt; von dem Verbrechen wollte er nichts wissen. Da ihm der Pfarrer die Kommunion brachte und der Kranke schon den Mund öffnete, schlossen sich aber alsbald seine Zähne ohne seinen Willen — so geschah es zum zweiten und zum dritten Mal in gleicher-Weise; und der Kranke verschied, ohne daß er die Kommunion empfangen konnte. Einige Zeit nachher kam ein neuer Sträfling, derselbe frug den Pfarrer nach dem vorerwähnten Verstorbenen, als der Pfarrer ihm sagte er sei gestorben, so frug er, ob er den Raub-Mord, welchen sie zusammen begangen haben, gestanden habe? Dieß war eben nicht der Fall.

10. Aus Baiern.

Im Jahre 1855 war ich Kaplan in T. Da ich erst kurze Zeit dort angestellt war, bat ich meinen Pfarrherrn, das Geschäft des Beichtzettelsammelns mir zu überlassen, um die Beichtkinder eher kennen zu lernen. Unter anderen Ortschaften kam ich auch in den Ort W., etwa 20 Minuten von dem Städtchen T. entfernt. In solchen Orten war es Brauch, daß der Geistliche in die Wohnung des Vorstehers sich begab, um dort die von den beikommenden Familien überbrachten Beichtzettel im Empfang zu nehmen.

Weil ich noch wenig bekannt war, richtete ich jederzeit an den Vorsteher die Frage: Ob Niemand in der Gemeinde sei, der seiner Osterpflicht etwa noch nicht nachgekommen wäre.

Hier in W. erhielt ich wirklich die Antwort: „Ein lediger Schneider sei hier, der habe gegen sechs Jahre lang nicht mehr gebeichtet und kommunizirt." Sogleich sandte ich den Gemeindediener zu ihm, um nach seinem Beichtzettel zu

fragen. Dieſer überbrachte mir deſſen Aeußerung: „Er werde ſeinen Beichtzettel ſchon ſelbſt in den Pfarrhof hinaufbringen.“ Allein, wer ihn nicht brachte, war der Schneider.

Von nun an machte ich es mir zur Aufgabe, ihn überall, wo ich nur Gelegenheit hatte, aufzuſuchen. Allein er entfloh, wo er nur konnte. Endlich gelang es mir im Juli desſelben Jahres bei der Sammlung der Wolle, wie es dort für den Kaplan üblich iſt. Als ich um die Ecke ſeines Wohnhauſes herumbog, ſaß er, den Rücken mir zuwendend, auf der Hausſtaffel und arbeitete an einer Weſte; ſchnell näherte ich mich, klopfte ihm auf ſeine Schulter, und redete ihn an: „Fleißig, Schneider, fleißig?“ „So ein wenig,“ war die Antwort des überraſchten und erſchrockenen Handwerkers. Dann redete ich noch weiter mit ihm über die Weſte, um ihn ſich erholen zu laſſen; endlich kam die Frage: „Ihr habt verſprochen, daß Ihr den Beichtzettel bringen wolltet, allein bis jetzt habe ich noch Nichts geſehen ꝛc.“

„Herr Kaplan,“ — ſprach er tief aufſeufzend — „ich komme die nächſten Tage und werde Ihnen Alles erzählen, wie es mir gegangen und wie es mit mir ſteht. — Ich wollte ſchon längſt einmal zu Ihnen kommen, allein ich habe mich genirt.“ — Ich ſprach ihm Muth zu, forderte ihn wiederholt auf, doch ja zu kommen, und ſo reichte ich ihm die Hand, und unter Darreichung der ſeinigen, verſprach er es wiederholt. Freudiger Hoffnung ging ich von ihm weg, merkte zugleich, daß in den einzelnen umliegenden Häuſern ein Fenſter um's andere ſich ſchloß, aus dem die Einwohner ihre Köpfe geſtreckt hatten.

Ich erwartete alle Tage den verſprochenen Beſuch, allein wer nicht kam, das war der Schneider. So vergingen mehrere Monate, bis etwa gegen Ende Oktober oder Anfangs November desſelben Jahres mir die Frau des Vorſtehers in W. begegnete und mir gleich zurief: „Hochwürden,

der Schneider ist krank. — Man weiß nicht, wie es manchmal geht. Wie wäre es, wenn Sie ihn besuchen würden!" — „O ja, ich werde schon morgen kommen, um ihn zu besuchen."

Des anderen Tages machte ich mich Nachmittags auf zu einem Spaziergang nach dem freundlich gelegenen Ort, um dort einen Besuch zu machen. Von dem Hausherrn, einem Weber Namens H., in eine Kammer gewiesen, trat ich ein mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! „Wie geht es?" war meine Anrede. „Es geht wieder besser!" war die Antwort des kranken Schneiders, welcher in einer leeren Bettstatt zusammengekauert, in Lumpen gehüllt dalag, und sein Kopf auf einige Lumpen gebettet hatte.

„Ihr seid halt nicht gekommen auf Euer Versprechen hin!" fuhr ich fort.

Er erwiederte: „Ich wollte immer hinauf zu Ihnen, hab' es aber immer aufgeschoben, und so ist es auch unterblieben! Und so," fuhr er fort, sich aufsetzend, „ist es auch mit meinem Beichten gegangen. Schon sechs Jahre habe ich diese religiöse Pflicht unterlassen. Allein, Herr Kaplan, ich war nicht so schlecht; ich bin erst so schlecht gemacht worden. Sehen Sie, als vor einigen Jahren — etwa vor acht bis zehn Jahren die Geometer auch in die hiesige Gegend kamen, um die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen, war ich in Taglohn bei denselben, indem ich ihre Instrumente trug. Dabei hörte ich deren gotteslästerliche Reden und sah ihren Unglauben, wie sie ihn nach allen Seiten kundgaben. Ich ließ mich von solchem Unglauben auch anstecken, und von jener Zeit an unterließ ich auch den Kirchenbesuch und jeglichen Empfang der heiligen Sakramente. Ich habe schon lange gedacht, ich möchte eine Generalbeicht ablegen, weil die Leute mir manchmal von Ihren Predigten erzählen und solche Beichten schon abgelegt haben."

„Nun, das könnet Ihr schon morgen, Schneider; ich werde

Euch dazu helfen. Es ist morgen Donnerstag. Nach dem Engelamte komm' ich, und da legt Ihr Eure Generalbeicht ab und empfangt dann die heilige Kommunion." Nun fing ich weiter an, über die Barmherzigkeit Gottes zu reden, die nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe ꝛc. Endlich erkundigte ich mich nach seinen Lebensverhältnissen, reichte ihm ein Almosen und verließ ihn mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! und gute Nacht! Ich begab mich hierauf zu seinem Hausherrn und bat ihn, er möge morgen früh den Schneider in seine Wohnung betten, indem es nicht recht schicklich sei, das Allerheiligste in diese finstere, mehr einem Stall als einer menschlichen Wohnung gleichende Kammer zu bringen. Dieser war herzlich erfreut, sobald er nur hörte, daß sein Miethsmann beichten wolle, und versprach auf's Bereitwilligste, Alles zu gehöriger Reverenz gegen das Allerheiligste herzurichten.

Des anderen Tags nahm ich sogleich nach dem Engelamte das Allerheiligste und eilte hin nach W. Wie ich etwa noch 30 Schritte vom Hause entfernt war, sah ich des Vorstehers Frau hinübereilen, um wahrscheinlich meine Nähe anzukündigen. Indessen kam ich an die Ecke des Hauses, und wie ich noch etwa sechs Schritte vor der Thüre war, kommt der Hausherr und ruft mir zu: „Hochwürden, halten!" kniet nieder und betet an, erhebt sich und sagt: „Soeben ist er verschieden!" „Ach, mein Gott," rief ich, ertheilte den Umknieenden mit dem Allerheiligsten den Segen, kehrte wieder zur Pfarrkirche zurück, mit dem Gedanken, Nachmittags wieder herabzukommen und den genauen Verlauf des so traurigen Dahinscheidens zu erfahren. Das Ergebniß war wie folgt:

Der Hausherr H. erzählte mir, daß seine Frau dem Kranken noch Abends eine Fleischsuppe und Fleisch zubereitet, welches er mit bestem Appetit verzehrt hatte. Des anderen Tages ging man alsbald daran, ihm ein Bett im

anderen Zimmer herzurichten, in welches er sich auch alsbald begab, nicht aber, um sich niederzulegen, sondern um sich an den wohlgeheizten Ofen zu setzen, und daselbst eine Zeit lang abzuwarten. Er ließ seine Finger an den Ofenstangen hinter seinem Rücken hin- und herspielen und äußerte mehrmal, er fühle sich ganz wohl und es wäre unnöthig, daß der Herr Kaplan sich herunterbemühe, und setzte bei, er könne sogar vor in's Wirthshaus gehen. — Sein Hausherr, wie er bemerkte, daß die Ortsleute von dem Gottesdienste heimkehrten, forderte ihn auf, sich jetzt in's Bett zu legen, da der Herr Kaplan ihn ja gestern auch im Bette angetroffen habe. Er folgte dieser Aufforderung und legte sich in's Bett, und kaum lag er darin, kam des Vorstehers Frau herein und kündete meine Nähe an, und als man ihm sagte: der Herr Kaplan komme, blieb er auf die rechte Seite hinübergeneigt; und als man sich ihm näherte, fand man ihn todt. Er litt zwar an einer Ruptur, allein der die Todtenschau vornehmende Bader sagte mir, daß dieselbe ganz in Ordnung war.

Nun war Alles begierig, ob er kirchlich begraben werde? Allerdings! Denn er hatte ja den Empfang der heiligen Sakramente gewünscht. Aber Etwas konnte ich nicht unterlassen, nämlich hier eine Grabrede zu halten, aber nicht für den Todten, sondern für die Lebendigen. Und wären jene Herren gegenwärtig gewesen, ich hätte ihnen das Opfer ihrer Gottlosigkeit und ihres Unglaubens hingehalten, in welches Opfer freilich die Gottlosigkeit leicht Eingang gefunden hatte, weil derselbe, wie ich später erfuhr, in einer unerlaubten Bekanntschaft lebte und darin dem Laster der Unkeuschheit verfallen war.

11. Aus Baiern.

Ein Mann, voll von Haß gegen mich, der einmal, kurz zuvor den Rosenkranz mitten in den Gang werfend, während

der wöchentlichen Verkündung aus der Kirche gelaufen war, ging zur Oſter-Kommunion an die Kommunionbank, konnte aber um keinen Preis beim Nahen des Pfarrers ſeinen Mund öffnen! Erſt als er in dieſer Noth herzliche Reue über ſeinen ganz ungerechtfertigten Haß erweckt, konnte er aus ſeines Seelſorgers Händen die heilige Kommunion empfangen. Der Mann erzählte es ſpäter ſelbſt.

12. Aus Rheinpreußen.

Am 6. Januar 1868, am heiligen Dreikönigstage, legte ich mich wegen Unwohlſein zu Bette. Da ich über Kopfſchmerzen klagte und am ganzen Körper ſehr fror, ſo meinten meine Eltern, es ſei eine einfache Erkältung und vorübergehend; ſie hielten mich im Bett, dachten aber nicht daran, den Arzt zu rufen. Des folgenden Tages fing ich auch an, Mattigkeit in den Beinen zu verſpüren, konnte aber noch mit Unterſtützung gehen. Meine Eltern hielten es nun für Gicht und hielten mich recht warm; allein die Mattigkeit in den Gliedern nahm immer mehr zu und ging in eine gänzliche Schlaffheit über, ſo daß ich nach Verlauf von 14 Tagen weder auf den Füßen ſtehen, noch aus mir ſelbſt die Beine bewegen konnte. Bis an die Kniee waren dieſelben wie todt und ich war nicht im Mindeſten im Stande, ſie zu gebrauchen. Dieſelbe Gefühlsloſigkeit, die ich in den Beinen hatte, bekam ich auch nach und nach in dem Rücken, und zwar ſo ſtark, daß man mir tief in denſelben hineinſtechen konnte, ohne das ich das Geringſte verſpürte. Meine Eltern, immer in der Meinung, es ſei Gicht, gebrauchten allerlei Hausmittel, die aber alle erfolglos blieben. Als ich nun aber auch anfing, faſt gar nichts mehr zu eſſen, da wurde endlich der Arzt, Dr. E. aus O., gerufen. Dieſer erklärte nach genauer Unterſuchung, es ſei nicht Gicht, ſondern eine Erſchlaffung der Nerven; dieſe ſeien ganz in Unthätig-

keit. Ich medizinirte nun längere Zeit, erhielt aber weder Kräfte, noch Gefühl, noch Bewegung in den todten Körpertheilen. Auch das von Dr. E. angewandte Elektrisiren half nichts; zwar schien das zuweilen an einzelnen Stellen Gefühl zu erregen, doch war regelmäßig am anderen Tage wieder Alles vorbei. Da also auch das Elektrisiren nichts half, so verordnete der Arzt schweißtreibende Mittel, aber auch diese hatten keine Wirkung. Darauf hin gab Dr. E. meine Heilung auf, sagte aber meinen Eltern, wenn sie mich nach B. in die Klinik thun wollten, dann sei mir vielleicht noch zu helfen. Dazu aber hatten meine Eltern die Mittel nicht. Unterdessen war ich 13 Jahr alt geworden und hatte bereits über ein Jahr in diesem elenden Zustande verlebt. Meine Altersgenossen hatten am weißen Sonntag 1869 ihre erste heilige Kommunion gefeiert und ich hegte den innigsten Wunsch, gleiches Glück zu genießen. Ich drückte diesen Wunsch dem Herrn Kaplan B. aus, der mich während meiner Krankheit öfter besuchte; derselbe war auch gleich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, war jedoch Anfangs nicht damit einverstanden, daß ich meine erste heilige Kommunion in der W.-Kirche halten sollte, wie ich wollte, sondern in dem Bette sollte es geschehen. Da ich aber immer in mir so ein Gefühl hatte, als würde ich bei meiner ersten heiligen Kommunion in der W.-Kirche gesund, und daher nicht nachließ mit Bitten, so gab Herr B. endlich nach und wurde als Tag meiner ersten heiligen Kommunion in der W.-Kirche mein Namenstag, das Fest der hl. Anna, der 26. Juli 1869 festgesetzt. Ich konnte diesen Tag kaum erwarten; denn erstens sehnte ich mich außerordentlich nach der Vereinigung mit meinem Heilande im heiligen Altarssakramente und dann hoffte ich auch zuversichtlich, von ihm die Gesundheit des Leibes zu erhalten. Endlich kam der ersehnte Tag. Meine Eltern ließen mich in einem kleinen Wagen nach der W.-Kirche fahren. Dann trug mich mein

Vater in die Kirche auf einen Seſſel, der dort für mich bereit ſtand. Hier konnte ich kaum den Augenblick erwarten, wo der Heiland zum erſten Mal in mein Herz kommen ſollte. Endlich kam dieſer Augenblick. Die ehrwürdige Schweſter M. L., Oberin der hieſigen Franziskanerinnen, und meine Mutter hoben mich an die Kommunionbank und der liebe Heiland kam in mein Herz. Da ich nicht knieen konnte, weil ich kein Leben in meinen Gliedern hatte, mußte man mich ſogleich nach der heiligen Kommunion wieder in den Seſſel bringen, wo ich dann auch meine Dankſagung hielt und den lieben Heiland inſtändig bat, mir zu helfen, wenn es ſein heiliger Wille ſei. Nachdem ich ſo einige Zeit recht innig gebetet hatte, fühlte ich in den bis dahin gefühlloſen Theilen meines Körpers ein Ziehen und Krabbeln, wie ich es ſeit 19 Monaten nicht mehr geſpürt hatte, und ich dachte gleich, jetzt kannſt du wieder gehen. Jenes Ziehen und Krabbeln wurde immer ſtärker und es wurde mir faſt zu lang, bis die heilige Meſſe zu Ende ging und ich aufſtehen konnte. Nachdem nun ſchon ein Theil der Leute ſich entfernt hatte, wollte mein Vater mich auf ſeinen Armen wieder in den Wagen tragen, ich aber ſagte ihm: „Ich kann gehen," und bat ihn, ſeitwärts zu gehen. Derſelbe, in der Meinung, das ſei Einbildung von mir, ließ mir zwar meinen Willen, hielt aber zur Vorſicht die Hände vor mich her, damit er mich auffangen könne, falls ich fiele. Allein, wie täuſchte er ſich! Ich ſtand munter auf, ging allein durch die Kirche und kniete mich unten in die Kirche, um Gott für dieſe große Gnade recht innig zu danken. Ein Schrei der Freude Seitens meiner Eltern durchtönte die ganze Kirche, und Alle, die noch in der Kirche anweſend waren, wußten nicht, was ſie vor Staunen ſagen ſollten, da die ganze Stadt mein früheres Elend kannte und ſtets inniges Mitleiden mit meinen Eltern und mir getragen hatte. Sogleich kniete der Herr Kaplan B. vor den Stufen

des Altares nieder und verrichtete laute Dankgebete zu Gott für meine wunderbare Heilung, in welche das ganze Volk mit einstimmte. Alsdann ging ich, unterstützt von meiner Mutter und meinen Bekannten, noch etwas schwankend und gebückt, nach Hause. Mit jedem Tage wurden nun meine Schritte fester, auch bekam ich wieder einen ganz gesunden Appetit und wurde täglich stärker und kräftiger. Es sind nun seit meiner Heilung fast vier Jahre verflossen, und nie mehr habe ich seitdem einen Anfall meiner frühern Krankheit gehabt. Das kann die ganze Stadt bezeugen, da ich täglich in derselben einhergehe.

Nach den drei Geboten, welche unmittelbar die Richtung des Menschen zu Gott betreffen, kommt das Gebot bezüglich der Eltern. Diesem Gebote ist eine Verheißung beigefügt, wenn es befolgt wird; die Kehrseite dieser Verheißung ist beim Nichtbefolgen bis auf den heutigen Tag noch allenthalben sichtbar und handgreiflich.

1. Aus den Rheinlanden.

Mein Bruder, Familienvater in B., erzählte mir vor einigen Jahren folgende Begebenheit. J. L., ein angesehener Gutsbesitzer in G., war mit seinem alten Vater wegen Erbschafts- und Familienangelegenheiten in Zwist und Groll gerathen. Der alte Vater ließ sich durch das ungestüme Drängen seines Sohnes nicht irre machen, und ließ die Sache bei dem überdachten Beschluß. Der Sohn wurde darüber ganz wüthend vor Zorn und Groll und sagte zu wiederholten Malen: „Meinem Vater soll der Brodsack (nämlich der Hals) zuwachsen!“ Nach einigen Jahren erkrankte dieser nämliche Gutsbesitzer, welcher seinem Vater geflucht hatte, mit dem auffallenden Umstand, daß sich sein Hals

derart entzündete, daß jener in Folge jämmerlicher Erſtickung zu Grunde ging. Die Leute der Umgebung verwunderten ſich entſetzt über dieß Ereigniß und mein Bruder ſagte mir noch zum Schluſſe: „Ich habe einmal dieſe Geſchichte mit gewaltigem Nachdruck meinen halberwachſenen Kindern erzählt.“

2. Aus Baden.

In der Nähe unſeres elterlichen Hauſes wohnte die Frau eines Maurermeiſters. Sie hörte ſich gerne Frau Werkmeiſter nennen und liebte vornehmere Geſellſchaft. Sie hatte ihre Mutter, eine gute ältere Frau, bei ſich im Hauſe, die ſich aber nicht in dem Hauptzimmer der Wohnung, der Stube, wo ſie ſelbſt bisweilen Beſuch hatte, aufhalten durfte, ſondern in dem ihr zugewieſenen hinteren Zimmer oder in der Küche. Die Tochter nannte ſie auch nicht „Mutter“, und beſchwerte ſich oft bei Andern über ſie mit den Worten: „Ach, dieſe Frau (ihre Mutter) iſt ſo unreinlich!“

Gegen das eine Kind war ſie ſtiefmütterlich. Es wurde ein Maurer und wanderte aus nach Amerika. Das andere, Heinrich, war ihr Liebling, den ſie putzte und verwöhnte. Während dieſer an der polytechniſchen Schule in K. ſtudirte, beſtahl er während einer Ferie ſeine Mutter, die indeß eine nicht mehr wohlhabende Wittwe geworden war, um ihre Staatspapiere.

Die Frau wurde nun, wie man ſagt, hinterſinnig, und ſie, die einſt ſo geputzte, und im Punkte der Reinlichkeit gegen ihre eigene Mutter ſo delikate Bürgersfrau ward ſo unflätig, daß ſie ſich ſelbſt beſudelte und ihren eigenen K... verzehrte, und nun im Spital zu G. in einem Zimmer, das für Närriſche eingerichtet iſt, verwahrt wird, wo ſie Niemand beſuchen kann.

3. Aus Rheinpreußen.

Aus meiner früheſten Jugend erinnere ich mich, daß ich an einem Sonntag Morgen an der Thüre unſeres Häus-

chens saß. Meine Eltern waren in der Stube. Unserem Häuschen gerade gegenüber lag ein anderes, vor dessen Thüre und Fenster sich ein Düngerhaufen hinzog, wie das bei uns auf den Dörfern häufig vorkommt. Plötzlich erhebt sich in dem Hause ein Geschrei, wie wenn sich Zwei heftig zanken. Bald darauf tönt es herüber, als wenn mehrere Personen am Ringen wären, und nicht lange dauert es, da wird von Innen die Thüre mit Gewalt aufgestoßen. Ein älterer Mann wird von einem jüngeren mit Gewalt hinausgeworfen und fällt mit blutendem Kopf auf den Düngerhaufen nieder, auf dem er liegen bleibt. Der Sohn, der vor einiger Zeit zu dem Vater in das Haus geheirathet, hat den Vater hinausgestoßen. Meine Eltern eilten zu dem Vater und brachten den alten Mann in unsere Stube und pflegten ihn.

Das kann wohl 35 Jahre her sein. Kürzlich, i. J. 1871, besuchte ich auf ein paar Tage meinen alten Vater, der mit meiner Schwester noch in K. B. in unserem Häuschen wohnt.

Wir saßen am Sonntag Morgen bei offenem Fenster in unserer Stube. Plötzlich erhebt sich ein wüstes Geschrei und Gepolter in dem gegenüberliegenden Hause. Ich frage: „Was ist das?“ Meine Schwester antwortet: „O, in dem Hause ist kein Friede. Die jungen Leute gönnen dem alten Manne das Brod nicht, das er ißt.“ Noch sprach meine Schwester, da wurde mit Gewalt die Thüre aufgestoßen, und was ich als kleiner Knabe erfahren, wiederholte sich vollständig. Ein jüngerer Mann warf einen ältern hinaus. Dieser fiel mit blutendem Kopfe auf der nämlichen Stelle nieder, auf welche er vor etwa 35 Jahren seinen Vater geworfen hatte. Der jüngere Mann, der ihn hinausstieß, war sein Sohn. Wir holten den alten Mann herein, wie wir vor 35 Jahren seinen Vater hereingeholt hatten.

4. Aus Baden.

Eine verheirathete Person, welche ihren Vater während seiner langen Krankheit nie besuchte, und auch ihren Kindern verbot, dieses zu thun, hatte nach dessen Tode mit der Mutter einen Prozeß wegen einiger hundert Gulden angefangen. Wohin sie kam und wen sie treffen mochte, überall redete sie von Nichts, als von dem Prozesse und den Fehlern ihrer Mutter. So noch am Tage vor ihrem Tode, welcher plötzlich hier, in Tr., während des Kinder-Gottesdienstes, den 17. vorigen Monats, stattfand.

5. Aus Posen.

Im polnischen Dorfe P. war ein wilder junger Mensch, der aus Lieblosigkeit seiner Mutter das letzte Geld abschwindelte und sie zu schlagen und sich zu hängen drohte, wenn sie es nicht hergeben wollte. Die Mutter gab, so lange sie hatte. Am Feste St. Johannis Bapt., hier „Ablaß" genannt, ging er nicht in die Kirche, sondern blieb auf dem Kirchhof auf einem Grabe, stieß schreckliche Lästerungen aus und sagte: „Heute hänge ich mich noch auf!" Er ging spät Abends noch zum Tanze, besoff sich, fing Händel an und hängte sich wirklich an seinem Gürtel an niedriges Strauchwerk auf, in kauernder Stellung.

Der Mord, wie er selbst gewaltthätig Leben austilgt, kehrt sich gleichsam um, wittert nach dem Mörder und sucht ihn selbst in seine blutige Gewalt zu bekommen oder sonst in bösen Tod zu bringen.

1. Aus dem Elsaß.

Vor einiger Zeit starb, in Folge eines Armbruches, unter den größten Schmerzen eine Frau, deren furchtbarer Tod in ihrer Heimath als Strafgericht angesehen wird.

Dieſelbe hatte früher, um die Schande des Verluſtes ihrer Jungfrauſchaft zu verbergen, die Frucht ihres verbotenen Umgangs im Keller in einen Topf verſteckt. Das Kind wurde todt gefunden; ſie kam vor die Aſſiſen, wurde aber, obgleich die Aerzte konſtatirten, daß dasſelbe lebend zur Welt gekommen, freigeſprochen. Doch die Gerechtigkeit verlangte Sühne. Sie fiel in den Keller auf dieſelbe Stelle, wo der Topf geſtanden, und fand den ſchmerzlichſten Tod.

2. Aus Oeſtreich.

In A. lebten zwei Eheleute, Herr und Frau, in nicht guter Beziehung zu einander. Eines Morgens bereitete die Frau einmal recht freundlich das Frühſtück, das ſie mitſammen im Speiſezimmer zu ſich nehmen ſollten. Gerade in jenem Momente, wo die Frau ihrem Herrn die gefüllte Schale vorgeſtellt hatte, klopfte es an der Thüre, eine Perſon wünſchte die Frau zu ſprechen — und im nämlichen Momente, in dem die Frau abweſend war, fällt von dem Oberboden eine Spinne herab in die Kaffeeſchale des Herrn.

Der Herr, welchem vor dem Kaffee, in dem die Spinne gelegen, ſofort ekelte, dachte ſich, weil ſeine Frau von der Spinne nichts wiſſe, nachdem er ſie herausgenommen, ſo könne ihr auch nicht davor ekeln — und wechſelte die Schalen. — In ein paar Augenblicken kam auch die Frau wieder in das Speiſezimmer und beide Eheleute frühſtückten heute ungewöhnlich freundlich mitſammen. Nach einiger Zeit fühlte die Frau die heftigſten Schmerzen in ihrem Leibe, ſie verfiel in ſchreckliche Konvulſionen; man holte ſogleich Aerzte und traf alle Vorkehrungen zur Abwehr und Linderung ihrer grimmigen Schmerzen, aber Alles umſonſt.

Da erkannten die Aerzte und thaten auch nicht undeutlich den Ausſpruch, daß hiebei eine Vergiftung vorgekommen. Die Frau verſchied in Kürze unter ſchrecklichen Schmerzen. Nun wurde aber der Herr vor Gericht ge-

laden. Er verantwortete ſich natürlich höchſt verwundert, erzählte alle Vorfälle und Umſtände genau; da ergab es ſich endlich, daß die Frau ſelbſt die Giftmiſcherin geweſen, und es auf ihn ſelbſt, auf den Herrn Ehegemahl, abgeſehen habe. „Gott im Himmel hat gerichtet.“

3. Aus Baiern.

Die proteſtantiſche Taglöhnerin N. S. arbeitete auf ihrem Acker. Ein katholiſcher Geiſtlicher (ich ſelbſt) ging auf dem Spaziergange vorüber. Da fing jene an zu weinen, näher vorzutreten und in folgendem Tone ſich auszuſprechen: „Ach! Sie können mir helfen, ſonſt bin ich verloren.“ — „Ja Frau, wie ſoll ich Ihr helfen können? Was fehlt Ihr denn?“ — „Ich habe keine Ruhe und möchte beichten.“ — „Aber Sie ſteht nicht unter meiner Fürſorge, ſonſt ſollte Ihr Wunſch in der Kirche erfüllt werden. Bete Sie nur fleißig zu Gott um den rechten Bußgeiſt“ — ſprach's und brach das weitere Geſpräch ab, da es ſonſt gewaltiges Aufſehen erregt hätte. Dieſe Perſon hatte alſo etwas Arges auf dem Gewiſſen. Sie ſtand im Alter von 50 bis 60 Jahren, abgehärmt und verwirrt von Ausſehen. Kindern gegenüber habe ſie einſt eingeſtanden: „Ein ſolches Kind, wie ihr ſeid, habe ich einmal den Schweinen im Stalle vorgeworfen, die haben es gefreſſen“ (als Magd nämlich, um der Schande willen, vor geraumer Zeit). Und die Kinder neckten ſie häufig mit dieſem Vorwurfe. Nicht lange, und ſie verlor die Beſinnung und mußte der Irrenanſtalt übergeben werden. — Eine Kindsmörderin, ihre Unruhe, ihr Verlangen nach der prieſterlichen Abſolution, um derſelben los zu werden, welch' ein Stoff zum Nachdenken!

4. Aus Weſtfalen.

Im Münſterlande, wo ich Hülfsgeiſtlicher war, ließ am Ende der 50ger Jahre ein Schwiegervater ſeinem Schwieger-

ſohn durch ein erkauftes Subjekt „Arme und Beine zerſchlagen", wie der Auftrag wörtlich geheißen, in Folge welcher Mißhandlungen der Unglückliche den nächſten Tag ſtarb. Der Mörder, ſowie der Anſtifter des Mordes wurden bald darauf vom Schwurgerichte in Münſter zu langjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt und in das Zuchthaus zu Münſter geſteckt. Dort ſtarb nach einigen Jahren der Mörder, und zwar in Folge eines eigenthümlichen Uebels an der Hand. Einige Jahre ſpäter ſtarb der Anſtifter des Mordes, und zwar in Folge eines nicht minder eigenthümlichen Uebels an dem Beine. Wenn man nun mit dieſer Todesart der Beiden den Umſtand zuſammenhält, daß jenem Unglücklichen Arme und Beine zerſchlagen wurden, ſo wird man wohl berechtigt ſein, anzunehmen: Digitus Dei hic!

5. Aus Baiern.

Die Bauerseheleute G. zu R. in der Oberpfalz hatten einen einzigen Sohn, Joſeph. Der Vater, der ein wenig höher hinaus wollte, ließ die Mädchen von nah und ferne in ihrer Eigenſchaft als Schwiegertöchter die Revue paſſiren und gelangte endlich am Faden der Sippſchaft zu einer — weit draußen im Lande. Die hatte Zeug und Sach zu vollem Kammerwagen, nebenher auch noch Geld, und zum Ueberfluß als Bürgſchaft weiter für gute Sitten den Vorzug, im Kreiſe ihrer Geſpielinnen den Kranz eines Präſes im Jungfernbunde tragen zu dürfen. Eine derartige Braut von weit her war bei ihrer Ankunft Waſſer auf die Mühle aller Mäuler. — Allein die neue Heimath wollte der jungen Frau gleich Anfangs nicht gefallen, nahe am Wald und völlig öde und einſam gelegen, die Schwiegerleute ſo ſo, und ihr Mann erſt nicht geſalzen und nicht geſchmalzen. Troſtlos aller Ecken gegen ihr ſonſt ſo luſtiges Leben; doch nach und nach machten ihr die beiden Alten die Freude, ſich ſelber unter die Erde zu legen. „Ein Joch vom Halſe, wie erſt,

wenn auch das andere fort wäre," dachte die junge Frau, und liebäugelte fortan mit dem Knecht. Dieſer, kaum erſt der Schule entwachſen, verſchmähte doch nicht gar lange den Köder.

Es gibt zwar nicht in jedem Bauernhauſe allzuviel Ratten, aber doch meinte die Bäuerin, etliche bei ihrem Milchtopfe bemerkt zu haben und drang in den Knecht, Rattengift heimlich zu verſchaffen. Nun, die vermeintlichen Ratten verſchwanden und mit ihnen ging auch der Bauer; aber weil er zuvor fortwährend bettliegerig, die Suppe mit zunehmendem Abſcheu genommen und wieder auswarf, äußerten die Leute allerlei ſchlimme Vermuthungen. Das Gerede nahm überhand und das Ende davon war, daß der Todtengräber von Pl. mit einem Grabe einmal doppelte Arbeit hatte.

Die Obduktion ergab eine arſenikale Vergiftung. Vor dem Schwurgerichte zu A. bekannte der Knecht, auf das oft beſchworene Verſprechen der Bäuerin, ihn zu heirathen, wenn er ihr beiſtände, den Bauer aus der Welt zu ſchaffen, habe er ihr endlich nachgegeben und das verlangte Rattengift aus Böhmen herübergeholt, auch mußte er dem Bauer die Suppe ſo lange einnöthigen, bis er keine mehr brauchte. Entlaſtungszeugen hatte der arme Knecht nicht. Dagegen behauptete die Bäuerin, der ſchlechte Menſch habe das Alles hinter ihrem Rücken, wider ihr Wiſſen und Wollen ſelbſt gethan, in der Abſicht, ſie in übles Gerede und dadurch dahin zu bringen, daß ſie außer ihm keinen andern Mann mehr bekäme. Das Verdikt der Geſchworenen ſprach den Knecht ſchuldig, die Bäuerin frei. Der Präſident hielt ihr aber vor: Sie möge hingehen, vor dem irdiſchen Richter ſei ihre Mitſchuld unerwieſen, trotz moraliſcher Ueberzeugung vom Gegentheil, aber über ihr ſtehe ein höherer Richter, ſeinem Strafgerichte werde ſie über kurz oder lange nicht entgehen. Der Knecht kam in's Zuchthaus. Die Bäuerin, die darnach

auch ihr Kind angeblich im Schlaf erdrückte, fand einen andern Mann, aber mit ihm auch eine Geißel, denn die Blutschuld lag schwer auf dem Hause und drängte zur Sühne. Eines Tages war der Bauer mit seinen Leuten im Walde; als er Abends heimkam, lag das Weib im Hofe unter einem ganz niedern Kirschbaum; sie hatte denselben, um Kirschen zu essen, bestiegen, war herabgestürzt und hatte das Genick gebrochen.

6. Aus Westfalen.

Im Jahr 1858 wurden ein lediger Bursche und eine Ehefrau wegen verabredeten Mordes an deren Ehemann zum Tod verurtheilt, dann aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Der Bursche hatte den Mann ermordet und die Frau hatte ihn aufgehetzt, es zu thun. Das Weib war schon 18 Jahre mit einem Taglöhner, Namens St., verheirathet; beide ernährten sich durch ihre fleißige Arbeit ganz redlich und standen in gutem Ruf; sie bekamen in der Ehe vier Kinder, wovon das älteste schon 17 Jahre alt war. St. ging bisweilen in das Köln'sche Land, besonders nach Gl., um da mehr zu verdienen. Unterdessen blieb die Frau in F. bei Rh. Da kam G. T., aus dem Militärdienste mit den besten Zeugnissen entlassen, nach F. Er bekam daselbst Arbeit, Bretterschneiden, wohnte im nämlichen Haus, wo die Frau St. wohnte; er ließ bei ihr waschen und nähen, und versorgte sie dafür mit Brod und Holz. Da einmal St. auf Besuch zu seiner Frau kam, lernte er den G. T. kennen, schien ihn lieb gewonnen zu haben und versprach, ihm einen Dienst zu verschaffen.

Die viele Entfernung des Mannes St., die Verbuhltheit des Weibes, die Leichtfertigkeit des Burschen haben allmählich veranlaßt, daß zwischen beiden letztern ein ehebrecherisches Verhältniß stattfand. Da dem Ehemann St. endlich die Augen darüber aufgingen und er die Geschichte nicht mehr

dulden wollte, lief das Weib fort, um mit dem G. T. ferner verkehren zu können. Nach einiger Zeit fand eine scheinbare Versöhnung der beiden Eheleute vor dem Pfarrer statt und sie wohnte wieder bei ihrem Manne. Allein den Verkehr mit dem G. T. suchte sie auf alle mögliche Weise fortzusetzen. Zuletzt kam es so weit, daß beide mit einander übereinkamen, den St. aus dem Wege zu schaffen, um einander heirathen zu können. Durch die Untersuchung stellte sich heraus, daß die zwei Eheleute St. in nächtlicher Frühe nach einem benachbarten Ort gingen; G. T. war von dem Weib benachrichtigt, daß jetzt Gelegenheit sei. Dieser paßte im Gebüsch auf, riß den St. plötzlich rückwärts auf den Boden, fuhr mit dem Messer zuerst in das Gesicht, dann stach er ihn in den Hals, so daß St. verblutete und Morgens todt auf der Straße gefunden wurde.

Die Geschworenen sprachen nach der Untersuchung einstimmig das Schuldig über das Eheweib und über ihren Handlanger, den G. T., aus. Der Mörder, 26 Jahre alt, schien in sich zu gehen und starb nach 2 Jahren. Das Weib blieb verstockt, wartete aber nicht, bis Gott sie abrufe; schon im ersten Jahr ihrer Haft fand man sie eines Morgens erhängt an der Fensterstange ihrer Zelle. Gott ließ es zu, daß die schon 46 Jahr alte Verführerin eines jungen Menschen zu Ehebruch und Mord unbußfertig mit der letzten Sünde des Selbstmordes in das Haus ihrer Ewigkeit einging.

7. Vom Odenwald.

Vor längeren Jahren wußte ein Bauer einen leichtfertigen Burschen dahin zu bringen, daß er einen Todschlag vollführte. Jener Bauer trug nämlich grimmige Feindschaft gegen einen andern Mann. Ihn selbst aus der Welt zu schaffen, getraute er sich nicht, wohl aber gebrauchte er einen Andern als Werkzeug. Der Thäter wurde entdeckt, gestand

die Mordthat, aber auch wer der Urheber sei. Dieser jedoch wußte sich durch schlaues und standhaftes Läugnen aus der Schlinge zu ziehen und wurde straflos entlassen, der Bursche hingegen verurtheilt. — Da in der Umgegend allgemein die Ueberzeugung herrschte, daß der Bauer die größere Schuld trage, sagten Viele: „Wenn der nicht noch gestraft wird, so gibt es keinen gerechten Gott im Himmel.“

Nach einiger Zeit ging der Bauer über Feld und kam an einem Hof vorüber, wo gerade Bienen schwärmten und die Leute sich bemühten, den jungen Schwarm einzufangen. Der Bauer bot sich an, ihnen als Sachverständiger zu helfen. Bei dieser Betheiligung flog auf einmal der ganze Bienenschwarm dem Bauer auf den Kopf und zerstach ihm das Gesicht, wie wüthend geworden, dermaßen, daß er in kurzer Zeit umfiel und starb. — Als die Leute den entseelten Bauer in eine Stube trugen, so wollte ihm der Schwarm auch dahin nachstürzen und hing sich an das geschlossene Stubenfenster.

8. Aus dem Jura.

Folgendes Ereigniß zeigt Strafe und Gnade bei verschuldeter, aber nicht beabsichtigter Tödtung. Der Berichterstatter hatte in P. einen Schwager, welcher seiner Frau einen Tritt an den Leib gegeben, in Folge dessen sie sterben mußte. Dieser Mann nun, ein stolzer, heißblütiger Franzose, bekam an demselben Fuß, womit er getreten hatte, ein Leiden, von dem ihn Niemand heilen konnte. Man rieth ihm endlich, sich zu dem heiligmäßigen Pfarrer von A. zu begeben, der einen weit verbreiteten Ruf hatte und schon Manchem geholfen. Der Kranke, der an Krücken gehen mußte, machte sich daher auf nach A., wo er den Pfarrer antraf, welcher den ganzen Tag im Beichtstuhl saß.

Dieser Pfarrer, ein hochbetagter Mann, führte ein sehr strenges Leben, war von gebrechlicher Magerkeit, und genoß

Nichts als Morgens ein Ei, Mittags zwei Eier, und Abends wieder ein Ei. Der Kranke bereitete ſich vor zur Beicht, bekam aber darin den Beſcheid, daß er noch nicht Alles gebeichtet. Beim zweiten Male ſagte ihm der Pfarrer: „Mein Kind, Sie haben noch nicht Alles gebeichtet; Sie können nicht geſund werden, wenn Sie nicht Alles beichten; Sie haben ein Verbrechen begangen und müſſen es bekennen.“ Er faßte nun, da Alles nichts half, den Entſchluß, und bekannte mit großer Ueberwindung, was er gethan. Er erhielt die Abſolution, ging zum heiligen Abendmahle, und ſiehe da, er fühlte eine Erleichterung. Schon nach zwei Tagen war die Heilung ſo weit vorgeſchritten, daß er die Krücken ablegen und wieder heimreiſen konnte.

9. Aus der Schweiz.

Ein gewiſſer Th. hätte wohl beſſer ſterben können. Man konnte nichts gegen ihn und ſeine Familie haben. Aber böſe Zungen haben ihm nachgeſagt: Er habe im Anfange dieſes Jahrhunderts in Frankreich als Soldat einen wehrloſen Mann unter der Hühnerſtiege mit der Axt erſchlagen, obgleich ihn der Mann um Gotteswillen um das Leben angefleht. Was hieran Wahres iſt, weiß ich nicht; nur ſo viel weiß ich, daß er ſich die Adern zerſchnitten, und ſein jetzt noch lebender Sohn, dem man gar nichts nachſagen kann, und der auch in keiner körperlichen Noth lebt, auch ſchon ſehr ſtark am Leben herumgenergelt hat.

Schon der Mord, welchen Einer gegen den Andern verübt, hat gewöhnlich zum Beweggrund eine übermäßig geſteigerte Leidenſchaft, beſonders Habſucht, Rache oder Liebſchaft. Der Selbſtmord hingegen hat noch viel mannigfaltigere Beweggründe und kommt deßhalb, wenigſtens in unſern nörd-

lichen Ländern, viel häufiger vor. Weil aber der Thäter durch seine That, durch eine Todsünde gewaltsam die Thüre zum ewigen Entscheidungsgerichte einschlagt und für ihn keine Bekehrung mehr möglich ist: so liegt im Selbstmord, von dieser Seite betrachtet, noch Entsetzlicheres, als im Mord des Andern. Von keiner That kann man so sehr sagen, daß sie der rechte Schlüssel zur Hölle sei; darum kann der Selbstmord, vorausgesetzt, daß er mit Bewußtsein und vorsätzlichem freiem Willen geschieht, in sehr vielen Fällen als Zulassung des ewigen Richters zur Verdammung angesehen werden, in Folge anderer schweren Sünden, wie bei Judas. — Zwar ist nicht selten eine vorausgegangene Geistesstörung bei Selbstmördern nachweisbar; in diesem Falle wird auch das kirchliche Begräbniß zugestanden, da eine That im Wahnsinn nicht als Schuld angerechnet werden kann. Allein auch derartige Selbstmörder sind nicht immer schuldlos, insofern die Störung der Seelenkräfte selbst oft nur die letzte Folge ist von vorausgegangenen Lastern, so z. B. von Trunksucht, Unkeuschheit, Geiz.

Wie aber die schreckliche Gerechtigkeit Gottes hier wetterleuchtet, so ist in dieser Angelegenheit oft auch die große Barmherzigkeit Gottes wahrnehmbar, indem sie handgreiflich den armen Menschen, der aus Schwachheit, nicht aus Verdorbenheit sich einen Tod anthun will, zurückzieht und rettet.

1. Aus Nordamerika.

Ein Mann, der schon mehrere Jahre kein gutes Beispiel gegeben, verheirathete sich mit einer reichen Frau (kein Theil war katholisch); nachdem sie längere Zeit mit einander gelebt, verließ der Amerikaner seine Frau aus Wollustgründen und hing sich im fernen Westen einer Andern an. Solche Fälle sind in Amerika bekanntlich nichts Neues

mehr. Nachdem er nun lange genug seinen Leidenschaften gefröhnt und, Gott weiß was Alles nebenbei getrieben, kam er nach langer Abwesenheit wieder zurück nach A. zu seiner rechten Frau, ließ das Kebsweib jedoch zurück, und suchte sich nun auf eine schlaue Weise in den Besitz des Vermögens seiner betrogenen Gattin einzuschleichen. Er griff das Ganze so an: Vor Allem heuchelte er Reue und Schmerz über seine Untreue, versprach hoch und theuer, von nun an ein christliches Leben führen zu wollen, that Alles, was einem treuen Ehemann und guten respektabeln Gentleman zusteht, suchte durch Schmeichelei und Verstellung die gute Frau so einzunehmen, daß sie nach längerer Zeit der Probe auf den Vorschlag einging, ein gegenseitiges Testament zu machen, so daß, wer von ihnen das Andere überlebe, auch Erbe des Vermögens vom Ueberlebten werden sollte. Nicht sehr lange darnach, als die betrogene Frau wirklich glaubte, sie habe einen braven, guten und treuen Ehemann, ging dieser heuchlerische Mensch in Gegenwart seiner Frau in eine Apotheke, um, wie er vorgab, Rattengift zu kaufen und die überhandnehmenden Ratten seines Hauses zu vertilgen, in Wirklichkeit aber, um die reiche Frau zu vergiften und sodann in den Besitz ihres Vermögens zu kommen. Denselben Abend wußte er schon seinen Plan auszuführen, indem es ihm gelang, von dem Gifte eine gehörige Quantität in den Thee der nichts ahnenden Frau zu mischen. Die Folgen des Thee's wurden bald fühlbar und sichtbar, und die schrecklich leidende Frau sandte nach dem Arzt. Er erschien, fragte nach der Zeit der Schmerzen, wie lange sie schon leide, sah ihre Symptome, gab vor, er habe die rechte Medizin nicht bei sich, was wohl wahr sein mochte, eilte fort, kam schnell wieder zurück mit Polizeigewalt, um den Mann, an dem er gleich stark zweifelte, in's Trockene setzen zu lassen. Die Frau lebte wohl noch, es konnte ihr aber nicht mehr geholfen werden; der

Mann war aber bis zur Rückkunft des Arztes mit den reichſten Koſtbarkeiten des Hauſes bereits verſchwunden. Das war genug, um den Verdacht zu rechtfertigen, und es dauerte nicht lange, als er ſchon eingefangen im Staatsgefängniſſe feſtgehalten wurde. Sonderbar war es, daß die vergiftete Frau es durchaus nicht glauben wollte, daß ihr ſo geliebter und ſonſt ſo guter Gatte eines ſolchen Verbrechens ſchuldig ſein könne. — Sie ſtarb kurz nach allen Verſuchen, ſie zu retten; und ihr Mann entwiſchte (weil er nämlich ein Freimaurer war, und ſomit Hülfe beanſpruchen konnte) aus dem Gefängniß.

Obſchon nun manche Gleichgeſinnte des Mörders ihn vielleicht gerne frei geſehen hätten, ſo gelang es doch heimlichen Poliziſten (Detectives), den ſaubern Ehebrecher in C. bei ſeiner frühern Unzuchtsgenoſſin zu treffen und feſtzunehmen. Ohne Zweifel verwendeten ſich die Verwandten der vergifteten Frau um das Auffinden und Feſtnehmen des Mörders. So wurde er per Eiſenbahn unter gehöriger polizeilicher Aufſicht wieder zurückbefördert, um in ſeiner Vaterſtadt ſein verdientes Urtheil zu hören. Jetzt glaubte er natürlich, daß kein Entrinnen mehr möglich, die Schande für ihn zu groß und der Strang für ihn ſicher ſei. Um Allem auszuweichen, wußte er ein hölliſches Auskunftsmittel. In Amerika findet man nämlich in allen Paſſagier-Wagen der Eiſenbahn ſolche geheime Orte mit Vorkehrungen in zwei Ecken des Wagens angebracht, an denen Reiſende ſich jener Geſchäfte und körperlichen Bedürfniſſe entledigen, die durchaus keinen Aufſchub geſtatten. In ſolch' einen Ort verlangte der Herr Ehebrecher und Giftmiſcher. Die Polizei gewährte ihm natürlich den Zutritt unentgeltlich, da das Fenſter dieſes Appartementes mit eiſernen Stäben wohl gegen Durchbruch geſchützt iſt. Da jedoch das Geſchäft dieſes Bewachten ungewöhnlich lange zu dauern ſchien und den Poliziſten endlich die Zeit zu lang wurde, gingen

ſie zum Ort des Verweilens, erbrachen die Thüre und fanden den Verbrecher in ſeinem Blute, mit halbdurchſchnittenem Halſe und einem Raſirmeſſer auf dem Boden liegend.

(Der Einſender dieſes Briefes, ein Ordensmann im Staat Pennſylvanien, ſetzt noch bei: „Wollte ich alle Selbſtmorde berichten, die in Städten, Flüſſen, Seen, auf Eiſenbahnſchienen oder mit Gift in Amerika vorkommen, dürfte ich nicht leicht an ein Ende kommen. Es vergeht faſt kein Tag, an dem nicht in größern Städten Aehnliches geſchieht. — So viel iſt gewiß, daß, mögen Selbſtmorde vorfallen, wo oder wie ſie wollen, mögen ſie von übergroßem Elende der Armuth, von ungerechter Behandlung eines Vorgeſetzten oder einer Ehehälfte herkommen, mögen ſie ihren Grund in einem Bankerott, im Mißlingen eines Unternehmens, in vereitelten Hoffnungen eines oder einer Verliebten, oder auch in bevorſtehender, dem Stolz unerträglicher Schande haben: immer und überall ſteckt Religionsloſigkeit im Hintergrunde.“)

2. Aus Weſtfalen.

Schuſter D. hatte im letzten Dezennium hoch geſpielt (gekegelt) und dabei ſeinen Wohlſtand total zerrüttet. Neben dem Spiel fröhnte er auch dem Trunke. Wirthshausſkandale waren an der Tagesordnung. — Schuldhaft, Streit und Wehe in der Ehe, wie gewöhnlich in ähnlichen Fällen. Ich habe zum Oefteren ihn in Güte und Ernſt ermahnt und mit aller Strenge ihn an ſeine chriſtlichen und kirchlichen Pflichten erinnert. Vergebliche Mühe! Die Kirche beſuchte er faſt nie; zum Sakramentenempfang konnte ich ihn nie bewegen. Seine ſtete Ausrede war: er fühle ſich deſſen nicht recht würdig, oder ſei nicht fähig, ſich nach Gebühr vorzubereiten, erſt müſſe Friede in ſeiner Ehe werden ꝛc.

Da, am letzten Neujahrstage ſeines Lebens (1. Jan. 1868), werde ich zu ihm gerufen. Er war betrunken Mittags von E. zurückgekehrt, ſchlich ſich wie gewöhnlich auf einem Seitenpfad, der ſteil an Felſen hinangeht, in's Dorf,

kam auf dem glatten Boden zum Fall und rutſchte, den Kopf nach unten, etwa 40 Fuß die ſteile Wand hinab. Ich fand ihn an Händen und Geſicht gräßlich zerſchunden. Eine lockere Schneedecke hat ihn offenbar vor dem Zerſchmettertwerden bewahrt.

Bei der Gelegenheit drang ich mit allem Nachdruck in ihn. Noch einmal ſei er durch Gottes ſichtbaren Schutz gerettet, wenn er nun doch nicht ablaſſe, werde man ihn wohl bald auf Weg und Steg, hinter der Hecke oder dem Zaun verunglückt finden. — Er lag drei bis vier Wochen, begann dann wieder den Betrieb ſeiner Profeſſion — er war ein tüchtiger Schuſter, und ſehr bald war das alte Leben wieder im Schwung.

Am Charfreitag ward in meiner Pfarrkirche der Anfang einer Miſſion von Jeſuiten abgehalten. Ich ermahnte den D. ernſtlich, den Vorträgen fleißig beizuwohnen und endlich mit Gott ſich auszuſöhnen. Er verſprach's, aber hielt's nicht. Eine Predigt gleich im Anfang hatte er gehört, wie ſein Sohn mir ſagte. — Am weißen Sonntag Nachmittags war der Schluß der Miſſion. Sonntags darauf war in G. Kommunion der Neukommunikanten. Auch ein Kind des D., ſein zweiter Sohn, war darunter. Der Vater D. fehlte bei der Feier. Ich fragte ſeinen Sohn nach dem Grund des Ausbleibens. Derſelbe ſagte, ſein Vater ſei am Samſtag Abend fortgegangen. In letzter Zeit war er öfter einige Tage von den Seinigen fort geweſen. Gleich nach der Kommunion findet man den Unglücklichen. Er hatte ſich am Tage der erſten heiligen Kommunion ſeines Kindes erhängt, gegenüber der Stelle, wo er am Neujahrstage den Abhang hinuntergeſtürzt, am andern Thalrand der W.

3. Aus Schleſien.

In R. war ein Schulze und Gaſtwirth mit Namen B. Den hatte der Paſtor M. auch in die Freimaurer-Geſellſchaft

eingeführt. Der B. hatte in den 50ger Jahren die Lieferung von Kies auf die Oberschlesische Eisenbahn. Da hörte ich von einem großen Betruge, den er gemacht haben sollte. Als er Wind bekommen, daß er zur Untersuchung gezogen werden sollte, ging er zur Oder an eine Stelle, wo es viel Gesträuch hat, und ersäufte sich. Die Leiche wurde gefunden und nach Hause gebracht. Ein Breslauer Pastor hielt das Begräbniß. Aber der Logen-Meister M. hielt die Rede und sagte, der Verstorbene sei ein großer Geschäftsmann gewesen, der viele Neider gehabt. Darum hätten sie ihn in's Wasser gestürzt.

4. Aus Tirol.

Zur Winterszeit kehrte ein protestantischer Bäckergesell sehr frühe in einem Wirthshause ein, sah diebisch darein beim Eintritt in die Gaststube und nimmt da, im Alkoven sich sicher wähnend, ein Leintuch in sein Sacktuch. Die Hausfrau mußte aus dem Bündelchen Vermuthung schöpfen und überzeugte sich bei weiterem Nachforschen, daß Jener gestohlen habe, rief den gerade vorübergehenden Gerichtsdiener zu Hülfe, und das Abläugnen ging nicht an. Der Erschreckte that, als habe er auf ein Kurzes nöthig, abzutreten, blieb jedoch länger aus. Als man an dem Abort nachsah, floß das Blut entgegen. Der Inquisit hatte fest geschlossen. Nach dem Erbrechen der Thüre lag er da, fast ohnmächtig; er hatte sich mit dem Rasirmesser den Hals abschneiden wollen, durch den Schmerz jedoch bewältigt, die Sache nur halb gethan. Schneller Verband, Pflege und beständige Beaufsichtigung von Gemeindemännern retteten den Unglücklichen, daß er in einem Monate seiner Heimath zugeschickt werden konnte. Dort angekommen, habe er sich bald darauf erhängt.

Motiv zu diesem Verbrechen sei sein Mädchen gewesen, welches auf Alimentation und Leinwand für ihr außerehe-

liches Kind sehr in ihn gedrungen sei, ohne daß er im Stande war, dieser Forderung zu entsprechen.

5. Aus Baiern.

Die Tochter braver Eltern, 21 Jahre alt, war bis dahin guter Aufführung, diente längere Zeit in einem Gasthofe als Stubenmädchen. Dort wird sie die Beute eines „Reisenden", der in allerlei Artikeln, auch in dem der modernen „Aufklärung" „macht". — Die eine böse That machte sie zur Mutter. Der Verführer entfernt sich und geht, weiß Gott wohin, zum Betriebe seiner Geschäfte. Er ist nicht umsonst „Reisender". — Die unglücklich Gewordene gleicht mit der nur zu bald gewonnenen Erkenntniß ihres Zustandes einem wandelnden Schatten. Kummer und Herzeleid, das Gefühl der Schande und Schmach nagt an ihrem innersten Leben. So vergehen sieben lange Monate. Da tritt die Blatternkrankheit epidemisch auf. Bekannt in einem Hause, dessen Besitzer das erste Opfer der Epidemie wurde, hüllt sie sich in die wollene Decke, in der er geschlafen, zieht dessen Handschuhe an und sucht so die Blattern.

Obwohl revaccinirt, bekam sie die Blattern. In's Blatternhospital gebracht, reißt sie, als die Krankheit sich gerade im Stadium des Ausbruches befand, nächtlicher Weile aus dem Bette springend, die Fenster auf, in der Absicht, auf sich die damals empfindlich kühle Luft in vollem Strome wirken zu lassen, und konnte nur durch Gewaltanwendung der Wärterin wieder in's Bett gebracht werden. Die Wirkung dieser That trat in rapider Schnelligkeit ein. Dem Tode nahe, verlangt sie, daß die Wärterin mit ihr noch bete, und in wenigen Augenblicken war sie eine Leiche. — Was in diesem Herzen vorgegangen, wer bemißt es?

6. Aus Baiern.

Der entlaſſene Poſtbote M. wird wegen ſeiner Familie zum Waiſenvater, eigentlich bei ſeiner Lebeſucht ſo zu ſagen als Bock zum Gärtner angeſtellt. Als ſolcher treibt er ſein Haremsunweſen längere Zeit, bis er faktiſch durch Ausſage der ihm unterſtellten Waiſenmädchen entlarvt wird. Er brennt durch, um nach Amerika zu entfliehen, wird in C. ſteckbrieflich aufgegriffen, eingeſetzt und eines Morgens erhängt gefunden.

7. Aus Baden.

In E. erzählte mir eine Frau kurz vor ihrem Tode, dem ſie mit der größten Ruhe entgegenging, ihr Leben ſei unendlich reich an Leiden geweſen, das größte aber war ihr der, nach einem furchtbaren Sündenleben erfolgte, furchtbare Tod ihres Mannes.

Sie hatte nach dem Willen ihrer Eltern als reiche Müllerstochter denſelben geehelicht; bald aber zeigte er ſich als Wüſtling, indem oft in einem Jahre mehrere von ihm verführte Mädchen kamen und ihre von ihm erzeugten Kinder ihr vorhielten; ſie ſuchte ſie durch Geld zu befriedigen und zu entfernen. Er ergab ſich auch dem Trunke, das Geſchäft ging rückwärts; dann dem Schmuggel und der Falſchmünzerei; welches Loos ihr unter ſolchen Umſtänden Tag für Tag zu Theil ward, läßt ſich einſehen. Da die öffentliche Gewalt von ſeinem Treiben Kenntniß erhalten, ſuchte ſie ihm auf die Spur zu kommen und ſo geſchah es eines Tages, nachdem er wieder geſchmuggelt, daß ſie ihm auf der Ferſe folgte. In Wuth über ſeinen verfehlten Plan ließ er ſeinen Zorn an ſeinem damals ſchwangern Weibe aus und mißhandelte ſie ſo, daß ſie mit blutendem Kopfe — er hatte mit einer Axt auf ſie geſchlagen — zuſammenſtürzte. Als er ſie nun blutend auf dem Boden

liegen ſah, glaubte er, ſie getödtet zu haben; die Gewißheit, daß die folgende Polizei im nächſten Augenblick in's Haus eindringen und ihn ergreifen würde, ſtand mit ihren Folgen vor ihm. Was that er? Vor den Augen ſeiner Frau, die es ob ihrer Schwäche nicht hindern konnte, hing er ſich auf, und ſo fanden die bald darauf eintretenden Gensdarmen die Beiden; das bald darauf geborene Kind war der Epilepſie unterworfen.

8. Aus der Schweiz.

Der Kr. war ein recht armer Menſch, arm am Leibe, arm an Vermögen, noch ärmer an Glauben und Religion. Dagegen hatte er feſten Unglauben. — Je älter er wurde, deſto ungläubiger geberdete er ſich, und wie hat er geendet? Eines Tages hieß es: Der Kr. hat ſich die Adern an den Armen und dem Hals abgeſchnitten. So hat er geendet.

9. Aus Preußen.

Es war Sonntag Nachmittag. Sonntägliche Ruhe herrſchte über meinem Heimathdorfe, wo ich eben zu einem Beſuche anweſend war. Ein Theil der Bewohner des Dorfes ſchickte ſich an, zur nahen Stadt zu gehen, um dem Schluſſe der zwölftägigen Andacht beizuwohnen, die der vor hundert Jahren erfolgten Wiedervereinigung Weſtpreußens und Ermelands mit dem Königreich Preußen galt. Da, langſam und ſchauerlich fuhr ein elendes Zweigeſpann durch die Straße des Dorfes. Langſam, Schritt für Schritt, zogen die abgemagerten Gäule den elenden Karren, auf dem ein langer grobgearbeiteter Bretterkaſten lag, grauſchwarz angeſtrichen, dem man es kaum anſah, daß es ein Sarg ſei. Kein Begleiter, kein Trauernder ging hinter dem Sarge her. Griesgrämig lenkte ein alter Saufaus die mageren Gäule. Scheu ſuchte Jeder aus der Nähe des ſchwarzen Kaſtens zu kommen, denn von Mund zu Mund ging die Kunde: „Dieſer ſchwarze

Kasten enthält die Leiche des Selbstmörders ..... aus T.“ — In Wahrheit ein schauerlicher Anblick! — Mit Abscheu und Entsetzen wandte man sich von dem schauderhaften Gegenstande, der so gräßlich die schöne Sonntagsfeier störte. Auch ich ging etwas später zur Stadt. Vor dem Thore derselben, am lutherischen Kirchhofe, hielt dieses Fuhrwerk, noch beladen mit seiner Fracht. Ein Bekannter des Fuhrmannes frug diesen, ob er seiner Ladung nicht los werde, worauf dieser unwirsch und verschämt antwortete: „Der Todtengräber läßt mich hier so lange warten; würde mir aber nur Jemand helfen, dann stürzte ich den Todten vom Wagen und führe heim.“

Dieser Mann war von Profession ein Töpfer, trank stark. Ich selbst habe ihn öfters betrunken gesehen. Zerwürfnisse und Streitigkeiten mit seiner Frau haben das Uebrige gethan. Als seine Frau, die schon mehrmals von ihm weggegangen und sich dann bei ihrer Tochter aufhielt, ihm von Ehescheidung redete, antwortete er: „Das ist nicht nöthig. Ich werde mich selbst von dir scheiden.“ Nach wenigen Stunden fand ihn seine Frau im Hause erhängt.

10. Aus Böhmen.

Vor drei Jahren wurde in meiner Nähe ein wohlverhaltener Brauersbursche tödtlich angeschossen aufgefunden. Mein Herr Dechant providirte ihn und als die Gerichtskommission hinkam, fand sie den objektiven Thatbestand eines Verbrechens. „Bergleute haben mich geschossen,“ seufzte der Unglückliche, und flugs saßen vier Bergleute, die desselben Wegs gekommen waren und, wie gewöhnlich, bewaffnet — hinter Schloß und Riegel.

Ich urtheilte anders. Mir war das melancholische Wesen dieses sonst so lustigen Burschen längst ein Räthsel geworden, ich sah diese Geschichte als Selbstmord an. Ich setzte mich allein zu seinem Bette, stellte ihm alle Wider-

ſprüche vor, zeigte ihm, daß ich ihn von Herzen bemitleiden würde, wenn er es ſelbſt ſich angethan hätte; verſprach ihm ein ehrenhaftes Begräbniß, wenn er öffentlich Reue über ſeinen Fehltritt äußern würde — da ergriff er meine Hand: „Wenn ſie mich nur nicht wie einen Hund hinaustragen — ja ich habe es ſelbſt gethan — einer Dummheit wegen. Ich glaubte, meine Geliebte wolle mich verlaſſen — ich kaufte ihr von meinem Sparpfenning eine Krinoline — ſie warf ſie mir heute Nacht vor meine Füße — ‚ich begehr' ſie und dich nicht mehr,' ſagte ſie. Das konnte ich nicht ertragen, ich habe mir den Tod gegeben." Kurz darauf ſtarb der Arme. Da er mir das Recht gegeben, dieſes zu veröffentlichen, um jeden Verdacht gegen Unſchuldige zu beſeitigen, ſo konnte ich es hier auch anſtandslos mittheilen. Nun muß ich bemerken, daß ich ein Freund der Naturforſchung mit Leib und Seele bin und meine freien Stunden gehen alle damit auf; kurz, ich habe, wie ſchon oft, die Leiche dieſes Burſchen in Gegenwart der Gerichtsärzte eigenhändig ſezirt und da fand ich eben etwas wohl noch nie Dageweſenes. Während ich den „Schußkanal" in der total zerriſſenen Leber ſuchen wollte, aber nicht fand, kam mir ein ſchwarzes, von zerronnenem Blut verklebtes Klümpchen in die Finger. Während der Arzt mit monotoner Stimme protokolliren ließ: „Schußkanal ſchlecht begrenzt, Kugel nicht vorfindig, Piſtolenſtöpſel in der Leber gefunden, Zerſchmetterung wahrſcheinlich ohne Kugel durch bloße Exploſion der nahe an den Leib gehaltenen Piſtole" — verzupfte ich dieſen runden, geſchwärzten Papierpfropf, wuſch ihn aus und ſiehe da, es war ein Katechismusblatt, auf dem ſtand: „Gott hat dieſes Laſters (Unzucht) wegen ſchon Städte, Völker ſchwer geſtraft u. ſ. w."

Nun erlaube ich mir noch die Frage, gibt es ein eigenthümlicheres Zuſammentreffen von Umſtänden? Wegen Unzucht ſich erſchoſſen, und gerade das Blatt, wo er als Kind gewarnt wurde vor dieſem Laſter, hat ihm den Tod ge-

geben. Nicht die harte Kugel, sondern ein weiches Blatt, mit dem Gesetze Gottes beschrieben.

(Der Berichterstatter sandte mir das aufgefundene blutfleckige Stück von dem Katechismusblatt.)

11. Aus Preußen.

Es lohnt sich kaum der Mühe, das Leben und Ende vieler Selbstmörder zu betrachten, indem die Meisten sich erst im Koth aller Laster herumgewälzt haben, und dann schließlich Dem verfallen, welchem sie ihr ganzes Leben lang gedient haben. Ich kannte einen jungen Kaufmann, der bald nach seiner Verheirathung durch seinen unzüchtigen Lebenswandel von sich reden machte. Je mehr sein Geschäft emporblühte, um so genußsüchtiger wurde er, so daß der stete Besuch der Wirthshäuser und der Verkehr mit liederlichen Frauenspersonen ihm zur andern Natur wurde. — Derselbe verfiel in seinem besten Mannesalter der Schwermuth, und wurde von der fixen Idee besessen, seine Frau sei ihm untreu geworden; zuletzt hängte er sich auf.

12. Aus Westpreußen.

Der Stadtwachtmeister D. aus S. war dem Trunke sehr ergeben und vernachlässigte dadurch seinen Dienst. Bei einer Feuersbrunst erschien er ebenfalls betrunken und äußerte hier: „Laßt es brennen in des Teufels Namen!" So kam es schließlich dahin, daß der Stadtrath den Entschluß faßte, denselben abzusetzen. Dieß wirkte so auf den alten Soldaten, daß er sich seinerseits entschloß, der Absetzung durch Selbstmord vorzubeugen. Das erste Mal, wo er sich in der Wachtstube mittelst einer kleinen Kanone, die man sonst bei festlichen Gelegenheiten auf dem Markte abschoß, tödten wollte, wurde er daran von den Wachthabenden gehindert. Einige Tage später ging er in den $^1/_2$ Meile entfernten Stadtwald und schoß sich mit einer unterwegs

erborgten Flinte nieder. Da er jedoch nicht gleich todt, sondern nur tödtlich verwundet war, sprang er auf und lief noch einige Schritte bis zur Landstraße, wo ihn die nichts Gutes ahnenden und nach ihm suchenden Wachtleute fanden. Sie luden ihn auf einen Wagen und fuhren ihn nach Hause, wo er nach ungefähr 24 Stunden unter den gräßlichsten Schmerzen starb.

13. Aus Preußen.

S., jetzt Kreisstadt, früher Hauptstadt eines gleichnamigen kleinen Fürstenthums, hat sich von jeher durch eine außerordentliche industrielle Thätigkeit seiner Bewohner ausgezeichnet. Der Konfession nach sind stark zwei Drittel seiner Einwohner reformirt und ein Drittel katholisch. Schreiber dieses, gegenwärtig 46 Jahre alt, erinnert sich, daß in seiner Lebenszeit in dieser Stadt, welche jetzt 11,000 Einwohner zählt, eine große Anzahl von Selbstmorden vorgekommen sind. Am meisten kamen die Selbstmorde bei dem männlichen Geschlechte vor; so viel ich mich aber erinnere, war in den letzten 30 Jahren unter den vielen Selbstmördern nur ein verkommener Katholik, der in einer gemischten Ehe unzufrieden lebte. Es hatte sich schon seit längeren Jahren, besonders bei den hiesigen Protestanten, die Meinung festgesetzt, der Selbstmord sei die Folge einer Krankheit, was wohl darin seinen Grund haben mag, daß solche unglückselige Menschen häufig vor dem schrecklichen Verbrechen schwermüthig einhergehen oder irrsinnig werden, und dann schließlich den gräßlichen Frevel vollbringen. In Wirklichkeit liegen in fast allen Fällen ganz andere Beweggründe vor. Es ist ja eine feststehende Thatsache, daß kein Geschöpf in der ganzen Natur nach Selbstvernichtung trachtet, und finden wir denn auch am häufigsten, daß die meisten dieser Unglücklichen nach einem gottlos geführten Leben demselben noch schließlich dadurch die Krone aufsetzen, daß sie Hand

an sich selbst legen. Es kommen aber auch genug Fälle vor, wo man dieses nicht geradezu behaupten kann. Ich kenne Fälle, wo die betreffenden Personen sehr thätige und nüchterne Menschen waren, die sich der Achtung ihrer Mitbürger erfreuten und in guten finanziellen Verhältnissen standen, und dennoch kamen sie zum Selbstmord. Soweit ich in derartige Verhältnisse Einblick gewonnen habe, hatten solche Menschen längst ihr Christenthum, welches sie noch aus der Schule und von Hause aus mit in's Leben herüber genommen, verloren; sie waren von Gott abgefallen, und Gott überließ sie ihrem Willen.

Man findet jetzt, besonders in industriellen Gegenden, unter den Geschäftsleuten eine solche rastlose Thätigkeit, ein Streben und Jagen nach Erwerb, daß man fast annehmen muß, solche Leute betrachten es lediglich als ihre Lebensaufgabe, Vermögen zu erwerben. Und in der That verhält es sich auch bei Vielen so; das Geschäft ist schließlich zum Götzen geworden, dem man nur noch allein dient. Ich habe noch als Jüngling einen alten Geschäftsmann, mit dem es zum Sterben ging, besucht; derselbe hatte sich durch seine rastlose Thätigkeit zum reichen Manne emporgearbeitet und lediglich nur für sein Geschäft gelebt; derselbe meinte, er habe nun auf der Welt genug geleistet, und es könnten nun seine Söhne weiter sorgen. Die beiden Herren Söhne aber lebten in ihrer Weise als Genußmenschen, zerstreuten nach des Vaters Tode das mühsam gesammelte Vermögen und sind nunmehr auch schon lange todt. Es braucht allerdings den gläubigen Christen gar nicht zu wundern, wenn sich auch bei solchen Leuten, die im Uebrigen ein nüchternes und sittliches Leben führen, aber um Gott und seine Gebote sich weiter nicht kümmern, oft ein Lebensüberdruß einstellt, so daß sie schließlich der Teufel zum Selbstmord bringt.

Ich hatte einen Jugendfreund, dessen Vater früh gestorben war. Die Mutter war eine gläubige Protestantin und

hatte ſich alle Mühe gegeben, ihre Kinder in ihrer Weiſe religiös und ſittlich zu erziehen, es ſchien ihr auch ſolches wirklich gelungen zu ſein. Mein Freund ſetzte das Geſchäft des verſtorbenen Vaters fort, heirathete eine reiche Frau aus ſehr achtbarer Familie, und ſchien in den beſten und glücklichſten Verhältniſſen zu leben. Er war immer ſittlich und mäßig geweſen, dabei in ſeinem Geſchäft, ſowie überhaupt im bürgerlichen Leben ſehr rechtlich, weßhalb ich ihn beſonders achtete. Er beſaß einen feurigen, ich möchte ſagen, faſt wilden Geiſt, was überhaupt den männlichen Gliedern ſeiner Familie eigen war; ſolche Naturen ſind gewöhnlich zu allem möglichen Guten befähigt, wenn ſie durch die chriſtliche Religion auf den richtigen Weg geführt, in den richtigen Schranken gehalten werden. — Es iſt nicht meine Manier, Andersgläubige ihrer religiöſen Ueberzeugung wegen anzureden; wir Katholiken, obgleich uns immer Intoleranz vorgeworfen wird, thun ſolches überhaupt nicht, haben auch weniger Urſache dazu, indem wir unſern ſicheren Weg gehen; hingegen finden wir ſo oft, daß Proteſtanten gerne Katholiken gegenüber das Geſpräch auf das religiöſe Gebiet lenken. Es iſt ſolches jedenfalls ein Beweis dafür, daß ſolche Leute nicht zufrieden ſind, die innere Unruhe treibt ſie ſtets dazu an, nach etwas Anderem zu ſuchen, obgleich man ſich deſſen nicht bewußt ſein will. Und ſo verhielt es ſich auch mit meinem Freunde. Ich hatte denſelben noch immer für einen gläubigen Proteſtanten gehalten, und wunderte mich nicht wenig darüber, als er mir eines Tages ſeine unchriſtlichen Grundſätze auskramte. Ich diente ihm natürlich, ſo gut ich konnte; es hielt aber ſchwer, ihn eines Beſſern zu belehren, indem er ſich in ſeine unchriſtlichen Ideen ſchon zu ſehr verrannt hatte. Schließlich bat er mich, darüber zu ſchweigen, indem das Ausſprechen ſolcher Grundſätze „einen Schaden bringen könnte“. Um dieſe Zeit ſchickte Rénan ſein gottesläſterliches Buch, worin er die Gottheit des Erlöſers läugnete,

in die Welt; natürlich brachte die vielgelesene Leipziger „Gartenlaube“ auch eine Besprechung hierüber, sowie über den „großen“ Rénan selbst. Mein Freund, auch ein eifriger Leser dieses Blattes, nahm Veranlassung, mit mir über Rénan und sein Buch zu sprechen. Es schaudert mich noch, wenn ich daran denke, wie er mir offen sagte: „Jetzt muß er, nämlich Christus, herunter; jetzt ist es aus mit ihm!“

Ich setzte ihm die vernünftigen Einwendungen, wie mir solche namentlich aus den ausgezeichneten Predigten des seligen P. Roh gegenwärtig waren, entgegen; mit stichhaltigen Gegenbeweisen konnte er mir nicht dienen. Er bekannte mir nun, daß er schon als Realschüler an der Gottheit des Erlösers gezweifelt habe, wenn er z. B. des Abends die leuchtenden Weltkörper des Firmaments gesehen habe, und er hätte dann bedacht, daß dieselben doch wohl ebenso gut bewohnt seien, wie unsere Erde, dann hätten die Bewohner derselben doch ebenso gut, wie wir, einen Erlöser nothwendig gehabt. Ich machte ihn auf das Ungereimte einer solchen Anschauung aufmerksam, indem ja durchaus nicht anzunehmen sei, daß die Bewohner dieser Weltkörper, wenn dieselben überhaupt bewohnt seien, auch ein gefallenes, sündiges Geschlecht sein müßten, wie wir Erdenbewohner. Wie gesagt, triftige Entgegnungen hatte er auf meine Antworten nicht, aber eines Bessern belehren ließ er sich auch nicht. Als ich dieses einsah, hob ich drohend den Finger, nannte ihn mit Namen und sagte: „Mache nicht, daß sich an dir erfüllt: wer nicht glaubt, ist schon gerichtet!“ — Ich sah, daß er betroffen wurde, und entfernte mich. Von dieser Zeit an hatten derartige Unterredungen so ziemlich zwischen uns Beiden aufgehört, und wir kamen meistens nur noch geschäftlich zusammen in Berührung. — Es war längere Zeit verstrichen, da hörte ich, daß mein Freund irrsinnig geworden, und bereits nach einigen Tagen trat mein jüngster Bruder zu mir in das Zimmer, mit der Meldung, daß er sich vor wenigen

Stunden entleibt habe. — Ich habe nachgehends ſeine brave Frau, die er namenlos unglücklich gemacht, oft beſucht und die nähern Umſtände erfahren. Der Irrſinn gab ſich im erſten Stadium durch unſtätes Benehmen und wildes Umherlaufen kund, überall ſah er Verfolger, die ihm nachſtellten; zuletzt wurde er faſt kindiſch ängſtlich, ſprach von ſeinem nahen Ende und ſuchte verſchiedene Perſonen auf, die er um Verzeihung bat, wenn er ſie beleidigt habe u. ſ. w., bis er ſchließlich, zu Bett gebracht, in einem unbewachten Augenblick die gräßliche That vollführte. Möge der barmherzige Richter in Anbetracht ſeiner vielen guten Eigenſchaften nicht allzu ſtrenge mit ihm in das Gericht gegangen ſein!

Dieſer unglückliche Mann hatte einen jüngern Bruder, welcher mit einem ebenfalls jüngeren Bruder von mir eine höhere Lehranſtalt beſuchte und ſpäter noch die letzten Gymnaſialklaſſen des proteſtantiſchen Gymnaſiums zu H. abſolvirte. In der Ferienzeit erzählte er einmal meinem Bruder, daß ſie dort einen Religionslehrer hätten, der ihnen ganz andere Anſchauungen beibrächte als die Geiſtlichen der Heimath; derſelbe hätte ihnen, ſeinen Schülern gegenüber, offen geſagt, daß er ihnen noch manches Andere ſagen würde, wenn er ſolches ſeinen Vorgeſetzten gegenüber thun dürfte. Daß unter ſolchen Verhältniſſen das wenige Chriſtenthum, welches die jungen Leute noch aus dem elterlichen Hauſe mitbrachten, hier vollends in die Brüche ging, iſt natürlich, und daß hier der jüngere Bruder mit ſeinen errungenen unchriſtlichen Prinzipien auf den älteren Einfluß geübt hatte, war mir ſpäter ebenfalls klar. Nachdem er nun das Gymnaſium verlaſſen hatte, ging er nach der Univerſität Bonn und hörte auf den Wunſch der Mutter proteſtantiſche Theologie. Da ihn dieſelbe nicht befriedigte, ſtudirte er Philologie, beſtand ein glänzendes Examen und wurde Realſchullehrer. Nach ſeiner Zurückkunft von der Univerſität beſuchte er mich noch und erzählte mir von ſeinem Exa-

men. Als ich ihn an die verſchiedenen neueren Syſteme in der Philoſophie erinnerte, lachte er, und meinte, ja er wolle es mir nicht gönnen, mich damit beſchäftigen zu müſſen, wenn man mit dem Profeſſor hierüber disputirt habe, dann ſei man nachher ebenſo klug, als man vorher geweſen ſei. Es war ſolches allerdings ein offenes Geſtändniß. Irrlichter können ja niemals des Menſchen Geiſt befriedigen. Nachdem der junge Mann, bei raſtloſem Fleiß und eifrigem Studium, ſein Probejahr auf einer höhern Lehranſtalt Weſtfalens abgehalten und nun als Realſchullehrer dauernde Anſtellung gefunden, auch nach ſeiner Verheirathung nach allem Anſcheine in glücklichen ehelichen Verhältniſſen lebte, hielt ihn ſein unruhiger Geiſt nicht lange auf einer Stelle. In den wenigen Jahren, ſeit ſeiner Verheirathung, war er nun ſchon auf der vierten oder fünften Stelle in einer kleinen Fabrikſtadt, als ſich das Unglück mit ſeinem Bruder ereignete. Es mochte nun vielleicht noch ein Jahr ſeit jenem traurigen Ereigniſſe verfloſſen ſein, da ſtellten ſich ganz ähnliche Symptome ein, wie bei dem ältern Bruder. Mit ſeiner Einwilligung, wobei er freilich ſagte, es hilft doch nichts, wurde er nach einer Irrenanſtalt der Rheinprovinz gebracht, von woher bald die Nachricht einlief, daß ſich der Unglückliche ebenfalls entleibt habe.

So endeten zwei Brüder, talentvolle junge Männer, die eines beſſern Schickſals werth geweſen wären, der eine ein thätiger und rechtlicher Geſchäftsmann und der andere ein tüchtiger und ſtrebſamer Gelehrter. Beide hatten, der gottloſen Zeitrichtung folgend, dem Chriſtenthum abgeſagt, und wollten ihre eigenen Wege gehen. — Als ich meinem Bruder, der als Regierungsbeamter angeſtellt iſt, das Ende ſeines ehemaligen Schulkameraden meldete und darauf hinwies, wie derſelbe ſchon als Jüngling mit Andern ſeines Gleichen planmäßig auf dem Gymnaſium verdorben worden ſei und die beiden Brüder jedenfalls noch glücklich lebten,

wenn sie gläubige Christen gewesen wären, antwortete mir derselbe: Du hast ganz recht, solch' wilde Geister, wie sie in den Beiden steckten, konnten nur durch die christliche Religion gebändigt werden; sobald sie diese abgeschüttelt hatten, gingen die Feuerströme vernichtend auseinander.

14. Aus der Schweiz.

In der zweiten Woche des Monats Juni 1871 wurden in R. drei Selbstmörder beerdigt. Zwei derselben zur Nachtzeit in aller Stille auf der für solche Unglückliche bestimmten Stätte, und der Dritte unter Glockengeläute auf dem protestantischen Friedhof daselbst.

Der Erste hatte sich im See ertränkt, und wie aus einem von ihm hinterlassenen Briefe hervorging, war er ein Schreinergesell aus Baiern, zuletzt bei einem Meister in St. G. in Arbeit, wo er aus Verdruß wegen übler Behandlung seines Meisters den Entschluß gefaßt hatte, sich zu tödten.

Der Zweite, ebenfalls aus Deutschland, wurde von Kindern in einem Wäldchen auf dem nahegelegenen Berge an einer Tanne hängend gefunden, nachdem seine Leiche schon in starke Verwesung übergegangen, woraus man dann schloß, daß er schon seit etwa 14 Tagen dort gehangen sein möge.

Der Dritte war ein junger Pole, der bei dem Apotheker in R. angestellt war. Dieser wollte mit einer jungen Verwandten seines Prinzipals Liebschaft anknüpfen; da diese aber ihn abwies, verwandelte sich seine Zuneigung in bitteren Haß, den er durch nachstehenden Mordversuch zu erkennen gab: Eines Tages, während die vorerwähnte junge Person als Badmeisterin in der Frauenbadanstalt daselbst einsam in ihrem Kabinet saß, stürmte jener Pole unversehens herein und faßte das Mädchen mit beiden Händen beim Halse, um es zu erwürgen. Glücklicherweise konnte es vorher noch einen

Hülferuf ausſtoßen, der von einem in der Nähe der Badanſtalt wohnenden Herrn vernommen wurde. Dieſer eilte ſogleich hinüber in die Badanſtalt und kam noch rechtzeitig genug, um das arme Mädchen aus den Händen ihres Würgers zu befreien. Dieſer aber führte nun das verdiente Todesurtheil an ſich ſelbſt aus, indem er eine Doſis Gift verſchlang, die er bei ſich getragen, und alsbald verſchied.

15. Aus der Schweiz.

Als Dr. St., der bekannte Freiſchärler, begraben wurde, kam ſein Grab ungeſuchter Weiſe gerade zwiſchen zwei Selbſtmörder. Er hatte in ſeiner Zeitung fortwährend den Selbſtmord in Schutz genommen und wollte nicht, daß Selbſtmörder außerhalb des Kirchhofes beerdigt werden.

16. Aus Rheinpreußen.

Ich war in früheren Jahren (von 1853 bis 59) an dem katholiſchen Lehrer-Seminar in B. angeſtellt und hatte eine ältere Frau angenommen, die mir die Zimmer reinigte. Die Frau war recht brav. Sie hatte einen ſehr unglücklichen Eheſtand hinter ſich. Als junges braves Mädchen war ſie an einen Trunkenbold gerathen, der ſpäter auch im Trunke ſein Leben verlor. Nach dem Tode des Mannes that die Frau Alles, um ihre beiden Söhne ordentlich durch die Welt zu bringen; der ältere lernte das Schuſter-, der jüngere das Schneiderhandwerk. — Von dem letzteren iſt mir bis jetzt nichts Unrechtes zu Ohren gekommen; ich glaube, er hält ſich ſo leidlich. Der ältere ergab ſich bald dem Trunke. Von dieſem kam aber eines Tages von K., wo er als Schuſter arbeitete, die Nachricht, er habe ſich in den Promenaden der W. erhängt, ſei aber bald gefunden und abgeſchnitten und wieder in's Leben zurückgebracht worden. Die Frau war, als ſie dieſe Nachricht erhalten, äußerſt niedergeſchlagen. Sie klagte mir ihr Leid und bat mich, doch

zu Herrn K. nach K. zu gehen, um zu verſuchen, ob dieſer nicht ihren Sohn auf den rechten Weg bringen könne. Sie ſeufzte dabei: „Wenn ich den Selbſtmord meines Sohnes nur nicht ſelbſt verſchuldet hätte!“ Als ich ſie darüber beruhigen wollte, erzählte ſie mir folgende Geſchichte: „Ich war ſchon gleich in der erſten Zeit meines Eheſtandes, als ich fand, daß mein Mann nicht arbeitete, Alles vertrank und wir täglich ärmer wurden, ſehr unglücklich, und es kam der Gedanke in mich, es ſei beſſer, wenn ich dem Elende dadurch ein Ende mache, daß ich mich um's Leben bringe. Ich kämpfte lange. Eines Tages ging ich auf ein benachbartes Dorf. Dort hatte ich Jemand Geld, das ich mir als Dienſtmädchen erſpart, in Verwahrung gegeben für Tage der Noth. Die Noth war da. Wir mußten Kleider haben. Mein Mann hatte kein Hemd mehr am Leibe. Wie groß war mein Schrecken, mein Mann hatte das Geld ſchon geholt und vertrunken! Weinend kehrte ich nach Hauſe zurück. Ich war ſchwanger und wir beſaßen rein Nichts. Am ſpäten Abend dieſes Tages wurde mein Mann ſinnlos betrunken nach Hauſe gebracht. Als ich nun ſchlaflos da lag und ihn ohne Beſinnung liegen ſah, da übermannte mich mein Elend, ich ſtand auf und eilte nach W., ein benachbartes Dorf, um mich dort im Rhein zu ertränken. Ich kam an einem Schlößchen F. vorbei. Da ſchlug in dem Schlößchen die Uhr. Meine Mutter hatte uns Kinder gelehrt, beim Schlagen der Uhr zu beten:

Jeſus, um deine heilige Wund',
Gib uns eine gnädige Sterbeſtund'!

Das Gebet fiel mir ein. Ja, ſelige Sterbeſtunde, ſprach es in mir, du willſt dich ja ſelbſt um's Leben bringen, und es fiel mir ein zweites Sprüchlein meiner Mutter ein:

Der Selbſtmord
Wirft Gott fort!

Da fing ich laut an zu weinen, zog mein Tuch über den Kopf und kehrte in mein Elend zurück. Sehen Sie," sagte die Frau zu mir, „als ich mit dem Kinde schwanger ging, da faßte ich die Selbstmord-Gedanken. Was jetzt geschehen, ist durch meine Schuld in das Kind gekommen."

(Der Lehrer, welcher mir diese Erzählung eingesandt, macht die treffende Bemerkung dazu: „Zwei kleine Sprüchlein, die zur rechten Stunde im Gedächtniß aufwachten, retteten der Frau Leben und Seligkeit. Was sind dagegen viele der tauben Nüsse werth, die wir heutzutage der Jugend mit auf die Reise geben?")

17. Aus Oberösterreich.

Ich war in dem neunten Jahre, als eines Tages, an dem keine Schule war, es meiner Base einfiel, mich zu fragen, wie viel Uhr es sei. Zu meinem Unglück stand der Stundenzeiger gerade auf keiner Ziffer, und so sagte ich der Base die zwei Ziffern, zwischen welchen er stehe. Nun sagte sie, wo steht denn der lange, der Viertelzeiger; ich sagte es ihr. Nun fuhr sie mich an, wie viel ist's dann? ich konnte es ihr nicht sagen, denn sie hatte es mir nie gesagt, wo der Viertelzeiger stehe, wenn es Viertel, Halb oder Dreiviertel sei, und in der Schule hatten wir darüber noch nie einen Unterricht gehabt. Jetzt war es ganz aus. Ein Hagel von Schimpf- und Tadelworten, vermischt mit Schlägen in das Gesicht, brach über mich los; und mit Gewalt wollte sie mir nun gleich die Geschichte der Zeiger und der Ziffern in den Kopf treiben. Nun aber war ich sowohl im Lesen als auch im Schreiben von ziemlich langsamer Fassungskraft, und zu dem Rechnen hatte ich fast gar kein Talent. Die Ziffern kamen mir vor wie etwas Schreckliches, und wenn der Lehrer das Kopfrechnen anhob, da war mir schon angst und bange, und wenn er mich dazu aufrief, so zitterte ich schon, und wenn er mich mit Schlägen dazu anstrengte, so kam ich erst ganz außer

Fassung und wußte gar nichts mehr. Und so kam denn auch meine Base an jenem Tage zu dem Ausruf: ja du wirst nur immer dümmer, je älter du wirst; aber warte nur, ich will dir's schon noch zeigen, und stieß mich unter den Tisch hinunter.

Es war dieß um jene Zeit, als sich eine halbe Stunde vorher ein Weib gehangen hatte und ich gehört hatte, wie die Leute recht über den Mann schimpften, und sagten: Er sei schuld, daß sie sich aufgehängt habe, weil er sie fast alle Tage geschlagen habe, und hörte, wie die Leute mit derselben das größte Mitleid hatten und sagten: „O die erbarmt mir, um die ist's Schade. Mein Gott, sie wird ja doch nicht in die Hölle gekommen sein." — Und wie ich mich nun unter dem Tisch gar so höchst unglücklich fühlte, kam mir auf einmal der unglückselige Gedanke: Bringe dich um, dann darfst du nicht mehr rechnen und mit der Uhr lernen; erdrossele dich gleich mit dem Halstuch. Und in der That, ich willigte sogleich ein und zog mir das Tuch so stark zusammen, als mir nur möglich war, ließ aber allemal wieder, obwohl ungern, nach, wenn es wieder zum Athemholen ging.

Nun kam mir der Gedanke, wenn du unter dem Tisch wieder hervorgehen darfst, dann gehst du gleich auf den Heuboden hinauf, und da an dem großen hölzernen Nagel bei der Thüre hängst du dich auf, da wird dann die S. (ich durfte sie nämlich nicht Frau Base und auch nicht Base nennen; sie war mehrere Jahre mit einem Schullehrer, der sich S. schrieb, verheirathet, und kam, nachdem derselbe starb, wieder zu ihrem Bruder zurück) schauen und bereuen, daß sie so bös auf mich war. Und es war mir: „Thue es nur bald und traue dir, fürchte dich nicht, denn weil die S. so bös ist und dich so geschlagen hat, so kommst du gleich in den Himmel." — Ich willigte ein und faßte gleich den festen Vorsatz, mich aufzuhängen. Nun aber scheint es mir, war es dem Teufel zu wenig gewesen,

mich nur aus Schmerz über erlittenes Unrecht an den Strick zu bringen, denn er reizte mich nun zum abscheulichsten Hochmuth und Haß gegen die Base. Er spie mir in die Seele: „Ei, wie wirst du den Leuten erbarmen, und wie werden sie um dich jammern, und die S.! Ha, wie werden die Leute über sie schimpfen, weil sie schuld ist, daß du dich aufhängst.“ — Und auch mit dieser Versuchung erreichte er sein Ziel so sehr, daß ich, trunken von dem aufsteigenden Hochmuth, fast von Ehrfurcht gegen mich ergriffen wurde, weil ich mir getraute, mich zu hängen. Ich sah schon die Leute um meinen gehängten Leichnam jammern und weinen; hörte mich loben und preisen und über die Base schimpfen und klagen, und es wurde mir so hochmüthig wohl im Herzen, und in den Ohren hörte ich schon die Musik, aber noch wie nur von ferne.

Als ich nun endlich, weil ich es ihr genau sagen konnte, wie viel es sei auf der Uhr, unter dem Tische herauf durfte, so konnte ich die Base doch fast nicht ansehen, obschon sie mir wieder recht schön that, und mich lobte, daß ich es nun so bald schon gelernt. Gerade das erhöhte nur noch mehr meinen Hochmuth und erzeugte den Gedanken: „Ha! wie wird sie es bereuen, wie wird sie jammern, wenn sie mich sieht als Todten.“ — Ich machte mir nun in der Stube etwas zu schaffen und zu tändeln; sobald ich aber bemerkte, daß die Base sich um mich nicht mehr bekümmere, ging ich hinaus und gleich auf den Heuboden hinauf. Dort mußte es aber schon ganz voll gewesen sein von bösen Geistern, denn in gewaltigen Tönen rauschte mir die Musik in die Ohren. Ich suchte nun sogleich nach einem Strick, fand aber nur einen Hosenträger, welchen ich probirte, ob er stark genug wäre, ich konnte ihn jedoch nicht abreißen. — Nun kam mir auf einmal der Gedanke: „Wenn es aber doch eine Sünde ist, so komme ich nicht in den Himmel; das machte mich nun bedenklich und ich ging tiefer in den Boden

und ſetzte mich in's Heu. Da fiel es mir aber ein: „Du biſt nicht ſchuld an dem, daß du dich aufhängſt,' ſondern die S., du ſtirbſt ja unſchuldig und kommſt daher gleich in den Himmel." — Und in immer raſcherem Tempo rauſchte mir die Muſik um den Kopf, es war die nämliche, welche ich öfters hörte, wenn Hochzeit war, und der Hochzeitszug vom Wirthshaus in die Kirche, und von der Kirche wieder zurück ging. Nun kam es mir vor, als ſeien wohl recht viele Muſikanten beiſammen. — „So ſei doch nicht ſo langſam und thue es ſofort, ſonſt kommt vielleicht Jemand herauf und dann kannſt du es nicht mehr thun. Schau! wenn es Gott nicht haben wollte, ſo würdeſt du die Muſik nicht hören, denn dieſe machen die Engel, darum thue es nur gleich, und bete auch jetzt noch." Und ich betete nun alle Gebete, die ich konnte, recht andächtig, aber mit hochmüthigem Herzen und mit Wohlgefallen an mir ſelbſt; und weil ich nun ſo fromm ſei und bete, ſo käme ich gleich in den Himmel. Und nun ging ich ſogleich zur Stelle, wo der Nagel war. Während ich nun die Schlinge zurecht richtete und an dem Nagel befeſtigte, rauſchte mir die Muſik erſt recht gewaltig in den Ohren. Nun ſteckte ich den Kopf in die Schlinge, und wollte in dieſer Stellung noch ein wenig denken, aber da war es mir: „Schau, nicht mehr lang, du biſt ja ohnedieß ſchon lange hier oben auf dem Heuboden, ſie werden dich bald ſuchen, tritt nur gleich weg von dem Trücherl und dann iſt's vorbei" — und, mein Gott! ich that's, und fiel auf den Boden; der Hoſenträger war entzwei, und nun denke man, wie verſtockt ich ſchon war! Ich war höchſt aufgebracht darüber, daß er gebrochen war, und unter dem Schmettern der Trompeten knüpfte ich zornig an demſelben.

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf, und die Baſe ſtand vor mir. Jeſus, Maria und Joſeph, mein Gott, was thuſt denn du! und ſie fing zu weinen an, und in dieſem

Augenblicke wurde mir auch mit einem Male ganz anders, und weinend ſagte ich: „Aufgehängt habe ich mich.“ — Ja haſt du es denn ſchon gethan, du haſt ja noch den Hoſenträger in der Hand? — Ich ſagte, ja, weil er gebrochen iſt. Hätteſt du dich nun noch einmal aufgehängt? Ja! Und nun weinte ſie erſt recht, und ich mit ihr. Es überkam mich nun eine ſolche Scham und ein Ekel ob meiner That, daß es der Lehren und Erläuterungen, welche mir nun meine Baſe darüber zu Theil werden ließ, gar nicht bedurft hätte, um mich in Zukunft vor ſolchem Falle zu bewahren. So oft ich nun von einem Selbſtmord höre, beſonders wenn er durch Erhängen vollbracht wird, ſo ſchaudert es mich durch und durch, und ich gedenke der unendlichen Erbarmungen Gottes, die er mir damals zu Theil werden ließ. Die Baſe ſagte mir, ich habe, als ſie auf den Heuboden trat, ſo verſtört und ſchreckhaft ausgeſehen, daß ſie ſich faſt an mir entſetzt habe, und ſeit ich aus der Stube war, habe es ſie immer gemahnt, ſie ſoll nach mir umſehen, doch ſei ſie wieder davon abgehalten worden, zuletzt ſei ihr auf einmal recht bange geworden und ſie ſei dann gleich gegangen. Sie machte mir von jenem Tage an mit keiner Silbe mehr eine Erwähnung davon und ich auch nicht, und glaubte, ſie habe die ganze Geſchichte ſchon lange vergeſſen. Erſt voriges Jahr, als ich wieder bei ihr auf Beſuch war, fragte ſie mich darüber. Große Angſt machte dieſe Sünde, als es wieder zur Beichte ging. Ich getraute mir nicht, es dem Katecheten zu ſagen, und auch nicht zu verſchweigen, ich ſagte ihm nur, ich habe verzweifelt und er war damit zufrieden, und frug mich darüber auch nicht genauer aus, über was ich recht froh war. Ich hörte oft bei uns Geſpräche über den Selbſtmord und dabei ſagen: Es hören ja glaublich, die ſich hängen, recht ſchöne Muſik, und ich hörte ſchon Einen nennen, der noch vor ſeinem Tode ſei angetroffen und herabgeſchnitten worden; und der habe recht gejammert, daß man ihn nicht

länger habe hängen lassen, denn er habe doch gar so schöne Musik gehört.

18. Von der holländischen Grenze.

Als ich vor vielen Jahren durch Noth und Elend mancher Art (trotz vieler, leider fruchtloser Bemühungen) in einen der gräßlichsten Zustände gerathen war, und sich mir nirgend eine Aussicht bot, durch Arbeit meinen Unterhalt zu gewinnen, faßte ich endlich den Entschluß, mein Leben durch Selbstmord zu enden. In dieser Absicht reiste ich in die nächste Universitätsstadt, wo ein Freund von mir kurze Zeit vorher als Mediziner seine Studien vollendet und ein glänzendes Examen bestanden, nachdem er seiner früheren Laufbahn als preußischer Offizier schon längst entsagt hatte. Ich offenbarte ihm meine Lage und bat ihn um Gift, mit dem Bemerken, daß ich in Ermangelung desselben genöthigt sei, mir auf eine andere, schmerzendere Art den Tod zu geben.

Er äußerte das innigste Bedauern mit meiner unglücklichen Lage, weigerte sich aber, mir das erbetene Gift zu reichen, indem er seine Amtspflicht als Arzt, seine Freundschaft für mich und seinen der Wissenschaft geleisteten Eid vorschützte. Endlich aber, nachdem ich noch ungestümer in ihn gedrungen war, und ihm mit meinem Ehrenwort das Versprechen geleistet hatte, seinen Namen Niemanden zu verrathen, ließ er sich bewegen und übergab mir ein Fläschchen mit dem Bemerken, daß der Inhalt in einigen Augenblicken schmerzlos tödte.

Ich reiste mit dem giftigen Schatz in meine, etwa 15 Meilen entfernte Wohnung zurück und bestimmte 100 Franken, welche mir noch übrig geblieben waren, zur Zahlung meiner Schulden. Als es Mitternacht geworden, löschte ich die Lampe, legte mich dann auf's Bett und öffnete das Fläschchen, um mich zu tödten. Plötzlich erblickte ich in völliger Dunkelheit über mir ein Licht, wie einen hellen Stern,

und hörte eine eigenthümliche Stimme, welche zu mir sprach: „Was willst du thun? Bedenke das Ende und das Schreckliche, welches deiner That unmittelbar folgen wird! Erhebe dich aus dieser Bedrängniß mit der vollen Kraft eines neuen Entschlusses zur Erhaltung des Daseins und vertraue auf die göttliche Barmherzigkeit! Du hast Gold im Kopfe; verwerthe es! Schreibe Etwas und verkaufe es an einen Buchhändler!“

Als ich jene übernatürliche Stimme, welche aus dem Licht hervorgedrungen war, vernommen, stöpselte ich das Fläschchen wieder zu. Neu gestärkt durch jenes wunderbare Licht und die tröstende Mahnung der Stimme, welche mir vom Himmel herabgekommen schien, erhob ich mich, im Vertrauen auf die mir gewordene Offenbarung von Oben, mit der ganzen Kraft wieder gewonnener Lebensluft (im Alter von 46 Jahren) von meinem Lager, und fand einige Tage darauf durch die unerwartete Erscheinung eines freundlichen Retters, den ich in meinem ganzen Leben vorher nie gesehen, auf ganz außergewöhnliche Weise die mir nöthige Hülfe, so daß ich wieder fortleben konnte. Gleich darauf (einige Tage später) schrieb ich zwei kleine Bücher, wozu ich einige Wochen nöthig hatte, und verkaufte dieselben an zwei Verlagsbuchhändler, das eine für 100, das andere für 120 Gulden.

Längere Zeit nachher befand ich mich abermals in H. in einer höchst bedauernswerthen Lage, völlig verarmt, und fast zerlumpt in Kleidern. Alle meine Bemühungen, durch irgend eine Arbeit mein Brod zu verdienen oder eine kleine Anstellung zu finden, waren ohne glücklichen Erfolg geblieben. Das Letzte von Werth, was ich noch mein nennen durfte, einen Siegelring und eine Uhr, hatte ich verpfänden müssen.

Ich verließ H. mit ein paar Gulden in der Tasche

und erreichte M. Dort, in einen Gasthof dritten Ranges eingekehrt, wollte mich am anderen Tage der Wirth nicht zur Thüre hinaus lassen, weil ich die Rechnung nicht tilgen konnte. — Es gelang mir endlich, ihn zu begütigen. Er entließ mich, nachdem ich ihm gesagt, bei einem Bekannten in der Stadt Geld holen und ihn dann bezahlen zu wollen. Ich blieb nun bis Abends in einem anderen Wirthshause, um die Zeit herumzubringen, und irrte noch einige Zeit in den Straßen auf und ab, indem ich mein Gedächtniß vergebens anstrengte, mich irgend eines Bekannten aus früherer Zeit zu erinnern, bei dem ich noch eine Hülfe suchen könne. Niemand fiel mir ein. Es mochte 6 Uhr Abends sein, als ich den Entschluß faßte, meinem Leben ein Ende zu machen, nachdem jede Hoffnung auf Rettung aus der furchtbarsten Noth für immer verschwunden war. Meine ganze Baarschaft an Geld bestand in 48 Kreuzern. Nachdem ich mich mit dem schrecklichen Gedanken zum Selbstmord schnell befreundet hatte, suchte ich die Wohnung eines Bartscherers und bat denselben, mir am linken Arme eine Ader zu öffnen. „Das darf ich ohne Befehl eines Arztes nicht thun!“ warf er ein; worauf ich entgegnete: „Machen Sie keine Possen. Ich selbst bin mein Arzt!“ Er willfahrte dann ohne weitere Einreden meinem Wunsche. Ich ließ aber gleich das Blut wieder stillen und die Wunde schließen, zahlte ihm die verlangten 24 Kreuzer für die Operation und verließ die Bude. Nun besaß ich noch 24 Kreuzer, als Rest meines ganzen (nicht durch Spiel oder Verschwendung, sondern durch verschiedene Unglücksfälle nach und nach verlorenen) Vermögens. Mit diesem Schatze beladen eilte ich leichtfüßig an den Rhein und ließ mir in einem Badeschiff ein heißes Bad zurichten, schloß die Thüre ab, entkleidete mich, bestieg die Wanne und öffnete mir mit einem Federmesser die Ader wieder, um mich, wie Seneca, zu verbluten. — Bald darauf versank ich in Ohnmacht.

Nach einer halben Stunde etwa erwachte ich wieder zum Leben. Vermuthlich hatte ich mit der krampfhaften Hand an den einen, kaltes Waſſer enthaltenden Hahnen über mir an der Wand geſtoßen, und derſelbe mich mit dem rettenden Strahle überſtrömt.

Als ich völlig wieder zur Beſinnung gekommen war, lag ich wie in einem rothen Meere von Blut. Ich erhob mich in der Erkenntniß der Pflicht, wieder fortleben zu müſſen, warf mich ſchleunigſt in die Kleider, bezahlte die Badeſchuld, welche merkwürdiger Weiſe gerade 24 Kreuzer betrug, verließ das Schiff und betrat das Ufer. Jetzt war denn meine Noth auf das Höchſte geſtiegen und es bot ſich meinem forſchenden Geiſte keine Ausſicht mehr auf irgend eine Rettung. Jede Hoffnung, noch eine mitleidige Seele zu finden, von der ich eine Hülfe hätte erwarten dürfen, ſchien für immer unmöglich. Seit einer Reihe von Jahren von M., auch von W., wo ich längere Zeit gelebt, durch die Stürme der Revolution entfernt, konnte ich mich keines Freundes oder Bekannten erinnern. In der größten Verzweiflung irrte ich am Ufer auf und ab. Endlich erbarmte ſich meiner die göttliche Vorſehung und erleuchtete mich mit einem Gedanken, welcher mir die Hoffnung auf Rettung gab. Sie wurde mir auch in einer ſonderbaren Weiſe. Vor mehreren Jahren nämlich, als ich noch in W. lebte, hatte ein Schuhmacher in M. für mich gearbeitet. Der Name jenes Mannes fiel mir jetzt ein. Ich wartete bis die Abenddämmerung eingetreten war, und ſuchte dann ſeine mir längſt bekannte Wohnung.

Ueberraſcht und erfreut, mich aus den Stürmen der Revolution gerettet wieder zu ſehen, empfing mich der Mann mit freundlichem Gruße und lieh mir auf meine Bitte ſieben Gulden, mit denen ich dann die Zeche im Gaſthofe bezahlte und am folgenden Morgen mit dem Dampfboote den Rhein hinab nach B. fuhr, wo nahe Verwandte von mir lebten.

Dieſelben gaben mir ſo viel Geld, daß ich damit nach Holland reiſen konnte, wo ich bei anderen Verwandten mehrere Monate lang gaſtfreie Aufnahme fand und noch ſo viel Geld erhielt, um nach H. zurückkehren und die dortige Schuld bezahlen zu können. Auf der Durchreiſe in M. erſtattete ich dem Schuhmacher die mir geliehenen ſieben Gulden. Wenn derſelbe, als ich ſeine Hülfe erbitten wollte, abweſend, todt oder hartherzig, oder auch die Verwandten in B. und in Holland todt geweſen wären, wohin hätte ich dann meine Zuflucht nehmen ſollen?

Vor acht Jahren befand ich mich in W. zum dritten Mal in einer ſo ſchrecklichen und verzweifelten Lage, daß ich jeden Schimmer einer noch möglichen Rettung verloren hatte, nachdem keine meiner Hoffnungen auf eine dort zu findende Anſtellung in Erfüllung gegangen war.

Ein Bekannter von mir, der dort im Beſitze eines Vermögens von einer Million Gulden ſehr behaglich lebte, verweigerte mir als Demokrat, obwohl ich ihn als Kämpfer für die Demokratie um eine Unterſtützung bat, jede, auch die geringſte Hülfe. Troſtlos verließ ich ſeine palaſtähnliche Wohnung und kehrte in meine einſame Dachkammer zurück, wo ich mehr Schulden hatte als Haare auf dem Kopfe. Die bittere Erinnerung an jenen hartherzigen Demokraten erpreßte meinem Innern dieß [illegible]ne Selbſtgeſpräch: „Jener Mann, der dich ohne Hülfe von ſich ſtieß, ſchwelgt im Ueberfluß, prahlt mit ſeinen für Freiheit und Volksglück begeiſterten Gedanken und genießt darum die hohe Achtung aller Demokraten, obwohl er ſich für ſeine Grundſätze zu keinem Opfer von Bedeutung entſchließen konnte, während ich (der ich jetzt ohne meine Schuld arm und verſtoßen bin) alle Opfer für das Volk und ſeine Freiheit gebracht, die nur möglich waren, und dafür nur Undank und Verleumdung als Lohn

empfangen habe. Ich wollte nicht mich, sondern nur die gute Sache, habe dafür jahrelange Verfolgungen und Qualen, Kerker und Noth jeder Art erdulden müssen, nachdem ich selbst mein Leben für meine Grundsätze in die Schanze geschlagen und mehr denn einmal im Kugelregen für das Volk dem Tode getrotzt habe. Welcher Gegensatz zwischen jenem Geldprotzen und mir! Er, ein Demokrat in Worten, ich einer in der That, mit Herz und mit Seele!"

Nach diesem Selbstgespräch faßte ich den Entschluß, in dem eine Stunde entfernten Rheinstrome mein Leben zu enden. Ich sprach zu mir selbst: „Du bist in der redlichen Absicht aus Holland hierhergekommen, um hier eine kleine Brodstelle zu finden. Deine Bemühungen sind leider ohne Erfolg geblieben. Alle Schritte dafür waren vergebens. Was bleibt dir nun noch übrig als ein freiwilliger Tod, nachdem Niemand dir mehr Speise und Kleidung, Wohnung und Arbeit geben will! Du kannst nicht mehr thun, als du gethan in redlichem Streben. Betteln kannst und darfst du nicht. Drum suche jetzt noch einmal Trost im Gebet und dann, wenn dir gar kein rettender Gedanke mehr kommen will — in den Fluthen des Stromes, das Ende deiner Leiden!"

In diesem Augenblicke trat der Briefträger ein mit einem Schreiben aus M. Es war von einem Gymnasialfreunde, den ich lange nicht gesehen, und enthielt die Einladung, zu ihm zu kommen; das Weitere werde sich finden.

Ich küßte den Brief, welcher nur die wenigen Zeilen enthielt, versetzte Uhr und Siegelring für 30 fl., und reiste sofort ab, ohne meiner guten Hauswirthin meine Schuld bezahlen zu können. Mit wenigen Thalern in der Tasche kam ich zu meinem alten Jugendfreunde, einem ehrwürdigen katholischen Priester, der mich auf die liebreichste Art empfing, sich meiner Dürftigkeit erbarmte und mich mehrere Monate lang beherbergte, bis er endlich krank in's Spital geschafft

werden mußte. Wenn er vor meiner Ankunft krank geworden oder gestorben wäre, was wäre aus mir geworden?

Noch sehr viele andere, höchst merkwürdige Rettungen aus höchster Noth und ärgster Gefahr, als außerordentliche Gnade der göttlichen Erbarmung, könnte ich erzählen.

Schon in manchen der bisher erzählten Ereignissen zeigte sich, wie Unzucht zu bösem Ausgang führt. Bei vielen Menschen wird die Unzucht ein langsamer Selbstmord in Wollust, indem Gesundheit und Leben dadurch angenagt wird, oft aber treibt sie den Menschen zum schnellen Selbstmord aus Verzweiflung. Ein sehr merkwürdiger Zusammenhang besteht aber auch zwischen der Unzucht und dem Unglauben. Beide gebären einander wechselseitig und zwar so regelmäßig, daß man ohne fehl zu greifen, den meisten Feinden des positiven Glaubens in's Gesicht sagen könnte — du wärest nicht ungläubig, wenn du von der Unzucht frei wärest. Die Unzucht bewirkt nämlich zunächst, daß der Mensch den Wunsch hat, von den schrecklichen Drohungen Christi nicht mehr beunruhigt zu werden. Nun aber hängt der Glaube immerhin auch vom Willen ab; daher kann er auch vom Willen unterdrückt werden, was gerade bei Unzüchtigen oft stattfindet. Sodann macht die Unzucht den Menschen thierischer, und zwar mehr als sonst ein Laster; daher verliert er ganz besonders durch Unzucht den Sinn für Uebernatürliches, nämlich den Glauben. — Anderseits aber, wenn auch der Mensch mehr durch geistige Irrleitung, z. B. durch Lehren, Schriften, Umgang in Unglauben gerathen ist, so führt dieser Unglaube in der Regel zur Unzucht. Der Naturtrieb ist da, das Gewissen ist abgestanden, denn es hat seine Wurzeln im Glauben: somit ist kein Hinderniß mehr da, daß der

Mensch bei starker Versuchung der Sünde sich hingebe. Wenn auf diese Weise die Glaubenslosigkeit in die Sünde gegen das sechste Gebot geführt hat, so befestigt und verhärtet die Ausübung der Sünde den Unglauben; die Rückkehr zum kindlichen Glauben wird sehr schwer mehr gefunden.

1. Aus Steiermark.

Cäcilie S., Eheweib des Kleinhändlers S. in Sch., schon länger in einem strafbaren Verhältniß mit einem ledigen Manne lebend, verließ ihren Ehegatten, um ungehindert ihrer Lust fröhnen zu können, ging nach K. und hatte dort ehebrecherischen Umgang mit dem Kutscher des Hauses, in welchem sie diente. Eines Tages fuhren diese Beiden mit den Kindern nach R., eine Stunde entfernt. Da wurden die Pferde scheu und warfen den Schlitten in den Graben. Das sündhafte Paar wurde so stark verletzt, daß Beide augenblicklich starben. Die Kinder wurden auf den Schnee geworfen und blieben ganz unverletzt.

2. Aus Baiern.

Mir liegt der Schrecken noch in allen Gliedern wegen eines Ereignisses, das gestern im Badhause Alle nicht wenig verwirrte. Morgens gegen 10 Uhr kam der vermögliche M. aus G., um dort zu baden. Er bestellte ein prächtiges Essen in der Küche und ließ sich aus dem Keller einige Flaschen Wein bringen, für sich und andere Landsleute, die mit ihm kamen. Der alte 61jährige Mann, noch glühend in jugendlichem Feuer, verließ bald das Speisezimmer und schlich einem Dienstmädchen nach. Bereits hatte er es schon ergriffen; aber dieses stieß einen heftigen Schrei aus. Ein Gichtleidender, der gleich daneben wohnt, verläßt schnell sein Zimmer, um zu sehen, was es sei. Im selben Augenblicke rennt auch der M. aus der Thüre des verhängnißvollen

Zimmers heraus, und sinkt dem andern in den Arm, vom Schlage getroffen. Wir trugen ihn in's Zimmer zurück und legten ihn auf's Bett, wohin er soeben das Mädchen hatte werfen wollen. In einigen Minuten war Alles vorbei, und der M. todt. — Eine Lehre für Ehebrecher! Gott läßt seiner nicht spotten.

3. Aus Preußen.

Im Sommer des Jahres 1853 wurde in ..... eine Mission gehalten, bei welcher der Berichterstatter auch thätig war. Ein Bauersmann lebte getrennt von seiner Frau, in offenkundigem Konkubinate mit einer Magd, von welcher er mehrere Kinder hatte. — Der Herr Pfarrer, die Missionäre und der brave Ortsvorsteher gaben sich alle Mühe, dem Aergernisse ein Ende zu machen. Jener Mensch aber steifte sich auf die Unmöglichkeit, das Verhältniß aufzulösen, und meinte gar, man solle ihn zu den heiligen Sakramenten zulassen, ohne daß er die Sünde verlasse. Nach stundenlangem Zureden mit Milde und Strenge waren wir noch keinen Schritt weiter gekommen. Endlich kündigte ihm der Missionär in Gegenwart des Ortsvorstehers das nahe Gericht Gottes an mit folgenden Worten: „Nun denn, da Sie die Barmherzigkeit Gottes zurückweisen, werden Sie bald seiner Gerechtigkeit verfallen. In kurzer Zeit wird Gott mit Gewalt und zu Ihrem Verderben dem Sündenleben ein Ende machen, da Sie es nicht freiwillig aufgeben wollen!" — Er war mit der Konkubine der Einzige aus der Pfarrei, der nicht die heiligen Sakramente empfing, wie er sie auch seit vielen Jahren nicht empfangen hatte. Etwa 14 Tage später fand man seine Leiche in einem Chaussee-Graben.

4. Aus Baden.

Vorigen Monat hat sich hier in T. ein 19jähriger Bursche auf einem Tannenbaume oben zugleich erschossen

und erhängt, nachdem er vorher noch daheim reichlich und ganz ruhig seine Vögel in den Käfigen gefüttert hatte.

Alsbald stellte sich heraus, daß er mit seiner leiblichen Schwester Umgang gehabt und diese nächstens niederkommen werde. Es war sonst ein ganz ruhiger, ordentlicher Mensch.

5. Aus Baden.

Eine ledige, 33 Jahre alte Weibsperson lag in Folge ihres ausgelassenen, unsittlichen Wandels an der Auszehrung im größten Elend darnieder, dem Tode nahe. Dieselbe wurde nach dem Versehen oftmals besucht. Bei einem Besuch, in der Meinung, sie sei auf's Beste zum Tode vorbereitet, fragte ich sie: „Aber nicht wahr, jetzt bereuet Ihr Euer früheres leichtsinniges Leben, Euer nächtliches Herumziehen, Euer sündhaftes Tanzen ꝛc.“ Hastig und aufgeregt gab sie zur Antwort: „Wenn ich jetzt noch einmal könnt aufjucken, so thät ich's.“ Das die Bekehrung einer Unkeuschen auf dem Todbette.

6. Aus Oestreich.

Eines Fuhrmanns Sohn, Namens K., ein roher und wüster Mensch, hatte einem Mädchen, das er auf seinen Wagen zu sitzen eingeladen, Gewalt angethan. Es drohte, ihn polizeilich beim Magistrat seiner Stadt D. zu belangen. Theils aus Aerger, theils aus Scham über die ergangene Vorladung erschoß er sich.

7. Aus der Schweiz.

Vor ganz kurzer Zeit starb ein Handelsmann, wie er gelebt hatte. Im Morafte der Sünde und des Unglaubens lebte er, ohne sich zu reinigen an der nie versiegenden Quelle des heiligen Sakramentes. Im Morafte eines Sumpfes starb er, weit von menschlicher Hülfe, und konnte nur todt

noch gewaschen werden. Sein Hund, der bei ihm mehr galt, als Religion, rettete ihn nicht.

8. Aus Schwaben.

Ein Wirth in W., der Frau und schon erwachsene Kinder hatte, zeichnete sich aus durch schändliche Zumuthungen und Zudringlichkeit weiblichen Personen gegenüber. Später verfiel er in ein langwieriges nervöses Leiden, wahrscheinlich herbeigeführt durch seine geschlechtlichen Ausschweifungen. Da alle angewandten Mittel nichts fruchteten, so wurde eine Heilanstalt gerathen, wohin er auch gebracht wurde. Eines Morgens war er nicht auf seinem Zimmer zu finden; es wurde Mittag, es wurde Abend, ohne daß der Kranke zu finden war. Nun wurden überall Nachsuchungen angestellt, es wurden Ausschreibungen gemacht — aber Alles vergeblich. Endlich, nach geraumer Zeit, wurde der Leichnam des Unglücklichen in einem Sumpfe außerhalb des Ortes gefunden.

9. Aus den Rheinlanden.

Herr Dr. N., ein sehr gebildeter Mann, äußerte nach einem Leben voll Ausschweifung gegen seine Bekannten die Absicht, den Pater O. aus der Gesellschaft Jesu aufzusuchen, „um sein Gewissen in Ordnung zu bringen," wozu ihm der Pater, sein Jugendfreund, am geeignetsten scheine. Er begab sich nach dem Kloster M.-L., wo Pater O. sich damals aufhielt, traf ihn aber nicht, da derselbe sich auf dem See befand, und wartete darum zwei Stunden lang im Kloster; darauf entfernte er sich. Als Pater O. vom See zurückkehrend, ausstieg, bemerkte er am Ufer den Herrn N., traute aber seinen Augen nicht und glaubte zu irren. Deßhalb ging er an dem Herrn vorbei in's Kloster, wo ihm mitgetheilt wurde, daß ein Herr nach ihm gefragt und zwei Stunden gewartet, dann sich entfernt habe. Seiner Bitte,

daß man den Herrn N. von seiner Ankunft benachrichtigen möchte, glaubte der Obere nicht entsprechen zu sollen (wahrscheinlich weil er meinte, es sei bloß ein Unterhaltungsbesuch). Von da an hörte Pater O. nichts mehr von Herrn N. — Als Letzterer nach Jahren auf's Sterbebett kam, baten Verwandte desselben den Pater O., den Kranken zu besuchen und auf den Tod vorzubereiten. Der Pater folgte der Einladung, fand aber den Kranken für allen geistlichen Zuspruch unzugänglich, indem derselbe auf alle Ermahnungen nur antwortete: „Ich werde mit dem lieben Gott schon fertig werden!" Er starb, ohne die Sakramente empfangen zu haben, in A.

10. Aus den Rheinlanden.

Im Jahre 1868 oder 1869 fand man nahe bei E., Regierungsbezirk A., einen Burschen und ein Mädchen todt in einem Graben (oder Steinbruch) — und zwar offenbar in schwerer Sünde verendet. Die Leiche des ungerathenen Burschen wurde im Hospital der Franziskanerinnen zu E. ausgestellt. Bei deren Anblick wurde der Vater so empört, daß er ihn nach seinem Tode noch verfluchte. Und was geschah? Der Bursche streckte als Leiche noch einmal seine Zunge gegen den Vater aus! — Dieser Fall wurde übrigens auch in öffentlichen Blättern (wie z. B. im „Luxemburger Wort") mitgetheilt.

11. Aus Baden.

Im Jahre 1859 kam eine ledige Weibsperson von 64 Jahren, die ihre Jugendjahre in Unsittlichkeit durchlebt und eine Tochter hatte, die mehrere uneheliche Kinder besaß, zu mir in's Pfarrhaus und bettelte mich an. „Wie kommt Ihr wieder hierher," fragte ich sie, „da Ihr ja vor kurzer Zeit mit Eurem Schwiegersohn nach T. gezogen seid?"

Man hatte nämlich, um dem sündhaften Treiben ein Ende zu machen, ihrer Tochter die Heirath mit ihrem Burschen darauf hin gestattet, daß er versprach, die alte Schwiegermutter zu sich zu nehmen und sie zu verpflegen. — Die Heirath war eben sechs Wochen vorbei. — „Es ist wahr," sagte sie, „aber hören Sie, wie mir es mein Schwiegersohn, der .... gemacht hat. Schon in der ersten Woche hat er mir ein Gesicht gemacht, weil er mich mußte verhalten helfen; in der zweiten Woche hat er mir schon das Essen vergönnt; in der dritten konnte er mich schon nicht mehr sehen und hat mich aus der Stube gejagt und mich lüderlich gescholten, und Sie wissen doch, daß er lüderlich war, denn seit zehn Jahren ist er alleweil in meinem Hause gestanden, aber da war er immer ganz freundlich und liebevoll; in der vierten Woche hat er mich in eine kalte Kammer eingesperrt und mich fast verfrieren und verhungern lassen und mich noch verflucht. Einmal hat er mich auch noch Seiltanzen gelehrt, so daß ich jetzt noch einen blauen Rücken habe. Und als einmal der Müller von hier vorbeigefahren ist, hat er ihm „halt" gerufen, mich geschwind zum Haus hinausgeschleift und ihm auf den Wagen geworfen und gesagt: Da, bringt das alte Thier den Sch. wieder. So bin ich jetzt wieder da."

„Das ist ja ganz ergötzlich," entgegnete ich. „Es hat Euch doch noch Niemand den Lohn gegeben für die Erziehung Eurer Tochter. Jetzt aber seid ihr bezahlt, und hört: Wie die Arbeit, so der Lohn."

12. Aus Oestreich.

Wir hatten einen Fischbach, und da mußte ich in der Nacht vom Freitag auf den Samstag bei demselben auf- und abgehen wegen den Dieben. Ich mußte nach dem Willen des Vaters ein Terzerol, mit Posten geladen, mitnehmen. Nach Mitternacht kam ich wieder nach Hause. Um 5 Uhr wurde mir wieder gerufen. Anstatt nun gleich das Morgen-

gebet zu beten, ging ich ſogleich zum Fenſter, wo ich das Terzerol aufgehängt hatte, und tändelte mit demſelben; da ſagte aber eine innere Stimme: „Laſſe es jetzt ſtehen, bete zuerſt das Morgengebet.“ Allein ich tändelte fort und wollte das Zündhütchen noch herabnehmen. Im Aufziehen des Hahnes entſchlüpfte mir derſelbe, und weil ich gerade die linke Hand vor der Mündung hatte, ſo ging der Schuß durch, aber doch wieder ſo glücklich zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger, daß er mir keine Sehne verletzte, ſondern nur Haut und Fleiſch zerfetzte faſt bis zum Handgelenke hinab. Hatte ich nun auch viel Schmerzen durch das Zuſammennähen und große Narben, als ich wieder geheilt war, ſo war es doch nichts gegen das, was ich nach drei Jahren, am 6. September 1856, zu leiden hatte an der rechten Hand. An dieſem mir ſo unvergeßlichen Tage nahm ich mir auch wieder nicht die Zeit zu beten, trotz der Mahnungen, vor lauter vieler Arbeit, welche ſich vor mir aufthürmte bis zum kommenden Dienſtag, an welchem eine Hochzeit war. Daß morgen Sonntag und am Montag der Feſttag Mariä Geburt ſei, kümmerte mich gar nicht; denn da mußte ich ohnehin arbeiten, ſchon nach dem Willen des Vaters, er hätte es gar nicht anders gethan.

Die Mühle ging mir viel zu langſam; muß gleich die Räder einſchmieren, dachte ich mir: es war 4 Uhr Nachmittags. Leite das Waſſer ab, ſtelle die Mühle zu, mahnte mich in Einem mein heiliger Schutzengel. Allein ſo wie ich ſeine Mahnung zum Beten nicht befolgte, ſo auch hier nicht. Jetzt kam aber der Teufel mit ſeinen Gedanken und ſagte mir vor, wie ich mich zur Arbeit die zwei Feiertage anſchicken müßte, um am Dienſtag bei Zeiten auf dem Hochzeitstanz erſcheinen zu können. Aber ach! im Augenblick erfaßte mich das Räderwerk, und ich kann nicht ſagen, wie es kam, daß es mich noch ausließ. Bis zum Handgelenke waren lauter Trümmer, von dem Vorderarm war das Fleiſch abgeriſſen,

auf dem Bein lagen die Pulsadern ganz bloß wie lebendige Regenwürmer, denn mit jedem Pulsschlage sprangen sie ein wenig in die Höhe. Ich konnte die Hand nur allemal ein wenig mir ansehen, denn es wurde mir gleich übel. Aus ist es, jetzt muß ich sterben. Mein Gott, sei mir gnädig, verzeih' mir meine Sünden, waren jetzt meine Gedanken, und daß ich nun nicht mehr die Zither schlagen könne, kam mir auch. Vor dem Arzte hatte ich, weil ich's von der linken Hand her schon wußte, solche Furcht, daß ich mir, damit derselbe nichts mehr zum Zusammennähen hätte, die Hand bei dem Gelenke abhauen wollte; und ich hatte die zertrümmerte Rechte schon auf einem Block und in der Linken das Beil und zielte. Da kam mir Furcht, ich könnte das Gelenk nicht treffen und mich nur noch mehr an dem Arme herauf verwunden, und wenn du gut triffst, verbluteſt du schneller. Da fiel mir mit einem Male ein: Schau, das ist jetzt die Strafe für die unkeuschen Berührungen, die du dir erlaubteſt; leide jetzt Alles Gott zu lieb, damit Er dir Alles verzeiht, es ist ja dann doch noch nichts gegen das, was Jesus gelitten hat bei der Kreuzigung. Seufzend sagte ich: nun so sei es in Gottes Namen, ich will Alles leiden, ich habe es so verdient. Weil die Mühle allein stand und Niemand bei mir war, als ein erst aufgenommener, etwas blödsinniger Lehrjunge, welcher aus Mitleid, und weil er mir nicht helfen konnte und mich doch trösten wollte, mir einen Silberzwanziger geben wollte, so trat ich den Weg nach Hause, eine gute halbe Stunde, an. Ich kam ohne ohnmächtig zu werden, obwohl das Blut fortwährend den Weg bezeichnete, doch nach Hause. Wie verlassen ich war, kann man daraus abnehmen, daß der Vater sagte: Thue was du willst, du bist selbst gescheidt genug, und ging davon in die Mühle hinauf und kam etliche Tage nicht mehr nach Hause. Die Mutter jammerte und klagte nur und war so zärtlicher Natur, daß sie mir

aus Ekel nichts anthun konnte, so lange ich die offenen Wunden hatte. Nach drei Stunden kam der Arzt, welcher zu meinem größten Schrecken sagte, es müßten ein paar Männer kommen, um mich zu halten. Ich bat ihn, er solle doch das nicht thun, ich wolle mich gewiß ruhig halten. Es hätte mir wohl wegen dem, wenn ich wäre gehalten worden, auch nicht weher gethan. Allein mir käme es auch heute noch vielfach unerträglicher vor, wenn ich gehalten würde, als freiwillig ein Glied dem Arzte hinzugeben. Ich nahm mir auch vor, gar nicht zu klagen, brachte es jedoch nicht zuwege; das unnöthige Herauslösen des Mittelfingers aus der Hand gleich am ersten Knöchel that doch zu weh. Mich wundert nur, wie der hl. Arkadius das Auslösen aller Glieder überleben konnte. Der Arzt begehrte ohne das, was er der Apotheke vorschrieb, 24 Gulden Münz. Und um mich zu überzeugen, wie noch so billig er mich gehalten, sagte er: Siehe, für das Herauslösen eines Fingers aus der Wurzel könnte ich 50 Gulden begehren. Leute, die auch schon um große Verwundungen wissen, sagen alle, wenn sie meine verstümmelte Hand sehen: das Glied sollte nicht herausgelöst werden. Der Arzt war ein Freigeist, der nicht genug Geld haben konnte. Unter den Leuten war, als seine Frau starb, das Gerede: Es ist kein Wunder, daß sie schon so jung stirbt, vor lauter Noth und Elend und Kummer wegen seiner Untreue; es ist ja kein Weibsbild vor ihm sicher, er mag Alles, jung oder alt. Drei Wochen nach diesem meinem Unglück oder Strafakt kam meine Schwester über das Papier, in welchem mein Finger eingewickelt war, und sie ließ ihn mich gleich sehen. Ich kann nicht sagen, wie ich mich über diesen Anblick entsetzte; er war nur weiß und blau, nicht häßlich, und doch bemächtigte mich Schmerz und Schrecken davor so sehr, daß ich sie bat, denselben gleich hinwegzunehmen. Am andern Tag trug sie denselben nach H. auf den Friedhof. Als ich sie fragte, wo sie den Finger

hin begraben, sagte sie: Es wurde gerade ein Kind begraben, und da habe ich denselben hineingeworfen. Ich fragte, wessen Kind begrub man denn? Der Z. E. das ihre. Bei dem Namen dieses Weibes wurde mir das Gewissen wieder höchst unruhig. Sie war noch ein junges Weib und war vor zwei Jahren in einem neben unserem Fischbach gelegenen Haus mit ihrem Mann und drei Kindern wohnhaft. Ich war daher mit ihr gut bekannt, was zur Folge hatte, daß sie mir Vieles aus ihrem ledigen Stand erzählte, und ich sie hinwieder aus Vorwitz um Vieles fragte, was nicht mehr ganz ehrbar war und mir hintennach Ursache zu abscheulichen unzüchtigen Gedanken und Anmuthungen gab.

Einmal nun, es war ein Jahr bevor mein Finger zu ihrem Kind in's Grab kam, da neckte ich sie mit Worten wegen Schwangerschaft, weil sie mir dicker als sonst vorkam. Sie sagte lachend: Was gilt's, es ist nicht so! Ich weiß nicht mehr, von was wir geredet, auch kam ich mit ihr nicht mehr zusammen, weil sie wo anders in eine Wohnung kamen. Und so sagt mir, so oft ich mich an meinen Finger erinnere, das Gewissen: Sieh', wie gerecht Gott ist; wegen diesem deinem vorwitzigen, unzüchtigen Wetten mußte dein Finger zu ihrem Kinde in's gleiche Grab.

In der Ueppigkeit der Tanzlust mit dem andern Geschlecht scheint der Keim, wenn auch unbewußt und unentwickelt, von geschlechtlichen Versündigungen zu liegen. Sind letztere bisweilen die ausgereifte Frucht einer Leidenschaft, wovon der Walzer die Blüthe ist: so mögen bei der eifrigen Kultur dieser Blüthe auch zuweilen Folgen sich zeigen, die auf das Mißfallen Gottes deuten, wie nach den gröberen Sünden gegen das sechste Gebot.

1. Aus Baden.

Im C—thal ließ ſich ein 16jähriges Mädchen durch das entſchiedene Verbot der Eltern nicht abhalten, zum Tanz zu gehen. Sie ſuchte es nun einzurichten, daß es nicht herauskomme. Es kam aber heraus auf die ſchrecklichſte Weiſe. Die junge Perſon hatte ſich in das Wirthshaus und auf den Tanzſaal geſchlichen. Indem ſie aber, wie man ſagt, ihre Tanzluſt büßte, fiel ſie um und wurde als Leiche vom Tanzboden in das elterliche Haus getragen.

2. Aus Steiermark.

In einem Bauernhauſe Namens „Oberhaus“ in G. (wo ich fünf Jahre als Kooperator und 17 Jahre als Benefiziat in der Seelſorge diente) waren zwei Töchter von 15 und 18 Jahren und ein Sohn von 20 Jahren. Die Eltern, beſonders die Mutter, rühmte oft in unglaublich dummer Weiſe die Schönheit ihrer Töchter und veranſtaltete faſt jeden Sonntag in ihrem Hauſe Tänze, wobei die benachbarte Jugend ſich einfand. Da führte Gott einmal einen andern Tanz auf. Alle im Haus erkrankten am Typhus. Fünf Perſonen lagen krank in einem Zimmer. Ich habe drei davon mit den heiligen Sakramenten verſehen. Dieſer traurige Zuſtand dauerte über drei Monate, dann erkrankte der Großvater im nebenbeiſtehenden Häuschen. Einige erholten ſich, aber die jüngere Tochter bekam in Folge des Typhus eine brandige Geſchwulſt an der Wange und mußte operirt werden. Da ſah man den ganzen Kiefer, Gaumen, Schlund, das halbe Geſicht, wenn das Pflaſter vom Geſicht weggezogen wurde. Ich, der ich oft die mir als Schulkind ſehr ergebene Kranke beſuchte, konnte nicht umhin, die Mutter an die von ihr gerühmte Schönheit ihrer Tochter zu erinnern. Die Wunde fraß weiter bis unter die Ohren und Augen, und machte endlich nach langem Leiden dem Leben

des Mädchens ein Ende. Die Heimsuchung Gottes ging vorüber. Aber bald ging der Tanz von Neuem an. Jeden Sonntag wieder Musik im Hause. Meine Bemühung war fruchtlos geblieben. Ich war dann Pfarrer in dem drei Stunden entfernten S., erkundigte mich öfter und vernahm, daß die andere der beiden Töchter zum Falle gekommen und das Kind von den Chirurgen stückweise im Mutterleibe weggenommen werden mußte. Der Vater bekam den Gesichtskrebs, und damit die Strafe noch schrecklicher sein sollte, wollte er sich selbst erschießen, traf sich aber schlecht, fügte zu der ersten gräßlichen Wunde noch eine abscheulichere, und lebte noch mehrere Wochen in diesem bedauerlichen Zustande, starb aber mit Gott versöhnt und mit den heiligen Sakramenten versehen. Die noch lebende Tochter ist jetzt, erst 36 Jahre alt, vom Schlage gerührt und gelähmt.

3. Aus Tirol.

Unlängst an Fastnacht tanzte ein Familienvater von sechs Kindern, und verlangte, ehe er ging, zuletzt noch einen eigenen Tanz für ihn aufzuspielen. Im Heimgehen fiel er über einen Block. Weder am Stiefel, noch an dem Beinkleide sah man eine Verletzung; aber am Fuße hat er eine breite, tiefe Wunde, die ihn seither an's Bett fesselte.

4. Aus Baden.

In N. besuchte ich öfters einen kranken Mann, der früher so kalt und leichtsinnig dahin lebte, die langdauernde Krankheit aber recht zu seinem Seelenheile benützte. Als ich einmal an einem Abende zu ihm kam, wo er den Tag über, wie es mir schien, so recht über alle seine Wege und Verirrungen nachgedacht, sagte er zu mir: „Aber, Herr Pfarrer, daß man nicht auch das Tanzen abschafft!“ und fing an zu weinen.

Er hatte Recht. Der türkische Gesandte in Wien, welcher dort zum ersten Male zu einem Ball geladen, das wilde Tanzen, Walzen und dergleichen sah, fragte den Ballgeber: „Warum laßt ihr diese anstrengende Arbeit nicht lieber von euren Sklaven oder Dienern verrichten?“

5. Vom Rhein.

Als ich im Jahre 1866 auf der Kirmeß zu E. predigte, hielten trotz des Abmahnens des Pfarrers fünf Wirthe Tanzmusik. Bald nachher kam die Cholera, an der 800 Personen erkrankten. Der Pfarrer (Homöopath) besorgte sie Tag und Nacht geistlich und leiblich. Eine Tanzwirth-Frau weinte bitterlich, daß ihr Mann dem Tode so nahe war und der Pfarrer jetzt so liebevoll sich seiner annahm. Mann und Frau versprachen nun, falls der Mann aufkäme, nie mehr Tanz zu halten. Im Jahre 1867 verkündigte der Pfarrer acht Tage vor der Kirmeß: „Voriges Jahr haben trotz meiner Abmahnung fünf Wirthe dennoch Tanzmusik gehalten; Einer derselben hat versprochen, keine mehr zu halten, und die anderen vier sind nicht mehr hier, indem der eine mit 30,000 Franken Schulden durchgebrannt ist, und die drei anderen eines plötzlichen Todes gestorben sind.“ Einer dieser drei Wirthe lebte noch, als wir zu Weihnachten 1866 dort Mission hielten; er hatte jedoch die Mission nicht mitgemacht und wurde schon 14 Tage nach derselben bei der Arbeit von einem Erdhaufen überschüttet und als Leiche wie ein zerstampfter Fleischklumpen nach Hause gebracht.

Die Trunksucht hat mit der Unzucht im tiefsten Grund ihre gemeinsame Wurzel. Da wie dort ist es die zügellose Sinnenlust, welcher der Mensch sich hingibt, die in ihm,

wie der hl. Chryſoſtomus ſagt, ein ſelbſterſchaffener Teufel wird, und den unglückſeligen Sklaven ſeiner Leidenſchaft in Schande, Jammer und geiſtigen und leiblichen Tod ſtürzt. Schon bei den angeführten Selbſtmordsfällen ſind Trunkſüchtige vorgekommen, welche die Stunden erhöhten Lebensgefühles oder wüſter Betäubung mit einem böſen Tod entſetzlich theuer bezahlen mußten. Nun ſollen noch mehr derartige Berichte zuſammengeſtellt werden, aus denen zu entnehmen iſt, wie Gott die Trunkſucht abwägt und behandelt.

1. Aus Preußen.

Im Jahre 1862 predigte Pater O. zu H. über die Trunkſucht. Nachdem er das Laſter und ſeine Folgen charakteriſirt, ſagte er, wenn der Säufer ſeiner Gewohnheit nicht entſagen könne, ſolle er wenigſtens das Aergerniß für Frau und Kinder und Andere zu vermeiden ſuchen und im Hauſe ſaufen. Zwei Brüder, notoriſche Trunkenbolde, ließen ſich ſofort, als ſie zu Hauſe ankamen, Schnaps holen und tranken ſich voll. Der Aeltere war aber damit nicht zufrieden, ging aus dem Hauſe, ſoff drei Tage und drei Nächte hindurch, kehrte am vierten zurück, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: „Frau, ſchaff' mir zu eſſen!" Kaum hat er das Wort geſprochen, als er todt zur Erde ſank. Er wurde begraben von dem Pater, der den Pfarrdienſt verſah. Bei der Beerdigung lief ein Hündchen vor dem Kreuzträger her, eine Wegſtrecke von 15 Minuten. Als der Sarg verſenkt war, ſtellte ſich das Hündchen an den Rand des Grabes und p . . . (salva venia!) in's Grab und auf den Sarg, dann verſchwand es; man hat nicht erfahren, wem der Hund gehörte. Vierzehn Tage ſpäter ward der zweite Bruder eine Viertelſtunde vom Städtchen entfernt betrunken unter einem Buſche aufgefunden und endete in dieſem Zuſtand vollſtändiger Trunkenheit.

2. Aus Westfalen.

In der Gemeinde E. lebten Eheleute, welche ein kleines Landgut, Mühle und Brennerei besaßen und ziemlich begütert waren. Diese hatten vier Söhne, von denen der Dritte wohl verständig, aber doch nicht so recht polirt war. Als der Vater starb, übernahm der Aelteste die Verwaltung der Geschäfte und begann zu trinken. Als er eines Abends spät betrunken aus dem Dorfe nach Hause zurückkehrte, vermeinte er unterwegs einen Spuck zu sehen und erschreckte sich so sehr, daß er in drei Tagen eine Leiche war. Jetzt wurde der Zweite Herr und — begann ebenfalls zu trinken, und im trunkenen Zustande fing er allerlei Händel und Streitigkeiten an. In Folge dessen wurde er einmal bei Gelegenheit einer Tanzlustbarkeit so arg geschlagen, daß er ebenfalls nach drei Tagen seinen Geist aufgab. Jetzt trat, weil der Dritte, halb Blödsinnige die Geschäfte nicht besorgen konnte, der Vierte, ein lieber Jüngling, als Herr auf dem Anwesen auf und begann ebenfalls gleich zu trinken. (Wohlgemerkt, vor dem Antritte der Herrschaft waren alle vier ganz ordentliche Jünglinge gewesen.) Als dieß aber der Blödsinnige sah, sagte er: „Nun, wenn denn Alle trinken müssen, so will ich es auch thun;“ und er machte es noch ärger als die Andern. Zwei bis drei Jahre hatte das so gedauert, da war Kirmeß im Dorfe, und die beiden Saufbrüder fehlten natürlich nicht. Als der Blödsinnige ganz betrunken war, kehrte er in eine Kneipe ein, in welcher Jeder, ob nüchtern oder nicht, Alles bekommen konnte. Er forderte sofort ein Dutzend Eier in einem halben Pfund Speck gebacken und ein halbes Maß Branntwein, er verzehrte Alles und fiel todt in der Küche nieder. Jetzt war also noch der Jüngste übrig. Statt durch das Loos seiner Brüder abgeschreckt zu werden, trieb er es noch ärger wie zuvor, bis vor ungefähr einem Jahre. Da kam ein Viehhändler, um Mastvieh zu kaufen. Seine Frau

(er hatte bereits eine solche genommen) sagte demselben, er solle ein wenig warten, ihr Mann bringe ein Faß Jauche zum Acker, er werde wohl bald wieder kommen. Nachdem er eine Zeit lang beim Feuer gesessen hatte, kam das vierjährige Söhnchen des Säufers in's Haus und sagte: „Mutter, mein Vater liegt in der Jauchegrube.“ Man lief hin, aber der Unglückliche war, nur halb mit Jauche bedeckt, in der Pfütze ertrunken.

3. Aus der Schweiz.

Vor drei Jahren lebte in R. eine Schusterfamilie, Mann, Weib und drei Kinder, ein Knabe von fünf, und zwei Mädchen von vier und zwölf Jahren. Der Vater war ein schöner kräftiger Mann und ein tüchtiger Schuster, aber leider auch ein tüchtiger Trinker. — Sein Weib war zwar eine thätige Hausfrau, die neben den häuslichen Geschäften auch einen Hausirhandel betrieb, allein es fehlte ihr jener Charakterzug der Milde und Friedfertigkeit, welcher eine so schöne Gemüthszierde des weiblichen Geschlechts bildet, und zur Gründung und Bewahrung des häuslichen Friedens so wesentlich beizutragen vermag. Da die menschlichen Leidenschaften, wenn denselben Vorschub, statt Widerstand geleistet wird, stets wachsen und erstarken, bis sie endlich zur völligen Herrschaft über den Menschen gelangen, so ergab sich solches auch mit der Trunksucht jenes bedauernswerthen Schusters. Sie machte ihn gleichsam allmählich zu einem Wahnsinnigen. Wie ein solcher durchlief er oft, nachdem er einige Stunden in den Kneipen zugebracht, mit fliegenden Haaren und leuchtenden Augen, gestikulirend und lärmend, die Gassen seines Wohnortes.

Nicht selten begab er sich dann in Privathäuser und belästigte deren Inwohner mit unsinnigem Geschwätz. Wenn er dann in betrunkenem Zustande nach Hause kam, setzte es gewöhnlich heftigen Wortwechsel zwischen dem Ehepaare ab,

obſchon der Mann in ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit jedesmal einen Imbiß, Wurſt, Braten oder Käſe für Frau und Kind mitbrachte. Bisweilen kam es dann in der Hitze des Streites, daß die arme Frau aus Aerger oder wegen drohender oder erlittener Mißhandlung das Haus verließ und mehrere Tage oder Wochen abweſend blieb. Eines Morgens während ſolcher Trennungszeit (es war am Sonntag vor Mariä Himmelfahrt) ſahen die Nachbarsleute mit Schrecken den Schuſter, wie er in aufgeregtem Gemüthszuſtand den Kopf zu einer Lucke der Bretterwand des obern Stockes herausſtreckte, laut rufend: „Wenn mein Weib heute nicht nach Hauſe kommt, gibt's ein Unglück!“ Und dieſer Vorausſage folgte eine ſchreckliche Erfüllung.

Die Kinder des Schuſters hatten an jenem ominöſen, ſo eben erwähnten Tage in einem auf dem Eſtrich gelegenen Haufen Hobelſpäne (das Haus gehörte einem Zimmermann) mit Befremden eine Aushöhlung bemerkt, dachten aber als Kinder der Sache nicht weiter nach. Abends ſtellte der Vater Bratwürſte, Moſt und Brod auf den Tiſch und lud ſeine Kinder ein, mit ihm ſich gütlich zu thun. Die Kinder folgten der Einladung und ließen ſich das Aufgetragene gut ſchmecken. Die Mutter war unterdeſſen nicht heimgekommen. Vater und Kinder begaben ſich ſpäter zur Ruhe. Der Schuſter und ſein Söhnchen lagen in der gleichen Kammer und im gleichen Bette. Die beiden Mädchen ſchliefen in einem Gemach gerade gegenüber und nur durch den Gang davon getrennt. Der Vater wälzte ſich unruhig auf ſeinem Lager, ſtand wiederholt auf und begab ſich auf den Eſtrich, kam aber jedesmal bald wieder zurück. Das Knäblein fragte verwundert: „Vater, warum ſtehſt du immer auf und gehſt auf den Eſtrich?“ — „Was geht das dich an? Schlaf du zu!“ war die barſche Antwort, und das arme Knäblein ſchwieg und ſchlief bald darauf ein.

Aber um Mitternacht wurde es plötzlich vom Schlafe

aufgeschreckt durch das Spritzen und Uebergossenwerden von einer warmen Flüssigkeit. Es war das Blut seines unglücklichen Vaters, der sich neben dem Kinde liegend selbstmörderisch den Hals mit einem Rasirmesser durchschnitten hatte und jetzt röchelnd seinen Geist ausathmete.

Das Kind, vor Angst erbebend, springt aus dem Bette, eilt zur Kammerthüre, reißt sie auf, und will um Hülfe rufen. Aber, o Himmel! ein neuer Schrecken lähmt seine Zunge. Es sieht über sich den Estrich in hellen Flammen stehen. Dennoch bleibt dem zitternden Knäblein noch so viel Geistesgegenwart und Muth, daß es in das Schlafgemach seiner Schwesterchen springt, sie aufweckt und zu eiliger Flucht antreibt. Glücklicherweise hatte gleichzeitig eine größere Tochter des Hauseigenthümers, der mit seiner Familie den untern Stock bewohnte, die wegen rheumatischer Leiden schlaflos im Bette lag, durch das Fenster eine auffallende Helle an der Mauerwand des Nachbarhauses bemerkt, und Unglück ahnend stand sie auf, öffnete das Fenster und sah aufwärtsschauend das elterliche Haus brennen. Sie weckte hastig Eltern und Geschwister. Diese sorgen für die Rettung der Kinder des Schusters und für ihre eigenen, und rufen und eilen nach Hülfe. Mit Noth konnten sie noch Einiges von ihrer Habe retten, so schnell brannte das theilweise aus Holz gebaute Haus, trotz Hülfeleistung der Löschmannschaft, nieder. Gegen Morgen fand man im rauchenden Schutte den halb verkohlten Leichnam des Selbstmörders. Merkwürdigerweise war nur die rechte Seite seines Körpers verbrannt; auf der linken sah man noch deutlich den tiefen Schnitt im Halse, den er dorthin geführt hatte.

4. Aus der Schweiz.

Orts- und Zeitgenosse der unglücklichen Schusterfamilie, von welcher in vorstehender Erzählung die Rede gewesen, war die Familie des ehrsamen Küfermeisters M. Dieser

ſtarb zum großen Leidweſen der Seinigen im frühen Mannesalter, eine brave Frau und vier unerwachſene Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, hinterlaſſend. Bald nach dem Tode des guten Vaters traf ein neues ſchweres Mißgeſchick ſeine Hinterlaſſenen. Es entſtand ein Brand im Nachbarhaus, der umſichgreifend dieſes und dasjenige der Küfersfamilie zerſtörte. Aber noch ein drittes und viertes Unglück kamen über dieſe beklagenswerthe Familie, nämlich der leibliche Tod der Mutter und der ſittliche Tod der verwaisten zwei Söhne. Unter dieſen Letztern war beſonders der ältere Knabe lange wegen ſeines beſcheidenen ſtillen Weſens und ſeines blühenden Ausſehens allgemein beliebt. Er zeigte Luſt zum geiſtlichen Stande und man meinte längere Zeit, er werde ſich demſelben widmen. Allein nur zu ſehr kann menſchliches Urtheil ſich trügen! Gerade dieſer hoffnungsvolle Knabe fiel am ſchlimmſten aus, wie wir nachher ſehen werden.

Durch eifrige Verwendung des einſichtigen Vormundes der Küferswittwe wurde dieſer ein neues Häuschen mit Küferwerkſtätte auf gleichem günſtigen Platze, wo das abgebrannte geſtanden, aufgebaut und das Küfergeſchäft von angeſtellten Geſellen unter der Aufſicht und für Rechnung der Wittwe, die eine rüſtige, thätige Frau war, fortbetrieben. Da dadurch den beiden heranwachſenden Söhnen Gelegenheit geboten wurde, im mütterlichen Hauſe das ehrſame Handwerk ihres ſeligen Vaters zu erlernen und fortzuführen, ſo entſchloſſen ſich Beide hiezu und führten dieſes Vorhaben unter dem Beiſtande der Mutter und ihres Vormundes glücklich aus. Es fehlte dem Brüderpaar auch nicht an Kundſamen und ſie hätten bei guter Aufführung wohl zeitlebens ihr gutes ehrliches Auskommen gefunden. Allein nach mehreren Jahren trat der bereis erwähnte Todesfall ihrer Mutter ein, und die Söhne, nun ſich ſelbſt überlaſſen, pflogen bald nachher Umgang mit einem leicht-

sinnigen Alters- und Standesgenossen, der sie zu abendlicher Unterhaltung öfters in sein Haus lockte, wo dann in Gesellschaft seiner Frau gespielt und gezecht wurde. Begreiflich konnte die bisherige Sittlichkeit und der gute Ruf der beiden Küfersöhne, nachdem sie sich in solche Freundschaft eingelassen, nicht lange Stand halten; sie büßten beides allmählich ein, und da gewöhnlich eine Sünde der andern Mutter ist, so blieb es bei diesen jungen Leuten auch nicht beim Wohlleben stehen, sondern es kam auch noch zum Hehlen und Stehlen. Die jungen Bursche nahmen nämlich aus den Kellern ihrer Kundsamen verstohlen Weine in ihren Butten mit nach Hause, mit dem sie sich dann bei ihren nächtlichen Zusammenkünften bis zum Uebermaße gütlich thaten.

Nachdem die jungen Leute eine Zeit lang diese verderbliche und strafbare Lebensweise getrieben hatten, traf die züchtigende Hand Gottes den Verführer.

Ein Nervenfieber raffte ihn, erst 28 Jahre alt, in kurzer Frist dahin, und etwa 14 Tage später entdeckte man die verübten Weindiebstähle, und die Gebrüder M. sammt der Wittwe des kürzlich vorher gestorbenen Hauptschuldigen wurden hinter Schloß und Riegel gebracht.

Das Geständniß der verübten Veruntreuungen ließ nicht lange auf sich warten. Allein der ältere der beiden schuldigen Brüder wollte die Schande der Abführung in's Zuchthaus nicht erleben, und that sich dagegen in thörichter Weise die noch größere des Selbstmordes an, indem er sich im Orts-Arrestlokal mit der Glasscherbe einer zu diesem Zwecke eingeschlagenen Fensterscheibe, auf seinem Lager liegend, den Hals durchsägte.

Als am unseligen Tage, wo diese Selbstentleibung stattfand, der Wärter die Mittagssuppe brachte, und der Gefangene dieselbe nicht, wie gewöhnlich, durch den Schieber in Empfang nahm, öffnete man die Thüre der Zelle und gewahrte dann den Unglücklichen todt im Blute auf dem Bette liegend.

Sein jüngerer Bruder, der in einer andern Zelle gefangen saß, und dem man das mit seinem Mitgefangenen Vorgefallene verheimlichte, bestand später die über ihn verfällte Zuchthausstrafe, und gegenwärtig soll er sich bei seiner jüngern Schwester, die irgendwo in Sachsen verheirathet lebe, befinden.

5. Aus Westfalen.

In meinem Heimathsdorfe lebte ein reicher Bauer, Vater von sechs Kindern, der, schon früher der Trunksucht ergeben, seit dem Tode seiner Frau sich seiner unglücklichen Neigung mehr und mehr ergab. Gleich Andern, von ihrer Leidenschaft beherrschten Menschen, gab er zuweilen als Grund derselben das Bestreben an, seinen Kummer über den Verlust seiner Frau vergessen zu wollen. Aber das war eine Lüge oder Selbsttäuschung; denn schon bei Lebzeiten seiner Ehehälfte hatte er dem Laster gefröhnt. Er konnte sich jetzt mit Recht den Vorwurf machen, daß er ihr hierdurch schweres Herzeleid und bittern Kummer verursacht habe. An manchem Morgen, wenn er in's Dorf oder in die Stadt ging, hatte sie ihn gebeten, heute sich doch in Acht zu nehmen; manches Mal hatten ihn fremde Leute nach Hause gebracht; zuweilen war er, wenn er ausgeritten war, vom Pferde gefallen und am Wege liegen geblieben, während das gesattelte reiterlose Pferd auf dem Hofe ankommend Angst und Schrecken verbreitete. Seine Kinder waren brav, fleißig und ordentlich. Die Trauer der guten Mutter über die unselige Leidenschaft des Vater bewog die Kinder ihrerseits, das Mutterherz zu erfreuen; aber alle Liebe und Sorgfalt konnten das hinschwindende Leben nicht erhalten. Sie starb, und nach ihrem Tode ergab sich der Wittwer noch mehr dem Trunke. Der Schnaps, welcher zu jener Zeit dort im Lande gebrannt wurde, war reiner Kornbranntwein und der Gesundheit der Trinker nicht in dem Maße schädlich, als der jetzt vielfach geschenkte Kartoffelbranntwein. So sagen

die Aerzte. Aber trotzdem war er eine Pest für den Menschen an Leib und Seele. Der Bauer, von dem ich erzähle, war ein langer, hagerer Mann. In Folge des Trinkens wurde er immer magerer. Seine Backenknochen traten mehr hervor, seine blassen Wangen wurden von einem röthlichen Geäder durchzogen. Seine Hände zitterten. Des Morgens, wo er sich sehr unwohl befand, weinte er bisweilen bitterlich. Je mehr seine Leidenschaft öffentlich bekannt wurde, desto mehr sank er in der Achtung seiner Mitbürger. Als er einmal in der Gemeindeversammlung, wovon er Mitglied war, betrunken vom Stuhle fiel, mußte er sich vom Bürgermeister sagen lassen, Trunkenbolde taugen nicht zu Gemeindevertretern. Der Pfarrer hielt ihm eindringliche Strafreden und ermunternden Zuspruch. Alles vergebens! Die Fälle, wo er öffentlich betrunken war, mehrten sich, und die Leute trieben dann ihr Gespötte mit ihm. So ging es fort in stetem Wechsel von glücklichem Leid und unglücklicher Lust, von kurzer Reue und langem Sinnentaumel bis zu der Stunde und zu der Stelle, wo der Herr ihm das Ziel gesetzt hatte. Es war am 11. November, Martinus. Die Gemeindeangehörigen mußten an diesem Tage auf der Amtsstube des Bürgermeisters ihre Leute angeben, d. h. den Personenstand ihrer Häuser in das betreffende Verzeichniß eintragen lassen.

Der Bauer M. ging Morgens zur Erfüllung dieser Obliegenheit zum Dorfe. Nachdem er hier nach Vollendung seines Geschäftes mehrere Wirthshäuser besucht hatte, kam er stark angetrunken an der Schenke „zum letzten Stüber" an. In Folge des in dieser Schenke genossenen Branntweines nahm seine Trunkenheit zu, und wankend, mit unsichern Schritten, machte er sich auf den Weg nach Hause.

Dieser Weg führte ihn über mehrere Kämpe, d. h. mit Wallhecken und Gräben eingefaßte Ackerfelder, hie und da über schmale Fuder und durch enge Pförtchen. Unmittel-

bar hinter einem solchen Durchgange war eine ehemalige Lehmgrube, etwa 12 Fuß breit und lang, im Sommer trocken, jetzt in Folge der Herbstregen einen Fuß tief mit Wasser angefüllt. Ein wilder Birnbaum von der Dicke eines starken Armes war unten aus der einen Seitenwand hervorgewachsen und streckte sich mit Moos bewachsen fast in horizontaler Lage einige Fuß über den Wasserspiegel hin.

Als der Vater am Mittag nicht zu Hause angekommen war, gingen seine beiden ältesten Kinder, angstbewegt und einander ihre Ahnung klagend, ihm entgegen. Sie kamen an die Lehmgrube — und wer beschreibt ihr Entsetzen! als sie des Vaters Hut auf dem Wasser schwimmen und ihn selbst ertrunken darin liegen sehen. Das Moos war in der Breite einer Hand von dem Baume gelöst und schwamm in einzelnen Flocken auf dem Wasser. Offenbar hatte der Verunglückte im Todeskampfe den Baum umklammert. M's. Kinder erhielten vom Besitzer die erbetene und gerne ertheilte Erlaubniß, den Birnbaum fällen und die Grube mit Erde ausfüllen zu dürfen. — Der Weg ist jetzt noch derselbe. Manchmal zeigt ein Gemeindeangehöriger die Stelle, wo der Trunkenbold ertrank und seine Kinder und Enkel gehen niemals vorüber, ohne ein Vaterunser zu beten.

6. Aus Westfalen.

Wir lesen in der Legende, daß auf einer heidnischen Insel bald nach der Ankunft der christlichen Glaubensboten ein Schwarm höllischer Geister sich erhoben und dieselbe verlassen habe — ein Bild der Wirksamkeit der christlichen Predigt. Bei einer gesegneten Mission ereignete sich Aehnliches in der betreffenden Gemeinde. Aber wenn der Bewaffnete sein Haus nicht bewacht, kehrt der ausgetriebene böse Geist mit stärkerer Macht zurück und überrumpelt den sorglosen Wächter, und die letzten Dinge werden alsdann ärger, als es zuvor war. — Der Mann, von dem ich erzähle,

war ein Hausirer, ein bekannter Gelegenheitssäufer, der sich zu Zeiten Wochen und Monate lang des Schnapstrinkens gänzlich enthielt. In diesen Stadien der Nüchternheit war er der liebenswürdigste Mensch, den man sich denken kann: freundlich, gefällig, sparsam und von einem für seinen niedrigen Stand sehr feinen Benehmen.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir in einer gebildeten ehrenden Weise für die wollene Leibbinde dankte, welche ich seinem als Soldat in Frankreich dienenden Sohne geschickt hatte. Aber in den Stadien seiner elenden Trunksucht war er das Gegentheil: gemein im Ausdruck und Benehmen, grob und verschwenderisch. Aber nicht bloß er selbst verbrachte dann den mit saurem Schweiße gewonnenen Erwerb, sondern vergeudete ihn auch mit leichtsinnigen Gesellen, welche sich an ihn machten und ihm auf der Tasche lagen. Er machte tolle Händel im Einkaufe und verschleuderte seine Waaren zu Spottpreisen. Wenn er von solchen Gängen mit leerem Packe zurückkehrte, untersuchten Frau und Kinder, welche indessen an dem Nothwendigsten Mangel litten, vergebens seine leeren Taschen. Oftmals besaß er keinen Pfennig. Hatte er einmal Branntwein gekostet und zu gleicher Zeit kein Geld, so beherrschte ihn die Leidenschaft so vollständig, daß er für sechs Pfennige weite Fußtouren gemacht haben würde, um den Erlös durch die Gurgel zu jagen. Durch Polizeivorschrift war es den Wirthen seines Wohnortes untersagt, ihm Schnaps zu verabreichen. Deßhalb suchte er während der Periode seines Sklavendienstes die Schenken der Nachbargemeinden auf, um sich den verbotenen Genuß zu verschaffen. Er schlich dann des Nachts, um Frau und Kinder nicht zu wecken, auf bloßen Füßen aus seiner Wohnung und eilte fort. So traf es sich einst, als er inmitten der Nacht in ein benachbartes Dorf gekommen war, daß er ein Wirthshaus erleuchtet fand. Er trat ein und sah in dem Flur einen offenen Sarg mit der Leiche des Besitzers. „Ich ließ

mir die Flasche füllen," erzählte er später, „und nahm noch in dem Flur den ersten Schluck, den zweiten vor dem Hause, und ich war noch nicht halbwegs zurück, als die Flasche leer war; so war ich erschrocken!" Bei einer Mission, welche im Orte gehalten wurde, faßte er den Entschluß, niemals wieder einen Tropfen Branntwein zu trinken. Die ganze Gemeinde freute sich seiner Bekehrung und seines nüchternen erbaulichen Wandels. Sechs Wochen nachher, eines Sonntages, ließ er sich verleiten, unter der Predigt die Kirche zu verlassen und in eine Schenke zu gehen. Dann ging er, weil der Wirth ihm nicht borgen wollte, nach Hause und legte sich schlafen. In der Nacht schlich er aus seiner Wohnung fort, eilte in das Nachbardorf und pochte an dem Hause an, wo der Tode im Sarge ihm das gemeldete Entsetzen eingejagt hatte. Die Leute füllten ihm seine Flasche und mit dem Versprechen, nach drei Tagen bezahlen zu wollen, entwich er schnell.

In der Frühe des andern Morgens fanden einige Männer aus seiner Heimath, welche nach der benachbarten Stadt gingen, links von ihrem Wege auf einer Wiese einen dunkeln Gegenstand liegen, der ihre Aufmerksamkeit erregte. In dem Zwielichte konnten sie ihn nicht erkennen. Sie traten hinzu. Es war die Leiche des Hausirers: in der rechten ausgestreckten Hand die leere Flasche, die Linke auf der Brust krampfhaft zusammengehalten. — Als Schuldner für den letzten Trunk, der ihm den Tod brachte, ist er aus dem Leben geschieden.

7. Aus Westfalen.

Ein Taglöhner lebte in kinderloser Ehe mit einer sehr frommen und geduldigen Frau, welche, obgleich sie die Tugenden der Sanftmuth und Friedfertigkeit täglich übte, dennoch von ihrem rohen, dem Trunke ergebenen Manne in Worten und thätlicher Weise gekränkt und mißhandelt wurde.

Man muß es erlebt haben, wie erfinderisch ein solcher Hausteufel in der Art und Weise ist, seine Lebensgefährtin, welche, durch ein unauflösliches Band an ihn gefesselt, Freud' und Leid mit ihm theilen muß, zu quälen und wenn sie weniger ergeben und tugendstark wäre, ihr den Wunsch auszupressen: es möge dem Herrn gefallen, ihre Verbindung zu lösen.

Essen und Trinken, Arbeit und Ruhe, Sonn- und Werktag, Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein, Gesundheit und Krankheit, nüchterner und trunkener Zustand, wenn die Frau schwieg oder sprach, arbeitete oder betete — Alles bot dem Elenden die gesuchte Veranlassung zu neuen und wiederholten Kränkungen. Die Frau führte ein Marterleben, und wenn sie nicht eine musterhafte Gelassenheit und Ruhe stets bewahrt hätte, so würde ein unaufhörlicher Hauskrieg unter den beiden Eheleuten gewesen sein. — Aber der Herr wollte, daß der Krieg endlich zu Ende sein und nun ununterbrochener Friede die Dulderin erfreuen sollte.

In jener Gemeinde wächst auf den niedrigen Hügeln viel Eichenholz. Im Sommer wird das geeignete Holz gehauen und geschält und die so gewonnene Lohe gibt einen beträchtlichen Gewinn. Die Arbeit des Schabens und Aufladens der einzelnen Laststücke ist eine schwere Arbeit, welche bei Manchem dem leidigen Schnapstrinken den erwünschten Vorwand bieten muß. Der Taglöhner war zur Arbeit des Aufladens von dem Eigenthümer der geschälten Lohe herbeigezogen worden.

Der Karren stand an dem Abhange einer Anhöhe. Als Alles fertig war, wurde der Versuch gemacht, ob der hoch und schwer beladene Karren von der Stelle zu bringen sei. Mit heftigen Hieben peitschte der Fuhrmann die Pferde, die Arbeiter ermunterten einander mit lautem Zuruf, einige schoben hinten nach, der Taglöhner griff in die Speichen des rechten Rades, und glücklich setzte sich der Karren in Bewegung. Da — ein allgemeines Angst- und Klagegeschrei!

Der Taglöhner war gefallen und das Rad war ihm über die Bruſt gegangen. — Einer lief raſch zu dem Pfarrer. Die Andern umſtanden den Unglücklichen und ſahen entſetzt und bebend das furchtbare Arbeiten in ſeiner Bruſt, die ſich mit ziſchenden und röchelnden Tönen hoch erhob und dann zuſammenzog. — Als der Pfarrer ihm die letzte Oelung gab und den Mund mit dem heiligen Oele ſalbte, hauchte der Sterbende mit einem ekelhaften Branntweingeruche ſeine Seele aus.

8. Von der Moſel.

In C. war vor einigen Jahren ein junger Mann im Wirthshauſe, der den Krieg mit Frankreich mitgemacht hatte. Man trank Schnaps. Er hatte auch ſchon getrunken. Da warf man die Frage auf, wer einen halben Liter Branntwein auf einmal austrinken könne. Der junge Mann meinte, das wäre Nichts; da hätte man in Frankreich andere Trinker geſehen. Er trinkt den halben Liter in einem Zuge aus und geht nach Hauſe. Des anderen Tages fand man ihn als Leiche im Bett.

9. Aus Baden.

Vor längern Jahren war auf der Univerſität zu F. ein Student, den ich gekannt hatte. Derſelbe hatte Mönch werden wollen und deßhalb in einem baieriſchen Benediktinerkloſter angefragt. Ich weiß nicht, ob er abgewieſen wurde oder ob er keinen Ernſt gemacht hat, kurz, er ſaß auf der Univerſität herum und ſchien nicht recht zu wiſſen, was er mit ſich machen wolle. Einſt war er mit andern Studenten in einem Wirthslokale, ließ ſich ein Schoppenglas mit Branntwein füllen und, ſei es um ſeine Tüchtigkeit im Trinken zu zeigen, oder ſei es aus einem noch unheimlicheren Beweggrund — er leerte das Glas ohne abzuſetzen. Als-

bald sank er bewußtlos um und kam in dieser Welt nicht mehr zum Bewußtsein, wohl aber in der Ewigkeit.

10. Aus Baden.

Während meiner Pastoration sah ich bisweilen einen kräftigen Mann, der kein anderes Geschäft betrieb, als im Bettel herumzulaufen. Die Leute fürchteten sich, ihn abzuweisen; denn wenn er in den Häusern, welche zerstreut in den Bergen umherliegen, nach seinem Bettel-Vaterunser nichts bekam, fing er an entsetzlich zu fluchen. Derselbe mag natürlich auch gern Branntwein als Almosen angenommen haben. Einst wollten sich muthwillige Bursche im Wirthshaus den Spaß machen, dem Bettler einen rechten Brand beizubringen und schenkten ihm Spiritus ein statt gewöhnlichen Branntwein. Der Bettler trank und trank, bis er in einen Betäubungsschlaf kam, in welchem er stundenlang verblieb. Alle Mittel, ihn zu sich zu bringen, waren umsonst; nur der Tod selbst konnte die Seele in seiner Art aufwecken.

11. Aus Baiern.

Ein ältlicher Aussitzer schlich Sonntags spät vom Wirthshause von Bier und Schnaps angedusselt in das Haus seines tief im Schlafe ruhenden Sohnes heim. Kaum hatte er die oberste Stufe der Stiege zu seiner Kammer erreicht, verlor er das Gleichgewicht, stürzte rücklings und langte mit einer gefährlichen Kopfwunde unter lautem Gepolter auf dem Platze an. Die Frau des Sohnes hörte den Schlag, weckte ihren Mann, daß er nachsehe, und wie sah er den Vater zugerichtet! Die dadurch erlittene Betäubung wich auch nicht einen Augenblick, um versehen werden zu können. Nach Empfang der letzten Oelung zog der Unglückliche erbärmlich noch den halben Montag fort und erlag seinen Wunden.

Ein Bauer hatte sich in F. angetrunken. Als er auf der Heimkehr an heißem Sommertage etwas schläfrig sich auf die Flußbrückenmauer niedersetzte, um ein wenig auszuruhen, wurde er vom Schlafe übermannt, fiel hinab in die Regnitz und ertrank.

12. Aus Baden.

Ein vermöglicher Mann, A. M., hatte sich bis zum äußersten Grade dem Trinken ergeben. Hatte er sich früh Morgens schon zu Hause vollgetrunken, so zog er dann in's Wirthshaus und von da heim, wo er Alles zusammenschlug. Seine Frau, ein Muster der Geduld und des Schweigens, suchte durch Gebet und hie und da durch eine kurze Warnung ihn zurückzuhalten; allein das Beten war ihm so sehr zuwider, als der Wein lieb. Eines Morgens, da er sich zu Hause vollgetrunken hatte und sich aufmachte, in's Wirthshaus zu gehen und bereits auf der letzten Stufe der Treppe stand, sagte seine Frau: „O wenn du dich doch auch vom heiligen Geiste leiten ließest!" Worauf er sich halb umwendend eine gräuliche, nicht aussprechbare Lästerung erlaubte, rücklings hinstürzte und das Genick brach.

13. Aus Oestreichisch-Schlesien.

Als ich noch vor einigen Jahren Kooperator in P. in der Nähe der W.-Or. Eisenbahn war, ging ich an einem schönen Sommertage im Dorfe bei einer Schmiede vorüber, deren Eigenthümer als unverbesserlicher Säufer bekannt war. An seinem Hause hing eine kunstlose Kreuzfigur, das Haupt des leidenden Heilandes zum Himmel gewendet. Der Schmied, dießmal ausnahmsweise etwas nüchtern, tritt an mich heran und sagt: „Geistlicher Herr, Sie könnten mir über dem Kreuze die Worte Christi schreiben: Mein Gott! Mein Gott! warum hast Du mich verlassen?"

Ich entgegnete: „Mein Lieber, ich würde Euch rathen, den Herrn täglich um Gnade anzuflehen, daß er Euch helfe, Eure böse Gewohnheit abzulegen, damit Ihr nicht einmal in großer Verlassenheit dahinsterbt.“ „O,“ rief der Schmied aus, „ich habe keine Sorge deßhalb, denn ich weiß noch recht gut aus dem Katechismus, daß man nur die vollkommene Reue zu erwecken brauche, und im Nothfall selbst dadurch schon Vergebung seiner Sünden erlange.“ — Ich unterließ es nicht, so eindringlich als möglich dem Verblendeten die Folgen des vermeintlichen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit an's Herz zu legen, was wohl augenblicklich einen Eindruck machte, ihn aber doch nicht besserte.

Nach etwa drei bis vier Wochen machte ich meine Predigt für den nächsten Sonntag gleich in den ersten Tagen der Woche fertig, um am Samstag hinreichend Zeit der näheren Vorbereitung widmen zu können. Als ich am Samstag früh die Predigt zu memoriren begann, gefiel sie mir zu meinem größten Erstaunen ganz und gar nicht. Ich fühlte mich durch einen unbesiegbaren Drang genöthigt, diese Predigt zu verwerfen und lieber über die Ungewißheit der Todesstunde zu sprechen. Mit seltener Leichtigkeit hatte ich den nöthigen Stoff beisammen und das Memoriren ging mir vortrefflich von Statten. Beim Vortrage selbst am Sonntage fiel mir plötzlich noch ein Passus ein, indem ich mit besonderem Nachdrucke hervorhob, daß, nach der ausdrücklichen Erklärung unseres Heilandes, der Tod gerade zu einer Zeit komme, wo man es am wenigsten vermuthe, und daß man stets durch Wachsamkeit und Buße bereit sein solle. Am Abende desselben Tages kam ich mit dem Schullehrer zusammen, der mich folgendermaßen anredete: „Stellen Sie sich vor, Herr P. J., der versoffene Schmied war heute einmal wieder in der heiligen Messe und sogar in der Predigt, hat aber den ganzen Nachmittag im Wirthshause gesessen und darüber geschimpft, daß es eine Narrheit sei, zu behaupten, man könne

ſterben, ohne es zu wiſſen.“ „O, ich weiß ſchon, was ich zu thun habe, und werde ſchon wiſſen, wenn's herannahen wird.“ Ich bedauerte den Verblendeten und wünſchte im Herzen, daß er noch zur rechten Zeit zur Erkenntniß käme. Am Dienſtag darauf ſtürzt ganz athemlos um ein Uhr Nachmittags der Schullehrer mit dem Schlüſſelbund in mein Zimmer herein: „Herr P. J., nur geſchwind zum Schmied hinüber, aber nur mit der letzten Oelung! Und wer weiß, ob nicht das auch ſchon zu ſpät iſt. Ich werde vorauseilen und die Kirche öffnen!“ Augenblicklich war auch ich fertig. Es vergingen keine fünf Minuten, und ich ſtand ſchon am Bette des unerwartet Ueberraſchten; denn der Schmied war der zweite Nachbar vom Pfarrhofe und der unmittelbare vom Schulhauſe. Doch war es ſchon zu ſpät. Schon beim Eintreten rief mir der Schwager des im Bette regungslos Liegenden zu: „Geiſtlicher Herr, es iſt mit ihm Nichts mehr zu machen. Er gibt kein Lebenszeichen von ſich und iſt bereits ganz kalt, auch das Herz regt ſich ganz und gar nicht.“ So lag er da in ſeinem Bette, ſtarr und ſteif, mit dem Ausdrucke der Stumpfheit, die linke Hand faſt bis zum Fußboden herabhängend. Zu ſeinen Häupten ſtand händeringend ſein Weib, tief erſchüttert und die Worte ausſprechend: „Ach, wie er dieſe Tage fortwährend über die Predigt höhnte und ſagte, das ſei nicht wahr, daß man ſterben könne, ohne eine Ahnung davon zu haben.“ Alle Anweſenden waren tief ergriffen und folgten bereitwillig der Aufforderung zu einem kurzen Gebete, damit der Augenblick ihnen eine rechte Lehre bleibe für's ganze Leben, und der unglücklich Verſchiedene der göttlichen Barmherzigkeit, ſoweit es noch möglich ſei, empfohlen werde.

Nachträglich erfuhr ich noch, daß der Dahingeſchiedene ſeit Sonntag fortwährend dem Trunke oblag, aber die obigen Worte ſich nicht aus dem Sinne zu ſchlagen vermochte, daß er auch an dieſem Tage kurz vor der Mittagszeit nach Haus

kam und sich in's Bett legte. Sein Weib bemerkte wohl, daß er stark röchle, fragte ihn noch, ob er nicht zum Essen kommen werde, worauf er ganz betäubt und im Taumel zur Antwort gab: Nein, nein! An solche Vorkommnisse schon gewöhnt, ließ sie ihn in der Ruhe, machte das Mittagessen zurecht, gab den Gesellen um 12 Uhr das Mittagsmahl, und ging erst dann wieder zum Manne in's Zimmer, der bereits ganz bewegungslos da lag.

So endete dieses unglückliche Opfer der Trunksucht, welches der Herr so auffallenderweise mahnte, da er nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, und den Unverbesserlichen dann erst verläßt, wenn dieser ihn zuvor verlassen hat. Dieser Vorfall erfüllte sein Weib mit Furcht und Schrecken, da es auch dem Trunke ergeben war. Einige Zeit zwar wirkte dieser Schrecken, verlor sich aber wieder, so daß auch das Weib dieses Mannes eines beinahe ähnlichen unvorhergesehenen Todes starb.

14. Aus Baden.

Ein Ehepaar hatte, damit keine Zeit zur Arbeit verloren ging, mehrfach die Gewohnheit, statt des üblichen Essens Branntwein und Brod zu genießen und ihren drei Kindern zu geben.

Die Eltern wurden dadurch bald zur Arbeit unfähig und starben eines elenden Todes. — Das älteste Kind, eine Tochter, trat in den Ehestand, war in Folge ihres Trinkens unglücklich, erkrankte allmählich und man vermuthete, dem Tode nahe, habe sie sich noch selbst vollends das Leben genommen. — Das zweite Kind, ein Sohn, ohne Religion, gab jeden Kreuzer, den er verdiente, für Branntwein aus und entleibte sich 1858 aus Melancholie, nachdem er mehrere Tage nacheinander getrunken, Geld und Kleider verputzt hatte. — Das dritte Kind, ebenfalls ein Sohn, ein guter Uhrmacher, — auch ohne Religion, arbeitete in der Regel acht bis zwölf

Wochen lang, bevor er wieder an den Branntwein ging; kam er aber an dieſen, dann blieb er auch acht bis zehn Tage dabei, jedesmal ſo lange, bis Geld und Kleider weg waren. In der Trunkenheit ſah er oftmals ſeinen Fehler ein, ging deßhalb mehrere Male in betrunkenem Zuſtande zum Bürgermeiſter und bat ihn, er möchte ihn doch etwa einen halben Tag lang einſperren, damit ihm der Rauſch vergehe und er wieder zum Verſtand käme. — Einmal kam er auch nach vorausgegangenem betrunkenem Zuſtande zum Pfarrer und fragte ihn, was er doch thun müſſe, daß er ein anderer Menſch werde. — Endlich, nach einſtündiger Belehrung, gab er zur Antwort: „O, Herr Pfarrer, ſtrengen Sie ſich doch nicht ſo an, denn bei einem alten Schnapslumpen iſt doch alles Predigen umſonſt, der beſſert ſich doch nicht.“ Nach dieſen Worten ging er fort. 1864 entleibte auch er ſich.

Ich kann ſagen, daß noch bei allen Schnapslumpen, die ich kannte, ihr Ende entweder Selbſtmord oder plötzlicher Tod in betrunkenem Zuſtand, durch Herabſtürzen, Ertrinken, Erfrieren ꝛc., war.

15. Aus Baden.

Am Sonntag den 15. November 1872 ſtarb in Sch. der ledige, 51 Jahre alte Hyazinth H., Schildmaler von L. bei Sch., Königreich Württemberg.

Derſelbe war dem Schnapstrinken ergeben. Sein Wochenlohn wurde regelmäßig an Sonntagen in Branntwein umgewandelt, wobei er meiſtens ſeine religiöſen Pflichten vernachläſſigte. Ebenſo geſchah es auch an ſeinem Todestag. Schon während des Vormittags ſaß er in der Branntweinſchenke und hatte den ganzen Tag nur einen Rauſch. Abends acht Uhr machten ihn noch einige muthwillige Zecher mit Ruß ſchwarz im Geſicht. In dieſem Zuſtand blieb er fluchend und läſternd am Tiſche ſitzen, mitten unter den Gäſten, und ſchlief anſcheinend ein. Als man ihn wecken

wollte, saß er todt unter den heitern Zechern. Ein leichtfertiger Kamerad bemerkte sogleich: „Mit dem hat doch der T.... nicht viel Mühe gehabt, weil er schon schwarz gefärbt drüben ankam.“

16. Aus Westfalen.

Ein unverheiratheter Mensch von guter Familie war so sehr dem Trunke ergeben, daß er, krank, arm und elend geworden, im dortigen Armen- und Waisenhause untergebracht werden mußte, wo er sich bekehrte und regelmäßig beichtete. Allein nach einem Jahre erwachte in ihm die Lust nach Freiheit. Er verließ die Anstalt, ergab sich dem Trunke und wurde eines Morgens außerhalb der Stadt in einem alten Stalle todt gefunden. Zum Entsetzen hatten ihm die Ratten den halben Kopf abgefressen.

17. Aus Westfalen.

Im folgenden Jahre kam ein anderer Trunkenbold in derselben Stadt zu mir, der, wie ich von seiner Frau hörte, viele Jahre nicht mehr die heiligen Sakramente empfangen und ein herumschweifendes Leben geführt hatte. Ich unterrichtete ihn in den Wahrheiten der heiligen Religion, schilderte ihm die Folgen seiner Unmäßigkeit und seines Vagabundirens, und sagte ihm geradezu: es würde ihm ebenso gehen, wie dem obenerwähnten Trunkenbold, wenn er wieder rückfällig würde. — Er entsagte vollständig dem Trunke, blieb bei seiner Frau, ging fleißig zur Kirche und regelmäßig zu den heiligen Sakramenten, so daß die ganze Stadt über seine Bekehrung sich wunderte und freute.

Als aber seine gute, fromme Frau, die einiges Vermögen hatte, starb, und er nunmehr Geld in die Hände bekam, fing er wieder zu trinken an, und siehe, nach 14 Tagen zieht man seine Leiche aus der Ems. Er war des Nachts betrunken in den Fluß gestürzt.

18. Aus Preußen.

Es war in den ſechsziger Jahren, als ich am Johannistage Morgens in aller Frühe mit meinem Nachbarn nach einer gemeinſchaftlichen Wieſe ging, um den Schnittern zuzuſehen. Beim Durchwandern der Wieſe bemerkte ich, daß mein Nachbar ſchon total betrunken war. Er war nämlich ein Trinker, der des Nachts ſeine Flaſche Schnaps mit zu Bette nahm. Ich hatte ihm, Gott weiß wie vielmal, Tod, Himmel und Hölle vorgeſtellt, aber vergebens, ſonſt hatte er wohl noch gute Eigenſchaften. Ich ſtellte ihn darüber zu Rede, er wollte aber nicht einmal eingeſtehen, daß er ſchon Schnaps getrunken habe. Er konnte nicht mehr recht gehen. Ich ſagte ihm unter Anderm: lieber Z., es iſt die höchſte Zeit, daß du das Saufen aufgibſt, denn es dauert mit dir nicht mehr lange, und du biſt an einem frühen Morgen todt, oder, wenn ich es dir recht ſagen ſoll, du krepirſt wie ein Stück Vieh, mit dem Unterſchiede, daß das Vieh keine Seele hat, die deinige aber zum Teufel in die Hölle fahren wird, denn du haſt ſchon wirklich einen Anſatz vom Delirium; komm', wir wollen nach Hauſe gehen, lege dich zu Bett, laß einen Arzt rufen, verhalte dich ruhig und trinke in deinem Leben keinen Schnaps mehr. Auf dem Heimwege, welcher von ihm ſtrauchelnd zurückgelegt wurde, habe ich in Güte und Strenge ihn ermahnt. Er kannte auch den Katechismus und die Bibel ſo gut wie wenig Laien. Zu Hauſe angekommen, half ich ihm zu Bette mit ſeiner Frau, wir beſprachen, einen Arzt zu rufen, und ich habe den Morgen bei ihm zugebracht.

Am Mittag gegen ein Uhr begab ich mich nach Hauſe, ſetzte mich zum Eſſen, welches bei meiner Familie ſchon vorbei war; der erſte Mundvoll ſtockte mir ſchon, es wurde mir zu ſchwül beim Eſſen. Ich begab mich wieder zu ihm, fand ſeinen Zuſtand bedenklicher, ſprach mit ſeiner Frau von

einem Prieſter; dieſe wurde aufgebracht und ſagte, ſo ſchlimm ſei es nicht, morgen würde er wieder laufen, er habe es ſchon öfters ſo gehabt.

Ich ging zu Hauſe und erzählte meiner Frau, daß ich meinen Dank ſchon hätte. Ich konnte es jedoch noch nicht laſſen, einige Male zuzuſehen, denn es lag mir ſo ſchwer auf dem Herzen. Die Medizin ſchlug nicht an, er wollte nicht ruhig werden; gegen Abend bemerkte ich am Geruche, daß er doch wieder Schnaps getrunken habe, welches mir ſtreitig gemacht werden wollte, dann hieß es nur ein Schnäpschen. Gegen $10^1/_2$ Uhr Abends verließ ich ihn bei großer Aufregung und verworrenem Sprechen. Zwiſchen zwölf und ein Uhr Nachts wurde ich durch ein ſchreckliches Geſchrei ſeiner Frau geweckt, begab mich nach ſeinem Hauſe und fand ihn, auf den rechten Ellenbogen geſtützt, halbſtehend im Bett. Die Augen waren ihm vor den Kopf getreten, der Mund weit offen. Nie habe ich ein ſolch' ſchreckliches Geſicht geſehen, ich denke alle Tage noch daran. Ich legte ihn zurecht, drückte ihm Augen und Mund zu, begab mich rücklings aus der Schlafſtube, und habe ihn nicht wieder geſehen. Bei ſeiner Frau in der Wohnſtube angekommen, erzählte ſie mir, etwas vor zwölf Uhr hätte er geſagt: „Frau, komme zu mir, ich mag nicht allein ſein. Ja, da iſt er, er will mich holen, o, er faßt mich.“ Die Frau ſagte: beruhige dich, es iſt Phantaſie, laß uns beten; darauf wich er zurück hinter die Bettſtatt, mittlerweile ſchrie ein Kind. Die Frau begab ſich zu ihm; als ſie bei dem Kinde war, ſchrie der Mann: „Da iſt er und holt mich;“ er richtete ſich auf im Bette und war todt. In dieſem Zuſtand habe ich ihn gefunden. Darauf ging ich zu ſeinem Nachbarn, klopfte an deſſen Fenſter und ſagte ihm, daß ſein Freund todt ſei. Am anderen Tage erzählte er mir, er hätte lieber fünf Thaler verloren, als daß ich ihn geweckt hätte. Auf die Frage, warum? ſagte er, er wäre nach mir noch bei dem Kranken geweſen, da hätte dieſer ge-

ſagt: ſieh', da iſt er; wer? der Teufel. Er, der Nachbar, ſagte: „Satan, im Namen Jehovahs weiche.“ Der Kranke ſagte: „Er weicht.“ — Bemerkenswerth iſt, daß dieſer Nachbar ſelber an keinen Teufel glaubt, ſchon mehrmal vom Trinken das Delirium hatte, und es mit ihm auch nicht lange gehen wird.

19. Aus Rheinpreußen.

Daß ganze Familien durch die Trunkſucht des Mannes unglücklich werden, kommt zahllos vor. Hier ein Beiſpiel, wo der Rauſch des Sohnes die Mutter tödtet. Vor einigen Wochen kommt der Sohn einer braven Wittwe ſpät in der Nacht in betrunkenem Zuſtande nach Hauſe. Die Mutter will ihn zu Bett begleiten. Er geht die Treppe hinauf, ſie nach. Da fällt er hinunter über ſeine Mutter, die ſo unglücklich ſtürzt, daß ſie den Schädel zerbricht und ſtirbt. Das Betragen des jungen Mannes ſoll anſtändig und er ſonſt kein Trinker geweſen ſein. Die hieſige Feuerwehr, wozu er gehörte, hatte einen Brand gelöſcht und wurde für ihre Hülfeleiſtung traktirt. Und ſo betrank er ſich und verurſachte den plötzlichen Tod ſeiner guten Mutter. Er ſoll darüber ſehr troſtlos ſein. Ob er dadurch zur Einſicht gekommen iſt, wie ſchrecklich und ſtrafbar das Betrinken iſt? — Wenn die Wahl geſtellt würde, auf den Himmel oder auf geiſtige Getränke zu verzichten — was würde Mancher wohl wählen?

Ein ſehr wichtiges Gebiet in der Welt iſt das Eigenthum. Es iſt gewiſſermaßen der Stoff, welcher dem Menſchen im irdiſchen Leben vorgeworfen iſt, um ſeinen Gerechtigkeitsſinn zu erproben und auszuüben. Das Gebot: „Du ſollſt nicht ſtehlen“, drückt eigentlich mit einer einzelnen Ver-

sündigung bezüglich des Eigenthums das allgemeine Gebot aus: Du sollst in allweg gerecht und ehrlich sein. — Wie auch in dieser Beziehung die unsichtbare Weltregierung des gerechten Gottes in die Sichtbarkeit herüber greift, zeigen viele Ereignisse. Bevor ich solche vorführe, will ich noch bemerken, daß es auch zu den Ungerechtigkeiten gehört, wenn der Mensch am Tag, den er ausschließlich Gott und dessen Dienst widmen soll, gegen sein Verbot mit Arbeit Geld erwirbt; ferner, wenn er überhaupt habsüchtig, geizig oder verschwenderisch ist, und Geld und Gut als sein ausschließliches Eigenthum betrachtet und es behandelt, als gehe solches den Schöpfer Himmels und der Erde Nichts an.

1. Aus Baiern.

Ein arger Flucher und schlechter Familienvater geräth bei glatteisiger Fahrt über eine Bergsteige herab unter die Wagenräder und kommt geschleift und verstümmelt um das Leben. Sein Vater war als Spitalbäcker widerrechtlich reich geworden und sämmtliche Kinder verfielen in Armuth und Elend.

2. Aus Schwaben.

Anno 1848 war ein panischer Schrecken in die Leute des Geldsackes gefahren. Ein protestantischer Stadtpfarrer von F. hatte 3000 Gulden baar liegen, und gedachte sie in's Sichere zu bringen. Da fiel ihm ein, der Mammon könne im Wurzgarten am besten aufgehoben sein, und gräbt ihm da bei tiefer Nacht sein Ruhebettchen, in der Meinung, daß die Nachbarschaft im Ringe wohl werde schlafen gegangen sein, was sich jedoch nicht so verhielt. Denn ein Schuhmacher war noch wach und, den Pfarrer in seinem Garten geschäftig sehend, war erst recht neugierig, was es

da geben möge. Die zweitfolgende Nachmitternacht ſieht er mit ſeinem Weibe an jener Stelle nach, entdeckt den Schatz und nimmt ihn mit ſich fort. Die glücklichen, obwohl unberechtigten Finder ſchafften ſich gute Tage. Allein das Sprüchwort vom Kruge, der zum Brunnen geht, ſollte ſich auch an ihnen bewähren. Das Weib bekömmt nach geraumer Zeit mit dem Eheherrn Streit, und um ihn zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen, drohte ſie mit der Anzeige des verübten Diebſtahls. Ein naher Zuhörer benützt die Drohung, hinterbringt dem Eigenthümer, der unterdeſſen umſonſt nach ſeinem eingegrabenen Gelde geforſcht, die Nachricht von dem eigentlichen Dieb, und dieſer wird ſammt ſeiner Ehehälfte gerichtlich prozeſſirt und abgeſtraft.

3. Aus der Rheinpfalz.

Eine Frau von O. ſoll, wie ihr eigener Sohn und ihre Tochter erzählte, ihre Kinder zum Betteln ausgeſchickt haben. Die erhaltenen Almoſen hätte ſie den Schweinen gefüttert, deren ſie immer zwei hatte, ſonſt gar nichts. Wenn es manchmal die Witterung nicht erlaubte, und ſie großen Vorrath hatte, ſo hat ſie lieber das Brod in den eiſernen Häfen verfaulen laſſen, als ihren hungrigen Kindern gegeben.

Sie ſoll dieß noch getrieben haben, als die Kinder ſchon ihre eigene Haushaltung gegründet hatten. Als dieſelbe alt war, fiel ſie um, brach den Fuß und lag bis im dritten Jahr im Bette. Wäre Gott nicht ein barmherziger Vater ſo wäre ſie verfault und verhungert, denn ihre Kinder waren ſo hartherzig gegen ſie, wie ſie gegen die Kinder war. Es wird Alles belohnt.

4. Aus Oeſtreich.

Ein Geizhals, ein Mammonsdiener von einer Dame, lebte in B. Sie hatte ein großes Haus für ihre Perſon allein,

noble Equipage und nur zwei Dienstboten, einen Kutscher und eine Köchin; was ihr aber höher galt als Alles in der Welt, das war ein mit Dukaten dicht angefüllter Koffer, den sie förmlich bewachte, in ihrem Schlafzimmer strengstens abschloß, keiner Seele sichtbar werden ließ, und Tag und Nacht in ihrem Herzen trug. Man wußte wohl allgemein, daß diese Frau reich, dabei sehr zurückgezogen, und die Gänge zur Kirche, die Auffahrten abgerechnet, für die Außenwelt wenig eingenommen sei. Desto mehr war sie es für ihre Hauptpassion, jenen Goldmagnet ihres Herzens. Oft sah man das Zimmer bis Mitternacht, oft auch schon in aller Frühe lichterhelle, und dachte eben, die Matrone werde dem Gebete obliegen. Die Dienerschaft glaubte es wohl selbst. Eines Morgens aber ertönt kein Glockenzeichen mehr wie sonst; die Zimmerthüre ist geschlossen, auf die Anrufung verlautet keine Silbe. Man erbrach das Zimmer, und die Tags zuvor Gesunde ist eine Leiche, knieend an ihrem offenen Schatzkästchen, dahin die Hände ausgestreckt, die Augen stier gerichtet. Es bedurfte eines eigenen Vortheils, um die eng aneinander gepreßten Goldstücke aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen. Die arme Seele aber?

5. Aus Vorarlberg.

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut.“ — Dieß that aber Fuhrmann Sch., Protestant, gegen seinen aufgegebenen Geschäftsgenossen K. Jener war ein Fünfziger, hatte Namhaftes gewonnen, ein großes Gasthaus gekauft und um 6000 Gulden in eine große Ladungshalle umgewandelt, hingegen in einigen Jahren darnach durch Entstehen der Eisenbahn viel Einbuße erlitten. An einen seiner vielen Aecker grenzte nun auch ein kleines Grundstück des 82jährigen K., welches ihm beständig in die Augen stach, und welches er mit den Worten: „Seinen Ankauf kann ich

noch erleben," in seinen Gedanken schon für gewiß sein eigen nannte. Der Mann hatte sich verrechnet. Denn fehlgeschlagene Pläne auf Erweiterung seines Betriebes stimmten ihn grämlich, er bekam vor Aerger die Gelbsucht, und starb an dieser Krankheit — gerade um zwei Tage früher als derjenige, auf dessen Tod er so sehnlich gewartet hatte, um den begehrten Acker zu bekommen.

6. Aus Tirol.

Eine alte Spinnerin, die in Miethe saß, wurde plötzlich krank und starb unter den Händen ihrer Hausfrau, die sie um schnelle Hülfe gerufen hatte. Letztere hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als die Truhe der Verstorbenen zu öffnen, und die darin gefundenen besseren Hemden gegen ihre eigenen, weit geringeren, auszutauschen, bevor sie der Schwester der Spinnerin die Trauerbotschaft brachte. Diese jedoch, welche um den Stand der kleinen Verlassenschaft wußte, erkannte alsbald, was betrüglich geschehen war, hütete sich aber, weil sie keinen Zeugenbeweis liefern konnte, die Diebin zur Rede zu stellen, wünschte ihr aber, sie solle die Hemden „abkranken". Wirklich traf der Fluch zu: Beim Anziehen des ersten Hemdes fuhren an dem ganzen Körper der Unredlichen brennende Blattern auf. Der Arzt versuchte umsonst seine Kunst. Nicht ein einziges Mittel half. Die Kranke ward bis zum letzten Athemzuge nicht mehr ihre Plage los.

Dieselbe Spinnerin hatte oft an Sonn- und Feiertagen bei Protestanten für Geld gesponnen. Einmal hörte ihre sie überlebende Schwester an einem Feiertage neben sich ein Spinnrad schnurren, und deutete daher dieses Zeichen in Bezug auf jene Sabbathschändung. Ueber so Vieles geht der Mensch in seinem Leben des Leibes hinweg und prüfet nicht, ob er auch auf dem rechten Wege wandle.

7. Aus Baden.

In einem Frauenkloſter, das jetzt am betreffenden Ort nicht mehr beſteht, kamen von Zeit zu Zeit werthvolle Gegenſtände, z. B. ſilberne Löffel, ſelbſt aus der Sakriſtei ſilberne Kirchengefäße hinweg; und alle Wachſamkeit war vergebens, um den Thäter zu entdecken. Es wurde eine Magd um die andere fortgeſchickt, weil man gegen ſolche Argwohn faßte. — Einmal füllten ſich die Gänge des Kloſters mit Rauch, ſo daß man vermuthen mußte, es müſſe irgendwo brennen. Bei dem allſeitigen Suchen kam man an das Zimmer, wo der Rauch hervordrang, und was fand man da?

Die alte Köchin des Kloſters war ſchon längere Zeit krank und lag in dieſem Zimmer. Als die Kloſterfrauen hineinkamen, brannte das Bett und die Köchin war todt. Zunächſt war nun der Notar zu rufen oder, wie man es damals nannte, der Theilungskommiſſär, damit er die Hinterlaſſenſchaft der Verſtorbenen aufnehme. Da trieb dann die weibliche Neugierde, doch noch vorher die Habſeligkeiten im Kaſten der Verſtorbenen zu beſichtigen. Und was fanden ſie? All' die ſeit Jahren abhanden gekommenen Werthſachen waren hier beiſammen; dieſe Alte hatte ſie zwecklos wie eine Elſter zuſammengeſtohlen. — Im Leben hatte man um ſo weniger Argwohn gegen ihre Perſon, da ſie durch abſonderliche Frömmigkeitsgeberden ſich auszeichnete.

8. Aus Tirol.

Es war im Jahre 1830. Ich war damals 11 und mein Bruder 12 Jahre alt, und wir ſtudirten beide am Gymnaſium zu J.; denn in Oeſtreich gibt man ſchon den unteren Lateinſchulen dieſen Namen. Als wir eines Tages am Kaufladen unſeres Onkels vorübergingen, welcher ſehr vermöglich und im Beſitze einer ſtattlichen Tuch- und Schnittwaarenhandlung war, rief uns dieſer, da er eben bei ſehr guter

Laune war, hinein, ſchenkte jedem einen hübſchen Giletſtoff aus feinem Wollenzeuge, wie eben damals die Mode war, und ſagte gemüthlich ſcherzend zu einem anweſenden Freunde: „Das ſind meine Vetterlein; ſie ſind beide ſchon im Gymnaſium; ohne Zweifel werden ſie mit der Zeit geiſtlich, und dann leſen ſie mir einmal eine wohlfeile Meß.“

Nicht ſo gemüthlich ging's ſechs Jahre ſpäter ab. Der reiche Vetter wußte meinen Vater, der nur in mittleren Vermögensumſtänden lebte und von ſeinem Gewerbe und einigem Grundbeſitz ſich mit ſeiner zahlreichen Familie eben durchbrachte, in eine Kaution zu verwickeln, die er durch allerlei kaufmänniſche Kniffe ſo auszubeuten verſtand, daß mein Vater 2600 Gulden zahlen mußte. Es iſt mir zu weitläufig, die Geſchichte von den erlogenen Wechſeln und andern Schelmereien weitläufig auszumalen; genug daß die Advokaten ſelbſt erklärten, ſie durchſchauten die ganze Lumperei, aber es laſſe ſich gegen Schwarz auf Weiß nichts ausrichten. Da mein Vater nicht im Stande war, eine ſo große Summe vom Geſchäfte weg zu zahlen, mußte er ſeinen großen Roggenacker gleich gegen Baargeld unter dem Preiſe verkaufen. Mein Bruder war dabei, als der Vater blaß und zitternd den Geldſack ausleerte und dem Onkel das Blutgeld in Gold und Silber hinzählte. Als aber der Bruder ſah, mit welcher Kälte und Gier derſelbe unſer dereinſtiges Erbe vom Tiſche ſtrich, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen, und er klagte der Mutter ſein Leid. Dieſe aber tröſtete ihn mit den Worten: „Beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun; Gott wird uns nicht verlaſſen.“

Und die wackere Mutter hat Recht gehabt. Während früher der reiche Onkel ziemlich vornehm auf uns herabgeſchaut hat, iſt das Ding von der Zeit an ganz anders gekommen. Er hat unſer Haus und jede Begegnung ängſtlich gemieden, und wenn wir ihm zufällig begegneten, haben wir ihm frei und faſt mit einem gewiſſen Stolze in's Geſicht

geſchaut; er aber hat verwirrt darein geſchaut oder ſich wohl gar umgedreht, ſo daß mir immer der Spruch eingefallen iſt: „Den ſchuldigen Mann geht's Grauſen an.“ Die Sache iſt aber noch immer ärger gekommen. Zwar hat's anfangs geſchienen, als ob's beim Herrn Onkel ſeit obigem profitabeln Geſchäfte luſtig aufwärts gehe, während bei uns immer neue Schläge den Ruin befürchten ließen. Aber es hat ſich auffallend gewendet. Mit dem reichen Onkel ging's bald merklich den Krebsgang, bei uns hingegen aufwärts. Von Geldſtolz war ſchon bei ihm keine Rede mehr, und je mehr es bei ihm abwärts ging, deſto lauter pochte das Gewiſſen. Ungefähr ſechs Jahre ſpäter übernahm mein Bruder das väterliche Geſchäft und verehelichte ſich; der Herr Onkel ſuchte eine Ausrede, um nicht bei der Hochzeit ſein zu müſſen. Bald darauf feierte ich meine Primiz, und der Herr Onkel glänzte durch ſeine Abweſenheit.

Wieder waren ſechs Jahre vergangen, binnen welcher mein Bruder und alle übrigen Geſchwiſter in glänzende Verhältniſſe gelangten. Da kam eines Tages der Herr Onkel kurz nach Mittagszeit zu meinem Bruder und ſagte: „Herr Vetter, geben Sie mir doch etwas zu eſſen; ich bin voll Hunger!“ Daß der Onkel mittlerweile ganz abgehaust hatte, wußten wir; daß es aber ſchon ſo weit mit ihm gekommen, hatten wir nicht geahnt. Erſchrocken ſagte daher der Bruder zu ihm: „Wir haben freilich ſchon zu Mittag gegeſſen; aber ich werde ſogleich etwas bereiten laſſen. Setzen Sie ſich, lieber Herr Onkel!“ Der Bruder entfernte ſich nun, um ſeine Aufträge zu geben und ein kurzes Geſchäft abzuthun. Indeß wurde der Tiſch gedeckt und ein großer Weggen Roggenbrod aufgelegt. Als der Bruder nach einer kleinen Viertelſtunde wieder zurückkam, ſah er, wie der Onkel mit größtem Heißhunger am Roggenbrode nagte und ſchon den halben Weggen verzehrt hatte. Wie Gottesgericht dämmerte da der Gedanke im Bruder auf: „Kaum zwölf

Jahre sind es, seitdem wir deiner Kniffe halber den Roggenacker verkauft haben und der Verarmung nahe kamen; und jetzt mußt du als Bettler an meinem Roggenbrode kauen.“ — Seit dieser Zeit führte der arme Onkel ein ganz verstörtes Leben, und obgleich er froh sein mußte, im Armenhause an der Kettenbrücke eine Unterkunft gefunden zu haben, träumte er doch stets von künftigem Reichthum und versprach dann immer meinem Bruder, ihm Alles zuzuwenden. Bis zum letzten Athemzuge verfolgte ihn der Plan, uns einmal reichlich zu entschädigen, und mit diesem Plane suchte er sein schreiendes Gewissen zu beschwichtigen.

Etwa sechs Jahre waren wieder verflossen, als ich bei zufälligem Besuche in J. erfuhr, der Herr Onkel sei eben begraben worden. Weil er beim tirolischen Aufstande 1809 auch mit den Landstürmern ausgezogen war, bestellte der noch lebende alte Feldkaplan B. für ihn eine heil. Seelenmesse bei den Franziskanern und lud alle Veteranen dazu ein. Da mir die betreffende Nummer der Zeitung, die ich sonst gar nie las, eben in die Hände fiel, beschloß ich, zur anberaumten Stunde ebenfalls dort die heil. Messe zu lesen. Kaum war ich angekleidet, als der alte Feldkaplan in die Sakristei stürmte und den Sakristan zur Rede stellte, warum denn die bestellte heil. Messe nicht gelesen werde. Als nun der Sakristan mit Bestimmtheit erklärte, es sei keine heil. Messe bestellt worden, schlichtete ich das Mißverständniß, indem ich versprach, ich werde jetzt für besagten Veteran die heil. Messe lesen. Und so kam der Herr Onkel auch zu seiner wohlfeilen Messe; denn Gott läßt nichts unvergolten.

9. Aus Steiermark.

In der Nachbarspfarrei P. hat vor etwa 30 Jahren ein Sohn die Erbschaft seines Vaters zum Nachtheil einer Miterbin unterschlagen und verheimlicht. Diese letztere verarmte. Der ungerechte Erbe aber mordete sich selbst, ebenso

deren Sohn, der Mitwisser war. Der Enkel jenes Mannes aber wurde auch schon von Melancholie befallen aus demselben Grunde, und rief immer: „Der Wurm nagt immer an meinem Gewissen.“ Gebet, liebreiche Ermahnung und das Tragen einer Muttergottes-Medaille bewirkten, daß er zu dem Entschluß kam, jenes ungerechte Gut (circa 1000 Gulden) der noch lebenden rechtmäßigen Erbin zu ersetzen. Da er solches ausgeführt hatte, genas er fast augenblicklich. Der Pfarrer des Ortes theilte mir die Sache selbst mit.

10. Aus Baden.

Die Pfarrei J. wurde 25 Jahre lang nie mit einem Pfarrer definitiv besetzt, um einen neuen Kirchenbau möglich zu machen. Da nun das Geld endlich beisammen war und der Bau begann, führte Pfarrverweser P., ein sehr energischer Mann, strenge Aufsicht über die Arbeiter, was dem damaligen Vogte nicht gefiel. Dieser Vogt war ein so hoffärtiger, übermüthiger Mann, daß er selbst im Winter hemdärmlig ging, um seine feinen Hemden bewundern zu lassen. Er stand auch im Verdacht, im Bunde mit dem Akkordanten den Kirchenbau zu seinem Vortheil ausgebeutet zu haben; deßhalb war ihm die öftere Anwesenheit des Pfarrverwesers zuwider, und er ließ ihn durch seine Maurerbuben mit Mörtel und Steinen bewerfen. Seine Ungerechtigkeit und sein Betrug aber endigte damit, daß er im Armenhause zu J. seine Tage zubringen, seine Kinder im größten Elende zurücklassen mußte und bei seinem Tode keinen anderen Trost hatte, als daß ein Genosse im Armenhaus, mit dem er sein Bett theilte und dem er zu lange lebte, ihm den Puls griff und sagte: „Ich glaub', er ist hin.“ — Seine beiden Töchter lebten dort in so bitterer Armuth, daß ihr Schlafgemach nicht einmal ein Fenster hatte, während ihr Vater das schönste Haus, den frühern Pfarrhof, besessen.

11. Aus Tirol.

Die sehr reiche Kaufmannswittwe M. liebte feine Speisen und Weine auf ihrem Tische. Ein Dutzend sogenannter Weinvögel am Spieße gebraten z. B. war für eine arbeitslose, starkbeleibte Person denn doch zu viel zum Aufzehren; die Ueberbleibsel trug sie gewöhnlich selbst ab und verschloß sie im Schranke. Ihre Dienerschaft, eine Magd und ein Kutscher, bekamen davon nichts zu kosten und hatten zum Kaffee die leere, abgenommene Milch, während die Dame den Rahm ausschließlich für sich behielt und den nicht kleinen Rest desselben gleichfalls absperrte. Erst dann fiel es ihr ein, davon abzulassen, wenn am Braten die Würmer krochen und auf dem Rahm dichter Pilz stand, so daß den Dienstboten aller Appetit verging. Wie Vieles warf sie verdorbenen Zustandes wegen in den Abort oder in die Winkel. Einer Armen, welche um Brosamen ansprach, ekelte es, als es ihr gereicht werden sollte, und entfuhr ihr die Bemerkung: „Aber, Frau M., Sie könnten doch manche Hungerigen erquicken. Ich kannte Jemanden, der Andern Nichts gönnte und lieber verfaulen ließ, was man bei Zeiten hätte genießen können, aber zuletzt seinen eigenen Koth aufzehrte; daß es Ihnen nicht auch passirt.“ Und sieh'! diese Aussage bewahrheitete sich buchstäblich an der geizigen und neidischen Feinschmeckerin in schreckenerregender Weise. — Nachträglich sei angeführt, daß die Armen dieser reichen Frau, weil sie ungenießbare Gaben bot und äußerte, sie sollten arbeiten und sparen, um nicht betteln zu müssen, gar nicht mehr unter das Gesicht traten, um sich die Beschämung zu ersparen. Wer unterstützt die genießenden Lebemenschen, daß sie nicht zu Grunde gehen, wenn nicht die Almosen, damit sie dem Schicksale des reichen Mannes entgehen?

12. Aus Tirol.

Die Rh. Bäckerleute in Bl. beſaßen ein ziemliches Vermögen, hatten ſtarken Abſatz des Brodes und nebenbei viel Oekonomie, welcher der bis in das höhere Alter unermüdliche Mann durch die Anlage einer vortheilhafteren Dunggrube einen beſſeren Ertrag abzuringen verſtand. Für ſich ſelbſt keineswegs ſparſam, war er das gegen die bettelnden Armen. Um ſie fortzuſchaffen, ſtellte er an ſie ſpöttelnd die Frage: „Was ſoll ich Euch geben? Wollt Ihr Mehl oder Schmalz oder Fleiſch? Ihr dürft es nur ſagen. Ich brauche Euer Beten nicht.“ Die Armen fühlten das Spitzige, ſchwiegen und gingen betroffen von dannen. Bald waren die Worte des Bäckers mundläufig in der Umgegend, und es betrat nie mehr ein Dürftiger die Schwelle ſeines Hauſes. Das Unglück aber ſäumte nicht, Schlag auf Schlag einzutreten. Eines Nachmittags, nach der Heuernte, ſammelte ſich ein ſchweres Gewitter über dem Markte, der Blitz fuhr in den Heuſtock des Rh., zündete, verbrannte im Nu alles Heu in dem angrenzenden Stall, und die Brunſt ergriff weiterlaufend den obern Stock der Wohnung, nachdem die dort aufbewahrten Effekten, als: gedörrtes Fleiſch, Flachs, vieljährige Ballen Leinwand und unter anderm einige Säckchen unterſchiedliche Geldſorten auf die Straße hinausgeſchleudert worden, und von den Untenſtehenden, die zur Rettung aufgefordert waren, in Empfang genommen und verſchleppt wurden. Mitleid nach Außen gering. Das Weib will den Verluſt nicht verſchmerzen und wird, da ihre ledige Tochter vor Beſtürzung von Sinnen kam und die verehelichte bald darauf ſtarb, ſelber wahnſinnig und ſtirbt; der Sohn heirathet unglücklich, ſtirbt kinderlos, ſeine treuloſe Frau heirathet wieder, ſtirbt nach, und das Haus und Gut kaufen die Juden. Bei der verheerenden Feuersbrunſt wurde jedoch der Umſtand als eine beſondere Schickung von Oben aus-

gelegt, daß von den nur einige Schuhe entfernten Gebäuden, Scheunen und Ställen auch nicht ein Sparren beschädigt wurde, ja nicht einmal ein ziemlich nahes Strohdach, wie damals noch vorkamen, trotzdem daß Löschmaschinen nicht vorhanden waren und die herbeigeeilte Menge regungslos gaffte.

13. Aus Baiern.

Ein Bauer treibt sein Geschäft immer großartiger, trinkt stark, verthut viel Geld mit ehebrecherischer Nachkommenschaft, die ihm in der Ehe abgeht, handelt viel mit Juden und hing wegen 600 Gulden Forderung am Stricke derselben; bisher hatten reiche Verwandte mit Vorschüssen ihm aus Verlegenheiten geholfen, da plötzlich machen sie Miene, die Hand abzuziehen. Sie kennen seine fatale Lage und halten gemeinsame Berathung und beschlossen, ihn doch wieder halten zu wollen. Das Resultat wußte jener noch nicht, erwartete auch dießmal kein günstiges. Als man ihn von der vorhablichen Vermittlung zu benachrichtigen gedachte, war er entwichen. Eine Magd wollte wissen, er sei gegangen, nach dem Taubenschlag zu schauen, und daselbst fand man ihn erhängt.

14. Aus Baiern.

In St. benachtheiligte eine Lehrerswittwe, die dritte Ehefrau, nach des Mannes Tode die Kinder und Enkel aus erster Ehe (aus zweiter Ehe waren keine vorhanden) in schnöder, bitterer Weise. Sie täuschte den guten Ehegemahl zu dessen Lebenszeiten, hetzte gegen die einzige Tochter und deren Kinder, heuchelte aber stets dabei die Fromme und Liebreiche, damit ihr Mann, ein weit und breit geschätzter Ehrenmann, nicht ihr eigentliches habgieriges Wesen erkenne. Jetzt liegt sie bereits drei Jahre wahnsinnig darnieder und ist sich Selbst-

anklägerin, glaubt dem Teufel verfallen zu sein, sieht ihn, und dergleichen Tollheiten mehr. In erbärmlichem, traurigem, bedauernswerthem Zustande liegend, sieht sie verstört und abgemagert einem Gerippe oder Gespenste gleich.

15. Aus Schwaben.

In O. kannte ich als kleiner Bube einen hagern knurrigen Mann, den Eierhans genannt, da er mit Eiern Handel trieb. Von ihm erzählte man mir folgende Geschichte:

Der Eierhans hatte von seinem Vetter oder Nachbar ein kleines Anwesen gekauft. Nur die Nutznießung eines Ackers blieb dem Nachbar auf zehn Jahre vorbehalten. Als die zehn Jahre herum waren und der Eierhans den Acker herausverlangte, wollte auf einmal der Nachbar von dem Handel nichts mehr wissen und ließ ihn mit den Worten abfahren: „Was fällt dir ein? Der Acker gehört mir!" Der Eierhans wollte Anfangs nicht glauben, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der auf unredlichem Wege wandle. Da er aber merkte, daß Alles Nichts helfe, um zu seinem Rechte zu kommen, machte er kurzen Prozeß und sagte: „Nachbar, Nachbar, du weißt so gut wie ich, wem der Acker gehört. Wenn du ein Dieb sein willst, so behalte den Acker; aber siehe zu, ich sage es dir, so wahr Gott lebt, dieser Acker soll dir in Ewigkeit auf der Seele brennen!" So schieden sie von einander und blieben Feinde ihr Leben lang. Der Mann behielt den Acker bis zu seinem Tode. Kaum war er aber verstorben, da erschien er des Nachts dem Eierhans. Ohne sich lange zu besinnen, sprach der Eierhans die Erscheinung an und sagte: „Geh' nur und mach' dich aus dem Staube. Es hilft dich Nichts, ich habe es dir schon gesagt, der Acker soll dir in Ewigkeit auf der Seele brennen und dabei soll es bleiben!" Auch in der nächsten Nacht erschien der Verstorbene und erhielt dieselbe Antwort. Da beschworen

die Kinder des Eierhans, welche vor Angst und Schrecken krank geworden, sammt der Mutter ihren Vater, daß er doch barmherzig sei und den Acker dem Nachbar schenke. Aber vergebens. Man holte den Pfarrer, aber auch er vermochte den hartgesottenen Eierhans nicht zu erweichen. Endlich, als eines seiner Kinder durch den Schrecken der allnächtlichen Erscheinung sich eine schwere Krankheit zugezogen und in der Folge das eine Bein verkürzt und es ein Krüppel ward sein Leben lang, da ging der Eierhans in sich und sprach die folgende Nacht zu der Erscheinung: „In Gottes Namen! Der Acker soll dir geschenkt sein. Nun aber gehe und lasse dich nicht mehr sehen.“ Von diesem Augenblicke an soll die Erscheinung für immer verschwunden sein. Selbst wenn sich der Eierhans nur eingebildet hat, den Verstorbenen zu sehen und zu hören, so ist die Sache doch bedeutsam.

16. Aus Rheinpreußen.

Ein Drechslermeister, St. zu K. am Rhein, hatte zu Anfang dieses Jahres ein altes geräumiges Haus gekauft und ließ dasselbe für sein Geschäft umbauen. Für den ersten Mai 1874 hatte er sein bisheriges kleineres Geschäftslokal an einen Juden bereits vermiethet. Um bis dahin mit der innern Einrichtung seines neuen Hauses fertig zu werden, ließ er auch an den beiden Feiertagen Epiphania und Mariä Lichtmeß tapfer arbeiten, und namentlich am ersteren Tage öffentlich Schutt fahren.

Seinem Nachbarn F., der ihn darüber zur Rede stellte, erwiederte er einfach: „Für jeden Tag, an dem er nicht arbeiten lasse, habe er einen Ausfall von 5 Thalern, und den werde ihm Niemand decken.“ Anfangs März d. J., wo der Umbau wenigstens im Aeußern schon vollendet war, stürzt plötzlich zwischen diesem und dem Nachbarhause die große Brandmauer zusammen, ohne daß man irgend welchen Grund dafür hätte ausfindig machen können. Der dem St. daraus

erwachsene Schaden beläuft sich nahezu auf 1000 Thaler. F. bemerkte darnach dem St., das sei der Lohn für die Arbeit an den beiden Feiertagen. „Worin Jemand gesündigt hat, darin wird er bestraft!“

17. Aus Rheinpreußen.

Dem Regierungsbeamten J. B. wurde, als er einige 50 Jahre alt und noch arbeitstüchtig war, angekündigt, daß er sich um seine Pensionirung melden solle. Er war Wittwer und lebte allein mit seiner Tochter, und mied den Verkehr mit den Menschen. Indessen war sein Benehmen freundlich und nach seiner äußern Erscheinung flößte er Achtung ein. Diejenigen, welche ihn genauer kannten, behaupteten indessen, daß er ein Freigeist sei, die Kirche nicht besuche und über die Religion spöttle. Die obige Mittheilung versetzte ihn in große Bestürzung; er glaubte mit der Pension, die ihm nach dem Austritte aus dem Staatsdienste bewilligt werden mußte, nicht ausreichen zu können, wiewohl dieß, da er einiges Vermögen besaß, doch nicht der Fall gewesen wäre. Wenige Tage vor seiner Pensionirung begab er sich auf die Rheinseite, suchte dort eine abgesonderte Stelle am Ufer aus, entkleidete sich, lief in's Wasser — und ertrank.

Bekanntlich wird in der heiligen Schrift ganz besonders oft und stark der Hochmuth verdammt, und ein Greuel vor Gott genannt. Die Umwandlung zahlloser Engel in Teufel hatte zur Ursache den Hochmuth. Es ist daher schon an sich denkbar und wahrscheinlich, daß auch in diesem Leben der Hochmuth bisweilen auffallend gestraft werde. Zahllose Vorkommnisse im Leben bestätigen handgreiflich die Wahrheit der Androhung: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden.“ — Der Hochmuth kehrt sich gegen Gott in vermessenen Reden und in Handlungen, durch welche der Mensch sich geberdet, als wäre er etwas für sich selbst, unabhängig von seinem Schöpfer. Derartiges Benehmen und die Folgen davon sind schon in der ersten Abtheilung dieser Schrift in vielen Beispielen aufgeführt worden. — Bezüglich des Nebenmenschen gelüstet es den Hochmüthigen besonders, gleichsam aus der Reihe anderer Menschen herauszutreten und mehr sein zu wollen, als Seinesgleichen.

1. Vom Rhein.

Um die Mitte des Monats Dezember 1871 war der Rhein bei R. zugefroren. Die Polizeibehörde ließ unter geeigneten Vorsichtsmaßregeln, um den gehemmten Verkehr mit der gegenüberliegenden Stadt B. herzustellen, einen Uebergangsweg errichten. Ohne Gefahr wurde dann dieser Weg von Tausenden passirt. Am zweiten Weihnachtsfeiertage kamen unteren Anderen auch zwei preußische Soldaten auf dieser Eisbahn von B. nach R., verbrachten den Nachmittag unter Raisonniren, Fluchen und Poltern in einem Wirthshause, und begaben sich gegen Abend auf den Heimweg.

Als mehrere am Rhein stehende Leute wahrnahmen, daß sie den Versuch machten, nicht über die einen Umweg machende Bahn, sondern direkt nach B. zu marschiren, gaben sie ihnen

Verwarnungen und beschworen sie, sich nicht unglücklich zu machen. Allein die Söhne des Mars antworteten mit Fluchen, zogen ihre Säbel und erklärten, der Teufel werde ihnen nicht kommen. Im Kriege gegen die Franzosen habe er sie nicht gewollt, somit werde er sie auch jetzt nicht wollen. Und Vorwärts marsch gings weiter. Eine Weile schaute das Publikum den verwegenen, schwankenden Männern noch nach, befürchtend ihren Untergang, und siehe da: der erste tauchte in die Flut; der zweite will ihm helfen, und beide waren verschwunden für immer.

„Das war ein Gottesgericht!" sprachen die bestürzten Zuschauer.

2. Aus Baden.

Während meines Aufenthaltes in K. ereignete sich in der benachbarten Pfarrei F. der traurige Fall, daß ein Knecht eines Bauernhofes im Walde beim Holzfällen von einem stürzenden Baume getroffen und besinnungslos nach Hause getragen wurde, wo er auch bald darauf verschied.

Am Morgen, ehe die Knechte sich anschickten, in den Wald zu gehen, bedeutete der Bauer voll Unruhe und warnend den beiden Knechten wiederholt, sie möchten heute besonders sich in Acht nehmen, denn ihm komme es vor, es geschehe heute noch ein Unglück. — Der Eine der Knechte spöttelte und meinte, sie wären doch wohl schon Beide über die sieben Jahre hinaus, — gegen Mittag brachte man eben diesen Knecht halbtodt getroffen in das Bauernhaus.

3. Aus Baiern.

Joseph B., Bürstenbinder, später Magistrats-, Gewerbsraths- und Kirchenvermögens-Verwaltungs-Mitglied, benahm sich unehrerbietig in dem Gotteshause; er legte gewöhnlich die Hände rückwärts oder vielmehr unter dem Rücken zu-

ſammen. Auch ſonſt zeigte er ſich ſehr eigenmächtig und ſtolz auf ſeinen vermeintlichen Rang. Nach einiger Zeit litt er über ein Jahr andauernde heftige Schmerzen an dem Körpertheil, wohin er ſeine Hände in der Kirche zu halten pflegte und woran ehedem die Philiſter geſtraft wurden. Die konſultirten Aerzte wußten ſeiner eigenthümlichen Krankheit nicht beizukommen. Er ſelbſt aber verſtand die Demüthigung und ſprach manchmal: „Ach, wie elend iſt doch der Menſch, er iſt doch gar nichts!“

4. Aus Holland.

In unſerem Vaterlande iſt eine Papierfabrik. Der Eigenthümer, leider ein Mann ohne Glauben und ein Spötter, hat durch ſeine Bemühungen Manchen von ſeiner Familie und ſeinen Knechten zum Unglauben zu verführen und dem Chriſtenthum zu entfremden geſucht. Bei mehr als Einem iſt ihm dieß gelungen. Nun wurde vor einigen Monaten das Vorhaben ausgeführt, die Papiermühle durch eine Dampfmaſchine zu betreiben. „Gewann ich bisher Hunderte, jetzt werde ich Tauſende verdienen,“ ſo lautete die Prahlerei des unglückſeligen Mannes. Seine Knechte, ſagte er, ſollten nun nicht mehr Sonntags zur Kirche kommen, weil jetzt an Sonn- und Wochentagen durchgearbeitet werden müſſe.

Der Tag, an welchem die Dampfmaſchine eingeweiht werden ſollte, war da. Viele Verwandte und Neugierige waren gekommen; man ſprach der Branntweinflaſche kräftig zu, der Ofen wurde geheizt. Zur allgemeinen Fröhlichkeit geſellte ſich nun auch der Spott. „Man ſagt, daß es eine Hölle gebe,“ ruft der Fabrikant. „Wohlan, dieß iſt auch eine Hölle,“ indem er auf die Gluth unter dem Dampfkeſſel zeigt. In der Hölle wird es wohl ſo übel nicht ſein, wie die Menſchen ſagen, noch Niemand iſt gekommen, es uns zu erzählen, u. ſ. w.“ Hierauf allgemeines Gelächter und Spottreden!

Aber hört, welch' sonderbarer Laut ist das? Der Fabrikant geht eilends hin, um zu untersuchen, was es sein könne. Als er aber oben auf den Kessel gekommen, explodirt derselbe. Feuer und Dampf füllen das Haus, Schrecken bemächtigt sich Aller. Kaum etwas zur Besinnung gekommen, geht man hin, den Fabrikanten zu suchen. Da hing er über einem Balken, verstümmelt, versengt, todt!!

Weitere Betrachtungen daran zu knüpfen, würde die kräftige Sprache des Geschehenen nur abschwächen, für die Wahrheit des Mitgetheilten aber bürgt der Unterzeichnete.

Dr. C.

5. Aus Vorarlberg.

In B., einem Dorfe der ehemaligen Reichsgrafschaft, lebte ein Mann, der als Pächter der gräflichen Bleichanstalt und des damit verbundenen Gutes sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Er stand in großem Ansehen und wußte als Mitglied der Steuerkommission den Leuten gewaltig in's Gewissen zu reden. Die Leute aber meinten, er nehme es selber rücksichtlich des Pachtes und der schuldigen Abgaben nicht zu genau. Der Mann fühlte sich und sprach oft sehr prahlerisch. Er hatte nur zwei Töchter, allein in der ganzen Gegend fand sich kein Mann für dieselben; denn alle waren dem hochmüthigen Bleichmeister zu gering. Einst sprach er vor mehreren Männern das frevelhafte Wort: „Man sagt immer, Gott lasse die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen; allein bei mir ist's denn doch geschehen." Dieß Wort war am Sonntag gesprochen. Am Montag ging der Bleichmeister vor dem mit nassen Leinwandstücken beladenen Wagen, an einer schiefen Ebene her; die Pferde wurden scheu, warfen den Mann zu Boden, dieser kam unter den Wagen, und das eine der hintern Wagenräder ging ihm über das Maul, mit dem er Tags zuvor die Frevelrede ausgesprochen hatte. Er fand in Folge

dessen einen gräßlichen Tod. Seine Töchter verehelichten sich auswärts, kamen bald um all' ihr Sach, und noch vor mehreren Jahren habe ich eine derselben als armes Bettelweib in B. getroffen. Der Satz aber: „Gott läßt die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen," ist wahr geblieben, und der hochmüthige Bleichmeister hat durch diese seine Rede sich eine traurige Berühmtheit erworben. Noch heut zu Tage sagt man in der Gegend: „Gott läßt die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen, aber bei mir ist's denn doch geschehen, — hat Bleich-Karle gesagt, und am andern Tag ist ihm ein Wagenrad über's Maul gefahren." Seine ganze Verwandtschaft ist ausgestorben.

6. Aus Vorarlberg.

Vor wenigen Jahren wurde in Thal-K. der Kirchthurm neu geschindelt. Der Zimmermeister N. hatte die Arbeit übernommen und war bereits schon bis zur höchsten Spitze gekommen. Plötzlich brach das Seil, an dem sein Sitz befestigt war. Der Zimmermeister fiel wohl über hundert Fuß herab auf den Gottesacker zwischen zwei eiserne Kreuze hinein, an deren jedem er hätte elend gespießt werden müssen, wenn er nur einige Zoll weiter nach Rechts oder nach Links gefallen wäre. Der Handlanger, der ihn herabstürzen sah, machte entsetzlichen Lärm, und augenblicklich waren mehrere Leute versammelt, die den Verunglückten liegen sahen. Jedermann meinte, er sei todt. Zum höchsten Erstaunen Aller erhob sich der Zimmermeister und stand unversehrt vor den Leuten; allein statt Gott die Ehre zu geben, daß er ihn vom Tode errettet hatte, prahlte der ungeschickte Mensch, daß er einen so geschickten Fall gethan. Zwei Tage darauf wollte er in seiner Wohnstube einen Nagel hoch oben in der Wand einschlagen. Er nahm einen Schemel, stellte sich auf denselben und begann seine Arbeit. Der Schemel

rutschte, der Zimmermann fiel um und brach sich den Fuß. Der Schemel war kaum über zehn Zoll hoch. Die Leute aber sagten: „Dießmal hat der geschickte Zimmermeister einen recht ungeschickten Fall gethan.“

7. Aus Tirol.

Zur Zeit der Glaubenseinheitsbewegung Anfangs der 60er Jahre that ein Advokat dick mit seiner Toleranz und mit seinem offenen Liebäugeln mit dem Protestantismus. Da er Bürgermeister war, forderte er in brutalem Hochmuth durch ein eigenes Schreiben den Orts-Pfarrer auf, seine Cooperatoren anzuweisen, zu predigen, daß man in jeder Religion selig werde u. s. w. Um seinen Eifer thatsächlich zu zeigen, gab er, wie man erzählt, seine Tochter einem Protestanten und ließ sie von einem protestantischen Pastor trauen. Aber o weh! Bald verließ der Gemahl seine Frau, nachdem er ihr wahrscheinlich ihre Baarschaft abgeschwindelt, und floh davon; denn er war schon anderswo verheirathet.

8. Aus Canada.

Ich war im Schwabenlande nach der Schulentlassung Maurerbub geworden. Da kam ich am grünen Donnerstag 1819 Nachmittags aus der Kirche; ich hatte eine halbe Stunde nach Haus. Da sprangen mir auf einmal ein Haufen früherer Schulkameraden nach, mißhandelten und schlugen mich, indem sie zugleich aus voller Kehle und unter boshaftem Hohngelächter mir zuschrieen: „Stiefel und ein hoher Hut, dieser ist ein Maurerbub; Stiefel und ein hoher Hut, dieser ist ein Bettelbub.“ Ich flüchtete zwischen zwei gute Weiber. Diese wollten mich schützen mit den Worten: „Ihr seid alle reich und dieser so arm; es kommt aber die Zeit, wo ihr alle froh sein werdet, wenn er euch Geld lehnt.“ Das war aber Feuer auf Pulver gelegt. Im Hui lag ich

draußen und erhielt einige Portionen Streiche mit den Worten: „Maurerbub, lehne mir 20 Gulden, mir 10 Gulden, lehne mir auch Geld, wenn du etwas erbettelt haſt“ u. dgl. Da riß mein Geduldfaden entzwei, ich nahm einem die Ruthe und haute ſie dem allerärgſten Strolche auf das Hinterfell, und alle zerſtoben nach Hauſe. Als ich dann ſelbſt im Dorfe angekommen war, kam der Vater des Letztgenannten auf mich zu, ſtieß und ſchlug mich auf der Straße, trat mir mit ſeinen Holzſchuhen zwei große Löcher hinten in den Kopf, auch einige Beulen. Als ich nach Hauſe kam, jammerten Mutter und Schweſter. Die Mutter wollte gleich ſelbſt zu dieſem unvernünftigen Mann. Ich wehrte aber gleich ab und ſagte: „Wiſſet ihr nicht, was ihr ſo oft geſagt: Jeſus Chriſtus mußte Vieles leiden; man muß Gutes für Böſes thun.“ Wie ging es aber in der Folge dieſen boshaften Buben? Alle, ja alle wurden ſehr arm. Und allen borgte ich ſpäter zwiſchen 1834 und 1850 Geld, von 10 bis 30, bis 50, ja bis 250 Gulden. Dem Schlimmſten davon rettete ich 1838 das Leben, einen Andern 1835 deßgleichen vom Erfrieren. An Stolz und Hoffart fehlte es Keinem. Was war ihr Ende? Einer endete als Spieler und Säufer unter einem Wagen, Einer als Säufer und Freidenker ſchon vor 28 Jahren in einem Spital, ein Anderer vor 21 Jahren am Krebs, zwei lebten in der größten Armuth als Säufer und Nichtsnutz. Wie ſie ſtarben, wurde nicht bekannt. Ein Anderer, Spieler und zu Zeiten Trinker, den ich ſehr gut kannte, da ich mit ihm 1830 zu Luzern in die Zeichnungsſchule ging, nicht aus meinem Orte gebürtig, ziemlich vermöglich, aber zurückgekommen, — hat ſich vor ſieben Jahren ſelbſt erhenkt, ſein Weib in drei Monaten deßgleichen. Ein anderer Spieler, Trinker und Lügner ſoll drei Jahre lang krank geweſen ſein und die größten Schmerzen gelitten haben. Von den hoffärtigſten Mädchen ſtarb eine am Krebs, eine andere in dem Kindbett ſo zu ſagen des Hungertodes.

9. Aus Tirol.

Eine Mutter in Br. hatte das große Glück, daß ihr Sohn Priester wurde. Sie fühlte aber darüber, wie die Leute sagten, mehr eiteln Stolz als heilige Freude. Sie wurde aber bald sehr gedemüthigt, indem der junge Priester, von Skrupeln verwirrt, bald unfähig wurde, selbst nur Messe zu lesen, geschweige andern priesterlichen Verrichtungen nachzukommen. Er wurde sein Leben lang dieses so peinlichen Zustandes nicht mehr los.

10. Aus Baiern.

Ein baierischer Oberfeldwebel erzählte mir in den letzten Tagen des Monats September 1870 im Kaffee St. zu N., welch' erhebender Anblick es gewesen sei, als vor der Schlacht bei Sedan der katholische Feldgeistliche von einer Anhöhe herab den vorüberziehenden katholischen Soldaten die Absolution gegeben habe. Ein ungläubiger Offizier sagte dabei: „Wir brauchen keinen Gott, wir sind stark genug." Eine Stunde darauf hatte eine Kugel ihm das Leben genommen.

11. Aus Baiern.

In den Jahren 1828 bis 1830, nachdem ich die juristischen Studien an der Universität M. vollendet hatte, nahm ich Praxis am königlichen Landgerichte D., nur eine Stunde entfernt vom väterlichen Schlosse. Ich ging jeden Morgen vom Schlosse zum Sitze des Landgerichtes und jeden Abend wieder nach Hause. Eines Tages, ehe ich mich, wie gewöhnlich, in's Gasthaus zum Mittagessen begab, kam ich noch in das Amtszimmer des ersten Assessors und traf denselben ganz traurig gestimmt und ernst. „Was liegt Ihnen so schwer auf dem Herzen?" fragte ich ihn, denn so hatte ich ihn nie getroffen. „Es ist recht, daß Sie kommen," entgegnete er, „Sie

können mich vielleicht beruhigen oder doch einige Aufschlüsse geben. Sie kennen den Großbauer H., der nicht fern von Ihrem väterlichen Schlosse sein Anwesen hat; diesen jungen Mann hatte ich heute zu verhandeln. Mehrere Zeugen behaupteten ganz entschieden und einstimmig, sie hätten denselben kurze Zeit vor der Verübung des Mordes mit dem Taglöhner M., der dieser Unthat höchst verdächtig und bereits vollständig überwiesen ist, von hier nach L., dem Orte der Mordthat, gehen gesehen. Der Großbauer H. läugnete schon bei dem ersten Verhör. Heute ward er beeidiget. Die Aussagen der Zeugen wurden ihm vorgehalten. Ich stellte ihm recht ernstlich und eindringlich vor, welch' einen Frevel er verübe, wenn er nach abgelegtem Eide gegen die Wahrheit rede. Ich bemerkte ihm, daß außerdem durchaus kein Verdacht einer Theilnahme an dem Morde ausgesprochen sei, daß man von ihm nur konstatirt haben wolle, der höchstwahrscheinliche Mörder sei gerade um diese Zeit dieses Weges gegangen. All' mein Zureden war vergeblich. Der Großbauer H. läugnete beharrlich, den fraglichen Mörder an diesem Tage gesehen oder gesprochen zu haben. Auf mein beständiges Zureden hin wurde er endlich ganz ungehalten und that den fürchterlichen Ausspruch, der mich ganz erschütterte: „Der T..... soll mich heute noch holen, wenn ich diesen Menschen am selben Tage gesehen oder gesprochen habe." Soeben hat er das Amtszimmer verlassen, ich aber kann mich kaum fassen, denn solch' eine Dreistigkeit und Gottlosigkeit ist mir noch nie vorgekommen. Können Sie mir über diesen Mann keine näheren Aufschlüsse geben?" — Ich konnte dem Assessor nur sagen, der Großbauer sei bekannt als ein recht übermüthiger, hoffärtiger Mensch, der nach keinem Menschen frage, Jedermann Grobheiten mache und mit seinem Gelde Alles ausrichten zu können glaube. Als ich Abends im väterlichen Schlosse ankam, rief mir unter dem Thore der Baumeister meines Vaters entgegen: „Soeben

kommt die Nachricht, der Großbauer H. sei auf dem Wege von D. her aus seinem Wagen gestürzt und habe sich das Genick gebrochen." Mich erschütterte diese Nachricht noch mehr, als Vormittags der schreckliche Fluch beim Assessor. Des andern Tages erfuhr ich im Landgerichts-Sitze, der Großbauer sei ganz wüthend aus dem Landgerichte in's Gasthaus gekommen, habe daselbst so geflucht und gelästert, daß man mehrmals ihm drohen mußte, er werde, wenn er nicht schweige, hinausgeworfen; darauf habe er in fürchterlichem Unmuthe gezecht und gesoffen, und gegen Abend sei er fortgefahren.

In derselben Gegend, wo er nach Aussage der Zeugen früher in Begleitung des muthmaßlichen Mörders gesehen worden war, wurden seine Pferde scheu, warfen den Wagen um, schleppten den Leichnam fort, bis der Wagen zertrümmert war.

12. Von der Tiroler Grenze.

Ein Bauer hatte die Ernte glücklich beendigt und führte das letzte Fuder Getreide in den Stadel. Nachdem dieses geschehen, blickte er zum Himmel und sprach: „Bisher bist du über das Getreide Herr gewesen, jetzt aber bin ich Herr darüber." Nach einigen Wochen brannte Stadel und Wohnhaus nieder.

13. Aus östreichisch Schlesien.

Im Jahre 1831 wüthete in T. die Cholera furchtbar, aber *meist* unter der armen Bevölkerung. Das gab einer reichen Kaufmannsfrau Veranlassung, zu behaupten: „*Diese Krankheit ist nur für das gemeine Pack!*" — Aber es dauerte nicht lange, und auch viele Reiche fielen als Opfer, und jene Frau selbst wurde von der Cholera in so heftigem Grade heimgesucht, wie Niemand sonst in der ganzen

Stadt. Alles entsetzte sich vor ihr und floh sie, denn sie wurde ganz schwarz. Als sie verschieden, wurde sie mit Heugabeln aus dem Bette in den Sarg befördert. Bett und Kleidungsstücke mußten verbrannt werden. Bei ihrer Beerdigung herrschte ein solcher Schrecken, daß Niemand dem Leichnam folgte, und Priester und Ministranten erhielten Befehl, wenigstens 60 Schritte voraus zu gehen. Allgemein betrachtete man dieß als Gottesgericht, weil jene Frau durch die erwähnten Aeußerungen so oft und so furchtbar hochmüthig frevelte.

Noch heute lebt jenes Ereigniß in frischem Andenken und machte namentlich wieder die Runde, als auch voriges Jahr eine angesehene Frau sich öfter über die herrschende Blattern-Epidemie ähnlich hochmüthig äußerte und aussprach: „Die Krankheit sei nur für das gemeine Volk.“ Aber dieselbe Frau war dann auch eine der ersten, die von dieser Krankheit befallen und stark mitgenommen wurde.

Bisher wurden hauptsächlich Ereignisse vorgeführt, worin nach schweren Versündigungen schon diesseits die Vergeltung ihren Anfang genommen hat. Zunächst wollen wir Fälle bringen, worin sich Wunder der Barmherzigkeit Gottes geoffenbart haben. Zu den größten Wundern dieser Art gehören die Bekehrungen der Sünder. Der hl. Augustinus sagt: Eine Bekehrung sei ein größeres Wunder der Allmacht Gottes, als eine Todtenerweckung. Die Bemühungen anderer Menschen mögen den Stein hinwegwälzen, unter dem der Todsünder liegt und verfault; aber der mächtige Begnadigungshauch zur Auferweckung kommt von Gott. Schon in bisher erzählten Ereignissen zeigt sich, wie Gott manchmal den Sünder mittelbar oder unmittelbar zur Bekehrung ruft, der Sünder aber sein Herz verstockt oder nach kurzer

Besserung wieder in den Hohlweg seines gewohnten Lasters zurückkehrt. Seite 45 wurde aber auch ein Beispiel erzählt, wo die Gerechtigkeit Gottes zuletzt der Barmherzigkeit gleichsam Platz macht.

1. Aus der Schweiz.

Als ich 1859 die Pfarrei B., der ich noch gegenwirtig vorstehe, übernahm, wurde ich bald auf einen Mann von 70 Jahren aufmerksam, der, wie man mir sagte, seit 38 Jahren nie mehr gebeichtet hatte. Ich nannte ihn seither nur den 38jährigen Kranken. Da mein Vorgänger, ein eifriger Seelsorger und von musterhaft priesterlichem Wandel, denselben wiederholt umsonst auf bessere Wege, vor Allem zum Empfange des heiligen Sakramentes der Buße zu bringen bemüht war, gab ich von Anfang jede Hoffnung, durch meine Bemühung die Bekehrung herbeizuführen, für verloren.

Ausschließlich erwartete ich nur eine Sinnesänderung von der Gnade. Ich ließ deßhalb in einem Nonnenkloster vor ausgesetztem Hochwürdigstem Gut eine neuntägige Andacht halten, und siehe, der Mann, der bisher allen Ermahnungen ein taubes Ohr entgegengehalten, ward vollends umgestimmt. Der erste Versuch, ihn zum Empfange des Bußsakramentes zu bewegen, gelang vollständig. Nicht bloß das, er erhielt auch die Gnade der Beharrlichkeit bis zum Ende. Nach drei Jahren wurde er krank, verlangte mit großer Sehnsucht nach den Tröstungen unserer heiligen Religion, und stiftete in den letzten Tagen noch eine ewige heilige Jahrszeitmesse für sich und die Seinigen, und vergabte überdieß 100 Gulden an die Kirche, worüber Alle, die ihn kannten, erstaunt sind.

2. Aus Baiern.

Im Landstädtchen H. lebte ein Ehepaar, welches in Betreff ihrer häuslichen Verhältnisse, da sie schuldenfrei saßen,

ſogar einige Tauſende Vermögen inne hatten, bei dem Schuhmachergeſchäfte eines guten Abſatzes ſich erfreuten und überdieß kinderlos waren, mit einander recht glücklich ſein konnten, wenn nicht der Mann ſo ſehr leidenſchaftlich dem Trunke ergeben geweſen wäre. Das Schlimmſte dabei war es, daß er ſein fleißiges, ſparſames und ächtchriſtliches Weib, ſo oft er von den Saufbrüdern heimkam, wegen dieſer und jener ungerechten Beſchuldigung übel anſah, beſchimpfte und öfters auch thätlich mißhandelte. Die Frau ließ es anfänglich an beſcheidenen Vorſtellungen, Mahnungen und Bitten keineswegs fehlen. Da war Alles umſonſt. Und doch klagte ſie nie über die tyranniſche Behandlung, unter welcher ſie ſeufzte und im Stillen Gott allein ihre Noth klagte, obwohl das ungeſtüme Gebahren des beſoffenen, ſäuferwahnſinnigen Unholden, ſein Poltern und Wuthausbrüche gegen die ſchwache Dulderin in der Nachbarſchaft wahrgenommen und deren aufrichtige Theilnahme wach geworden war.

Dagegen half kein vernünftiges Wort. Eines Sonntags Nachmittags fröhnte der Trunkenbold abermals ſeiner Leidenſchaft bis zum Uebermaß, taumelte in dieſem Zuſtande nach Haus, fing an, das Weib zu ſchlagen, an den Haaren zu zerren und ſo lange einzuhauen, bis das Blut der entſetzlich Verwundeten in Strömen auf den Stubenboden floß. Das Opfer ſeiner Grauſamkeit ſchwieg, aber die Lache des Blutes ſchrie deſto eindringlicher und brachte den Unmenſchen wieder zur Menſchlichkeit. Der fortgeſetzten Geduld vermochte er nicht länger zu widerſtehen, fiel vor der todſchwachen Frau in die Kniee, bat ſie dringend um Verzeihung wegen der bisher erlittenen Unbilden und verſprach theuer, ſich zu beſſern. Während er ein Waſſergefäß in Eile herbeigebracht und Rettungsverſuche angewendet hatte, war auch ſein Entſchluß gereift, jede an ihn geſtellte Anforderung zu erfüllen, koſte es, was es wolle. Allein die Frau ſagte, ſobald ſie dazu fähig war, in mildem Ton: „Lieber Mann, Alles ſei Dir

verziehen; um das Eine bitte ich Dich: gehe nicht mehr in die Schenke, ich will Dir soviel, als Dir beliebt, Getränke bringen; wir wollen uns gewiß recht gut miteinander unterhalten, in guten Büchern lesen u. s. f." Der Mann versprach's unter Händedruck und hielt sein Versprechen unverbrüchlich. (Ich war selber der zum Versehgange Beigerufene, und nahm öfters dieses psychologisch reiche Exempel bei Gelegenheit in Angriff.) Die standhafte Märtyrin beugte den Starrsinn ihres Gatten durch ihre ungebeugte Gemüthsruhe und Milde — und gewann ihn für die Schaar heiliger Büßer. Gott sei dafür ewig gepriesen!

3. Aus den Rheinlanden.

Ein schwerer Sünder wollte durchaus nicht an einer Mission Theil nehmen. — Er hörte keine Predigt, und als er vernahm, daß ein Tag für die Beichten der Männer bestimmt war, beschloß er, statt zu beichten, zu einem mehrere Stunden entfernten Jahrmarkt zu gehen. Vor Tagesanbruch, um den Augen der Leute zu entgehen, machte er sich auf den Weg, den er tausendmal gemacht hatte. Bald gelangte er auf eine Chaussee und schlug, wie er später steif behauptete, die rechte Richtung ein. Er geht — und kommt endlich bei hellem Tage vor die Thore der Stadt W., in ganz entgegengesetzter Richtung. Vor Erstaunen außer sich, fühlt er sich von der Gnade ergriffen, geht direkt nach dem dortigen Kloster und legt zerknirscht eine Generalbeicht ab.

4. Aus Baden.

In dem Filiale H., zur Pfarrei J. gehörig, ward ein Mann, der viele (wohl über 20) Jahre in protestantischen Ortschaften als Taglöhner sich aufgehalten und so allen katholischen Uebungen entfremdet worden war, gefährlich krank; seine Angehörigen riefen mich zum Versehen,

ohne ihm vorher etwas davon mitgetheilt zu haben; als er nun beichten sollte, wollte er durchaus nichts davon wissen. Da ich auch nicht das Geringste ausrichtete, ersuchte ich die Seinigen, ihm zuzusprechen; allein leider hatte das nur den Erfolg, daß er uns Alle zum Teufel gehen hieß. Weil nun diese Unbild auch vor Allem dem heiligen Sakramente zugefügt war, betete ich zur Abbitte das Miserere und Memorare; und um das Vorgegangene möglichst zu verheimlichen, zog ich die priesterlichen Kleider aus, wie wenn das Versehen recht von Statten gegangen. Am Samstag Abend (an einem solchen ging dieß vor) empfahl ich in allgemeinen Ausdrücken einen Kranken dem Gebete. Sonntags darauf nach der Vesper begab ich mich wie zu einem gewöhnlichen Besuche zum betreffenden Kranken, dessen Krankheit, da es Wassersucht war, noch nicht dem Ende nahe war, und berührte den Vorgang vom vergangenen Tage nicht, hatte aber aus Vorsicht doch die Stola mitgenommen. Als ich mich zum Entfernen anschickte, verlangte der Kranke von freiesten Stücken zu beichten, bat, öffentlich in seinem Namen das gegebene Aergerniß zu widerrufen, und machte noch von seinem Vermögen Vermächtnisse für Kirche und Arme.

5. Aus Baiern.

Eine W..er Bürgerstochter, von ihren Eltern streng religiös erzogen, verließ in ihrem 27. Jahre ihre Vaterstadt und ging nach Amerika, wo ihre Brüder etablirt waren. Nach kurzer Zeit verheirathete sie sich dort mit einem Maler (Protestant) und nebenbei Mitglied der Freimaurer-Loge. Dem Einflusse ihres Gatten gelang es bald, sie ihrem heiligen Glauben zu entfremden und unglücklicherweise gerieth sie auch noch in die Hände abgefallener Priester, die von Deutschland nach Amerika übergesiedelt waren; dieser Verkehr krönte vollends das Werk. Sie betete nicht mehr, besuchte zehn

Jahre lang keine heilige Meſſe und ging ebenſo lange nicht mehr zur heiligen Kommunion. Im Jahre 1871 — ſie hatte eben das vierzigſte Jahr angetreten — wurde ſie mit Krankheit heimgeſucht. Der Keim eines Lungenleidens, der ſchon lange in ihr ſchlummerte, entwickelte ſich und kam vollſtändig zum Ausbruche, was die amerikaniſchen Aerzte veranlaßte, ihr das heimathliche Klima und den Gebrauch der Milchkur anzurathen. (Gewiß nicht ohne höhere Fügung!) Im Frühjahr 1872 kam ſie in W. an, aber Niemand von ihren Verwandten erkannte ſie mehr, der grimme Tod prägte ſich in ihren Zügen aus und ihr ganzes Weſen verrieth eine innere Unruhe; einen fünfjährigen Knaben hatte ſie bei ſich. Trotz ihres gänzlichen Unglaubens fuhr ſie dennoch zum Herrn Pfarrer B., den ſie noch aus früheren Zeiten hoch ſchätzte. Der Herr Pfarrer brachte ſie zwar dahin, daß ſie eine Beicht ablegte, aber ihren wahren innern Zuſtand verſchwieg ſie ihm und beging noch die allergrößte Sünde, indem ſie unwürdig kommunizirte. Eine Verwandte von ihr beſuchte ſie nach einigen Tagen und ließ ſich mit ihr in religiöſe Disputе ein, worin ſie dieſelbe ganz arglos über ihren Seelenzuſtand ausforſchte und mit Entſetzen vernahm, daß ſie an keinen Gott und an kein Jenſeits glaube und daß nach ihrer Anſicht mit dem Tod Alles aufhören müſſe.

Ihren fünfjährigen Knaben brachte ſie gleich nach ihrer Ankunft in ein Inſtitut, worin er das Vaterunſer beten lernte. Hierüber äußerte ſie derſelben Verwandten gegenüber: „Mein kleiner Theodor fordert mich Abends vor Schlafengehen immer auf: „Mama! bete doch das Vaterunſer mit mir!“ Aber ich muß geſtehen, weder das Vaterunſer noch den Glauben an Gott Vater kann ich mehr. Mein Mann hat mir auch ausdrücklich verboten, das Kind in ein derartiges Haus zu ſchicken und ſogar gedroht, mir kein Geld mehr zu ſchicken (womit er mich bisher ſo reichlich verſehen hat), wenn ich es dennoch thun würde;

aber ich bin zu leidend, um das Kind immer bei mir zu behalten."

Die Verwandte fragte: „Aber Marie, wenn Du gar nicht glaubst, warum haſt Du einen Gottesraub begangen und die heilige Kommunion empfangen?" Sie antwortete: „Weil ich dem Herrn Pfarrer gegenüber zu feig war, die Wahrheit zu geſtehen und weigern wollte ich mich doch auch nicht; übrigens darfſt Du mich nicht für ganz verſtockt und unzugänglich halten; wenn mich Jemand zu überzeugen weiß, ſo laſſe ich mich auch noch gewinnen; bis jetzt vermochte es aber noch Niemand." Die Verwandte ſagte: „Nun ich will Dir heute noch einen Katechismus ſchicken, den jedes Kind verbauen kann, der wird Dich einſtweilen belehren bis auf Weiteres." Sie verabſchiedete ſich und ging eilends zum Herrn Pfarrer B. und machte Meldung von ihren Entdeckungen. Der Herr Pfarrer war ſehr betrübt von dem Gehörten und dankte für ihre Mittheilungen. „Ich werde ſie morgen gleich beſuchen," ſprach er, „und Bücher mitnehmen, die ihr ſchlagende Beweiſe liefern werden, auch will ich tief in ihr Gewiſſen dringen. Ihre Couſine iſt zwar eine ſehr wiſſenſchaftlich gebildete Frau, aber der Satan hat ihr Herz ganz verblendet, nur die Gnade Gottes kann hier wirken, beten wir recht fleißig." Der Herr Pfarrer beſuchte ſie nun faſt täglich oder ſchickte in Verhinderungsfällen ſeine Hülfspriester und ließ in ſeiner Gemeinde viel für ſie beten. Dem allſeitigen Einfluſſe gelang es endlich nach harten Kämpfen, ihre Seele den Klauen des Satans zu entreißen.

Sie legte eine wahrhaft reumüthige, aufrichtige Beicht ab, und die Gnade Gottes, einmal angefacht, wirkte überraſchend ſchnell in ihrer Seele. Je mehr die Körperkräfte ſchwanden, deſto mehr erhob ſich ihre Seele. Nach öfterem würdigem Empfang der heiligen Sakramente hatte ſie bald kein innigeres Verlangen mehr, als aufgelöst und bei ihrem lieben Heilande zu ſein. Doch der böſe Feind wollte nicht

ſo leichten Kaufes dieſe Seele aufgeben; ſie hatte die heftigſten Verſuchungen und gräßliche Erſcheinungen von ihm. Noch am Vorabende ihres Endes hörte die ſie pflegende barmherzige Schweſter plötzlich einen Schrei; ſie hatte ſich nur einige Sekunden von der Kranken entfernt, eilte aber ſchnell herbei, um nach der Urſache zu fragen; die Kranke ſprach mit gebrochener Stimme: „Ach liebe Schweſter, gehen Sie doch nicht mehr von mir fort, eben kam der T..... und ſtreckte die Krallen nach mir aus, ſprechend: „Du biſt mein, Du warſt hoffärtig und eitel!“ „Ich drückte aber das Kruzifix feſt an mein Herz und ſprach: „Nein, ich gehöre meinem lieben Heilande;“ nicht wahr, wenn ich wieder ſchreie, dann bringen Sie mir ſchnell das Kruzifix an meine Lippen!“ Die Schweſter verſprach es und wirklich, bevor ſie den letzten Athemzug aushauchte, ſtieß ſie noch einen heiſern Schrei aus; die Schweſter reichte ihr noch einmal das Kruzifix zum Kuſſe, und entflohen war der Geiſt.

Der Gatte der Verſtorbenen, der von dem nahen Ende ſeiner Frau benachrichtigt war, kam einige Tage nach ihrem Begräbniſſe aus Amerika an, hoffend, ſeine Frau noch am Leben zu finden. Wie ſtaunte aber der Freimaurer, als er ihre vollſtändige Bekehrung erfuhr! Er wollte anfangs nicht daran glauben, erſt als er aus zuverläſſiger Quelle den wahren Sachverhalt hörte, war er tief gerührt und dankte dem lieben Gott für ihre Rettung, und indem er ſich ganz offen ſelbſt als die Urſache ihres Abfalles vom Glauben bezeichnete, ſprach er ſehr ergreifend: „Jetzt beneide ich meine Maria, ſie war doch eine geſcheidte Frau, die ſich ſchwer überzeugen ließ und ohne Ueberzeugung würde ſie es ſicher nicht gethan haben. Ich habe leider gar keinen Glauben, finde deßhalb auch nirgends Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht; ein Menſch ohne Glauben iſt der allerunglücklichſte. Wer mir Glauben beibringen könnte, dem würde ich ewig dankbar ſein, aber Niemand wird im Stande ſein; meine Erziehung

wurde vernachläſſigt und jetzt habe ich keine Gnade mehr!“ Seinen Knaben nahm er wieder mit ſich nach Amerika, verſprach aber den Verwandten, denſelben in der katholiſchen Religion ſtreng erziehen laſſen zu wollen, damit ihn nicht ſpäter auch das traurige Loos ſeines Vaters träfe.

6. Aus Baden.

Als ich in den 1850er Jahren in O. als Vikar diente, machte ich die Beobachtung, daß an jedem Sonn- und Feſttag während des Hauptgottesdienſtes drei Kerzen (Dreifaltigkeitskerzen genannt) auf einem beſondern Leuchter mitten im Chor brannten. Ich fragte den Pfarrer nach dem Grund und der Bedeutung derſelben. Er erzählte mir: „Es iſt ein alter Bauer hier, den Sie bald werden kennen lernen, der ging früher nur ſelten an Sonn- und Feſttagen zur Kirche. Meiſtens nahm er, wenn die Leute zur Kirche eilten, ſein Gewehr auf die Schulter und ging, die Kirchengänger ausſpottend, in den Wald auf die Jagd.

Als er nun einmal — es war an einem Oſtermontag — während des Gottesdienſtes im Wald auf der Jagd war, überfielen ihn plötzlich unerträgliche Schmerzen. Ganz allein, ohne Hülfe, lag er im einſamen Wald auf dem Boden und konnte keinen Schritt mehr gehen. Den Tod vor ſich ſehend, hörte er auf einmal von der Kirche her die Wandlung läuten. Da kam ihm der Gedanke: das iſt die Strafe für deine Sonntagsentheiligung.

So einſam im Walde, auf dem Boden liegend, in den größten Schmerzen, jeglicher menſchlichen Hülfe entbehrend, machte er das Verſprechen, er wolle, wenn er wieder aufſtehen und nach Hauſe zu gehen vermöge, nie mehr in ſeinem Leben den Sonn- oder Feſttagsgottesdienſt verſäumen und wolle zur Ehre Gottes und als öffentliche Abbitte vor der ganzen Gemeinde, ſo lange er lebe, drei Kerzen während

des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen in der Kirche unterhalten und anzünden lassen. Sogleich nach diesem gemachten Versprechen verließen ihn die Schmerzen, er konnte sich erheben und nach Hause gehen.

Seit diesem Vorfall hat Z. sein Versprechen gewissenhaft und treu gehalten. Die drei Kerzen brennen jeden Sonn- und Festtag; sind sie abgebrannt, so steckt er wieder drei neue auf, auch besucht er beständig den Gottesdienst; das ist's, warum hier die Dreifaltigkeitskerzen brennen. Das ist Z's. Wandlung am Ostermontag im Wald."

7. Aus östreichisch Schlesien.

Im Jahre 1808, den 31. Juli, wurde ich zu B. geboren. Meine Eltern waren gute fromme Bürgersleute. Im Jahre 1822 wohnten in dem Hause meiner Eltern Parterre links meine Eltern und rechts der Pfeifenmacher J. mit seiner frommen Ehefrau und vier kleinen Kindern. J. war ein geschickter Arbeiter, aber ein großer Trunkenbold. Hatte er eine oder zwei Pfeifen aus Flaser gemacht, so trug er sie in die Wirthshäuser zum Verkauf, vertrank das Geld und kam betrunken, fluchend nach Hause. Da mußte die gute Frau viel von demselben leiden und täglich flossen Thränen. Sie betete fleißig mit ihren Kinderchen zu Gott, daß er ihr Schicksal ändere und ihren Mann erleuchten wolle, damit er nicht auf ewig verloren gehe. Eines Nachmittags kam J. wieder angetrunken in vollem Trabe nach Hause, er brüllte förmlich die Worte: „Rettet mich!" riß seine Nebenthüre auf, kroch hinter den Ofen und schrie: „Rettet mich!" — Meine Eltern, so auch ich, hörten dieses Schreien, gingen in die Stube des Genannten und kein Mensch ahnte, was mit J. vorging. Mein Vater bot Ruhe. J. flehte: „Retten Sie mich!" Mein Vater: „Von was Euch retten?" J.: „Sehen Sie ihn nicht, da steht er, vor dem Fenster,

steht herein" — dabei zeigte J. mit der Hand hinterm Ofen hervor auf's Stubenfenster. — Da wir Andere Alle nichts sahen, frug mein Vater: „Wer steht da?" J.: „Der Teufel!" Mein Vater: „Beruhiget Euch, er soll Euch nichts thun. Knieet Alle nieder und betet mit mir, daß der Teufel den J. verläßt." Wir knieeten Alle nieder und beteten; auch J. fiel seit vielen Jahren das erstemal wieder nieder auf seine Kniee, er betete, an Händen und Füßen zitternd, mit, und als mein Vater das Gebet schloß, sprach J.: „Gott bezahl's! — er ist fort, jetzt werde ich ein anderer Mensch." J. hielt Wort, er arbeitete von nun an fleißig, versöhnte sich mit Gott und führte ein nüchternes Leben. Oft betheuerte J. später, er habe wirklich den Bösen gesehen.

8. Aus Oestreich.

Vor einigen Jahren war in E. ein studirender Jüngling voll Talent und von rechtschaffenen braven Eltern, aber beinahe der Leichtsinn selbst. Kaum ein paar Tage in unserem Konvikt, nahm er Reißaus; doch kaum am Abend zu Haus angekommen, kam am anderen Tage sein Vater wieder mit ihm zu uns, zur strengen Strafe auffordernd. Nun blieb er wohl hier, war aber ein meisterloser Knabe, so daß sein damaliger Präzeptor oder Prophet vorhersagte, er werde gewiß, wenn er fortfahre, zeitlich und ewig unglücklich werden. Wohl hörte er dieß, aber von Ferne nicht ahnend, daß er ihm vorhergesagt, was sich buchstäblich ereignet hätte, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit ihn sichtbar bewahrt hätte. Von hier nach vier Jahren fortgehend, studirte er Medizin in B., ging aber seinem Leichtsinn nach, so daß er immer tiefer sank, bis er endlich eines Tages voll von Ueberdruß und Verzweiflung der Etsch zuging, um seinem Leben ein Ende zu machen. Wie er nun an den Fluß kam (so schrieb er mir selbst), um sich hineinzustürzen, kamen ihm die Worte

seines ehemaligen Propheten in den Sinn. Er stutzte, und statt sich hineinzustürzen, fängt er an zu weinen, geht wieder zurück, beginnt wieder vernünftiger zu werden, studirt nun fleißiger und ward ein ausgezeichneter Arzt, braver Hausvater und Bürger; ist nun aber im Kreise seiner Familie gestorben.

9. Aus Westpreußen.

Im Jahre 1866 herrschte, wie überall, so auch in M., woselbst ich Kaplan war, die Cholera, besonders in den umliegenden Ortschaften. — Der Verlauf der Krankheit war ein ziemlich schneller, und nur selten war es der Fall, daß Jemand zwölf Stunden in der Krankheit zubrachte, ohne zu sterben.

In einer Nacht wurde ich um 3 Uhr zu einem Kranken gerufen, zu einem Manne, der täglich die heilige Messe besuchte und sonst ein religiöses und frommes Leben zu führen schien. Er war ein Wittwer. Seine Tochter, welche zum Besuche gekommen war, war es, die mich zum Vater rief. Sie fügte aber hinzu: „Herr Kaplan, ich muß Sie aufmerksam machen, daß mein Vater mit einer Frauensperson, die er bei sich hat, lebt." Ich forderte nun die Tochter auf, schnell nach Hause zu eilen und dem Vater zu sagen, er solle sofort die Person entlassen, daß wenn ich mit dem heiligen Sakrament komme, die Frauensperson nicht mehr im Hause sei. — Unterdessen ging ich in die Kirche, um das Sanctissimum zu holen, und begab mich auf den Weg. — Beim Kranken angekommen, war meine erste Frage, ob die Person sich noch im Hause befinde. Der Kranke antwortete selbst, sie sei da und er könne nicht von ihr lassen. Es blieb mir nichts übrig, als unverrichteter Sache abzugehen. Etwa um sechs Uhr kam ich zur Kirche zurück, deponirte das Sanctissimum, celebrirte bald darauf, und nach dem

Kaffee begab ich mich abermals, aber ohne Sanctissimum, zum Kranken. Er lag in Krämpfen, sprang aus dem Bette, erbrach sich; aber vom Entlassen der Frauensperson wollte er nichts wissen. Endlich, endlich ließ er sich bewegen und in meiner Gegenwart und in Gegenwart seiner Tochter erklärte er, daß er nichts mehr von der Person wissen wolle, und daß sie ihn sofort verlassen solle. Dieselbe wurde nun aus der Stube und aus dem Hause entfernt, nachdem ihr selbst mit Polizei gedroht wurde, wenn sie nicht gehen wollte. — Jetzt hörte ich des Kranken Beichte, und ertheilte ihm die heilige Oelung. — Wie unglücklich war er aber, daß er den Heiland in der Kommunion nicht empfangen hat! — „Mein Gott," rief er, „soll ich ohne den Heiland sterben?" — Ich bedeutete ihm, daß es mir unmöglich war, noch einmal auf's Ungewisse mit dem Heiland zu kommen, und versprach ihm, wieder zu kommen und den Heiland zu bringen, wenn er wirklich ernstlich seinen Vorsatz ausgeführt habe. Ich beauftragte die Tochter des Kranken, daß sie mir melden solle, ob das Frauenzimmer noch bei ihm gewesen oder nicht. Ich weiß jetzt nicht mehr genau, ob ich noch einmal privatim bei ihm war, aber es verging noch ein ganzer Tag, bis ich wieder mit dem Sanctissimum zu ihm ging. Nachdem er noch einmal gebeichtet und dann kommunizirt hatte, starb er bald darauf. Dieser Fall machte auf mich einen gewaltigen Eindruck, denn während sonst Jemand von der Cholera befallen zwölf Stunden lebte, hat dieser genannte Kranke mehr als 48 Stunden in derselben zugebracht und starb nicht früher, bis er sich mit dem lieben Gott versöhnt und den Heiland empfangen. — Wie gut und barmherzig ist doch der liebe Gott, so dachte ich mir, er wollte diesen Menschen sicherlich retten, er war noch gnädig, daß derselbe, trotz seines sündhaften Lebens, doch ihn nicht vergessen hat, sondern täglich der heiligen Messe und wie es schien, recht andächtig beiwohnte.

10. Aus Westfalen.

Ich habe eine ziemlich große Besitzung mit elf Dienstboten. Nun geschah es, daß ich an die Stelle eines Bauernsohnes aus einer entfernten Gemeinde bis Winter noch einen Knecht haben mußte. An einem Sonntag kommt denn ein Knecht aus der Nachbargemeinde nach dem Hochamte zu mir und bietet mir seine Dienste an. Obschon er ein großer, starker Bursche war, gefiel er mir doch keineswegs. Als ich nach Hause ging und ungefähr 30 Minuten von dem betreffenden Orte entfernt war, paßte mir derselbe nahe bei meinem Hause auf und bat mich, ich möchte ihn doch nehmen, er würde sich gut aufführen, was ich auch zu einer festen Bedingung machte.

Der Bauernsohn, den ich vorhin erwähnt habe, war noch drei Monate bei mir. Der Vater desselben, ein sehr einfacher Mann, träumte nun drei Nächte hintereinander, daß sein Sohn bei uns vom Boden gefallen und todt wäre. Da sagte er zu seiner Frau: „Ich habe nun schon drei Nächte geträumt, daß unser Theodor bei W. vom Boden gefallen und todt ist.“ Sie gingen dann am dritten Morgen Beide zu ihrem Pfarrer und baten ihn, er möchte doch, wenn möglich, den Morgen eine Gesangmesse abhalten, der sodann Beide beiwohnten. Der Sohn diente nun seine Dienstzeit ganz aus, ohne den mindesten Schaden zu leiden.

Als nun im Herbst der vorhin erwähnte Knecht seinen Dienst antrat, gefiel er mir in keiner Hinsicht. Er war immer mit einem Kittel bekleidet, und als er ihn eines Tages arbeitshalber ausgezogen hatte, bemerkte ich, daß er einen fürchterlichen Bruch hatte. Unter vier Augen bemerkte ich ihm deßhalb, daß er in seinem Gewissen verpflichtet sei, sich gar nicht zu schweren Arbeiten zu verdingen; den kommenden Winter wollte ich Rücksicht auf ihn nehmen, was ich auch that. — Als er nun ungefähr acht Wochen bei mir war,

geſchah es eines Morgens, daß er das Korn, welches Morgens gedroſchen werden ſollte, nicht am vorigen Tage gut auf die Bodenlucke gelegt hatte und ſo leicht durchfallen konnte. Der Knecht geht am Morgen zum Boden, tritt aber unvorſichtig auf das Korn bei unten weggeſchobener Lucke und ſtürzt dann mit höchſtens einem Arm voll Korn auf die ſteinerne Tenne. Alles fängt nun an zu ſchreien und zu jammern und Keines hat den Muth ihn anzufaſſen. Ich wurde ſogleich geweckt, eilte erſchrocken herbei, faßte ihn unter den Armen, ſetzte ihn auf einen Seſſel und trug ihn in die Küche. Jetzt gab er einige Lebenszeichen von ſich. Der Kaplan und der Doktor wurden ſofort gerufen. Der Kaplan konnte aber Nichts mit ihm anfangen. Der Arzt erklärte nach genauer Unterſuchung, daß es eine Rückenmarkserſchütterung ſei und daß er nie wieder geheilt werden könnte. Nach Verlauf von ſechs Stunden bekam der Knecht ſeine völlige Beſinnung wieder, aber der unterſte Theil des Körpers bis an die Bruſt war ganz leblos. Stuhlgang und Waſſer mußten künſtlich entfernt werden. Mit ſeinem Unterkörper konnte man anfangen, was man wollte, es war gar keine Empfindung mehr da. Fünf fürchterliche Tage waren ihm noch vergönnt zu leben. Am vierten Tage fragte ich ihn, im Falle es ſchlimmer ginge, wo ſeine Familie zu finden wäre. Er erklärte nun, ſeine Mutter ſei in einem Ort im P. und er ſtamme von einem Doktor als uneheliches Kind. Ich ſagte ihm dann, er ſolle ſich vorbereiten, ich würde den Kaplan holen, um ihn mit allen heiligen Sterbeſakramenten verſehen zu laſſen. Als ich nun durch die Weide ging, wo der Weg zu unſerm Orte durchführte, waren fünf von unſern Knechten darin beſchäftigt. Ein ſtiller, ſonſt ganz verſchloſſener Junge, der auch den Herbſt mit dem Verunglückten gekommen war und bei dem Nachbar des frühern Dienſtherrn meines Knechtes gewohnt hatte, folgte mir nach bis außerhalb der Weide. Da fragte er

mich, ob ich vielleicht den Kaplan holen wollte. Als ich dieß bejahte, sagte er zu mir: Ich halte es für meine Pflicht, da vielleicht der Teufel dem F. seine Zunge geschlossen hält, zu sagen, was er für ein Bursche ist: er hat seit fünf bis sechs Jahren nicht gebeichtet, geht höchst selten zur Kirche und führt, wenn er nicht Aufsicht hat, gern unkeusche Reden. Ich dankte ihm für seine Mittheilungen, ging zum Herrn Kaplan und theilte ihm dieß Alles mit. Da ich früher dem alten Pfarrer oft bei der Messe gedient hatte, versah ich jetzt die Stelle des Küsters bei der Begleitung des Allerheiligsten. Zu Hause angekommen, sagte mir der Herr Kaplan, ich möchte nur so lange mich entfernen, bis er mich rufen würde. Ich hatte nun Arbeit, welche $1^1/_2$ Stunde dauerte, da erst rief mich der Herr Kaplan, ich möchte doch zu dem Kranken kommen. Derselbe war ganz in Schweiß gebadet, streckte mir seine beiden Hände entgegen, weinte laut auf und sprach: Lieber Sch., ich danke Euch tausend Mal, denn Sie haben meine arme Seele gerettet; bat dann alle unsere Dienstboten, die zur Anbetung des Allerheiligsten zugegen waren, sie möchten doch für ihn beten. Er empfing nun sehr andächtig die heilige Wegzehrung auf die Reise zur Ewigkeit. Kurz nach dem Versehen, Samstags, wurde er ganz rasend, so daß ich genöthigt war, einen ganz starken Arbeitsmann zu rufen, der neben ihn auf die Bettstelle sich setzte, um seine Arme festzuhalten, denn nur seine Arme konnte er gebrauchen und damit schlug er Alles, was in seiner Nähe war. Er hatte eine furchtbare Nacht durchzumachen. Da ich mehrere Nächte bei ihm gewacht hatte, so legte ich mich in eine sehr entfernte Schlafstube, um etwas zu schlafen, aber ich und alle Hausgenossen konnten es nicht. Er brüllte wie ein Löwe und quikte noch ärger als ein Schwein. Am andern Morgen beteten wir gemeinschaftlich an seinem Bette, Alles half nichts. Wir gingen zum Hochamte; als wir wieder nach Hause kamen, ging es wie vordem. Der

Schaum ſtand ihm zwei Hand dick vor dem Mund. Wir ſetzten uns zu Tiſche, konnten aber nicht eſſen. Ich ſagte darauf zu den Leuten: Kommt, wir wollen wieder zu unſerm Bruder F. gehen. Wir beteten die Litanei von allen Heiligen. Jetzt ſchrie er in Einem fort: Du läßt mich los, du kriegſt mich nicht, ich habe dir lange genug gedient. Zuvor hatte er auch ſehr oft uns unverſtändliche Worte gerufen. Aber jetzt erkannte ich, daß der Teufel ihn ſo marterte. Ich holte ein koſtbares Kreuz, welches meine Frau am Hochzeitstage von einem Vetter erhalten hatte und fragte ihn: F., kennſt du dieſen wohl? Worauf er mir antwortete: Ja, Sch., das iſt Jeſus Chriſtus, der Gekreuzigte; wenn mir der nicht hilft, ſo bin ich ewig verloren. Und dann fing er an ſo gewaltig zu ſchreien, und es ſchien, als wenn ihm Jemand die Kehle zudrücken wollte. Auf einmal fiel mir ein, ich ſolle Weihwaſſer holen. Sobald ich ihn damit beſprengte, wurde er ganz ruhig und ſprach: „Jetzt bin ich gerettet, der Teufel hat ſich entfernt.“ Darauf ſegnete er ſich, gab Antwort bei unſerem Gebet, den Namen Maria ſprach er aber ganz langſam und ehrerbietig aus. Es brauchte ihn Keiner mehr zu halten. Er begehrte nur immer, daß wir für ihn beten möchten, und entſchlief nach einer Stunde ganz ruhig im Herrn.

Ich hatte zur ſelben Zeit Knechte, die nicht ſo ganz religiös waren; die wurden aber durch dieſen Vorfall ſo fromm, daß am nächſten Sonntag nach der Beerdigung zehn aus unſerm Hauſe zu den heiligen Sakramenten gingen, und es war eine ſolche Sinnesänderung eingetreten, als wenn ſie drei Miſſionen mitgemacht hätten.

Was nun meine Erklärung iſt, will ich eben anführen: Es beſteht ſeit Alters her die Gewohnheit in unſerm Hauſe, des Morgens und Abends gemeinſchaftlich knieend die Litanei von der Mutter Gottes zu beten nebſt fünf Vaterunſer für die armen Seelen und fünf zum heiligſten Herzen Jeſu,

Weiter darf kein Dienstbote sich des Abends zur Ruhe begeben, ohne, wenn er aus der Küche geht, zu sagen: „Gute Nacht, gelobt sei Jesus Christus," und wenn ich des Morgens aufstehe, so grüße ich sie Alle insgesammt mit dem Gruße: „Guten Morgen, gelobt sei Jesus Christus!" Vielleicht hatte er sich hierdurch die große Gnade, in der Gnade Gottes zu sterben, erworben.

11. Aus Baden.

Voriges Jahr wurde ein Kranker in's Spital zu B. gebracht, welcher schon viele Jahre die hl. Sakramente nicht mehr empfangen hatte. Derselbe war Anfangs unfreundlich, abstoßend, wurde aber doch mit Liebe gepflegt. Legte auch kein Zeichen von Religion an den Tag. Morgens in aller Frühe war sein Erstes, daß er die Zeitungen las, aber keine katholischen Blätter; er sprach auch mit Haß gegen die Priester. Er wurde von Tag zu Tag leidender, die Schmerzen des Leibes nahmen zu, man benützte jede Gelegenheit, um demselben hie und da einen guten Gedanken beizubringen, allein es schien ihn nicht zu berühren.

Einmal unter großen Schmerzen schrie er: Wenn's nur mit mir fertig wäre! Ich fragte ihn, ob er denn wirklich glaube, daß mit dem Tod Alles fertig wäre; er gab mir zur Antwort: ja, todt ist todt, und ich glaube nicht anders. Ich legte es ihm ruhig und mit wenigen Worten auseinander, daß er sich irre, daß es ein besseres Jenseits gebe, und daß ihm der Himmel gewiß sei, wenn er das und das erfülle. Ich drang in keiner Weise in ihn, er hörte mich ruhig an und dann ging ich fort, weil ihn eine andere Schwester in Pflege hatte.

Dieß war ungefähr sechs Uhr Abends; gegen zehn Uhr Abends kam ich wieder, um bei ihm die Nachtwache zu halten. Gegen die Wand gelehnt, fragte er, ob ich es sei

und ob sonst Niemand im Zimmer wäre; als er die Ueberzeugung davon hatte, sprach er: „Jetzt habe ich schon lange über die Geschichte nachgedacht, lassen Sie mir morgen einen Priester kommen, ich will beichten.“ Später in der Nacht wollte er mir Alles erzählen, was er schon gethan hatte, ich bat ihn jedoch zu schweigen. Er sagte, etwas Gutes habe er aber doch noch an sich gehabt, er habe vielmal den Armen Etwas gegeben und habe einmal im Winter sich die Strümpfe abgezogen und sie einem Armen gegeben, weil derselbe keine anhatte und er so sehr fror; ebenso habe er jeden Abend, wiewohl nur aus Gewohnheit, ein Vaterunser gebetet zur Ehre der lieben Mutter Gottes, das habe ihm seine selige Mutter von Kindheit an eingepflanzt und habe vielmal gesagt: „Die liebe Mutter Gottes läßt Niemanden verloren gehen, wenn man täglich nur ein Vaterunser zu ihrer Ehre betet.“ Das sei ihm nun wieder in den Sinn gekommen, und er glaube, daß er seine Bekehrung der lieben Mutter Gottes zu verdanken habe. Er lebte dann nur noch wenige Tage, diente Allen zur Erbauung, beschäftigte sich viel mit dem lieben Gott und starb eines ruhigen Todes.

12. Aus Westfalen.

In der Gemeinde L. lebte ein gewöhnlicher katholischer Bergmann R. in gemischter Ehe, welche derselbe in der protestantischen Stadt W., seinem frühern Wohnorte, vor einem protestantischen Prediger geschlossen hatte. Unwissenheit und Zaghaftigkeit trugen an solcher Eheschließung die Hauptschuld. Nachdem das erste Kind, ein Knabe, protestantisch getauft war, wiewohl er gleich nach seiner Verehelichung hierher seinen Wohnsitz verlegt hatte, ließ er alle übrigen Kinder katholisch taufen und mit dem ältesten Söhnlein katholisch erziehen.

Niemand hatte ihn dazu überredet, vielmehr, da L. ein

größtentheils protestantischer Ort ist, begegneten ihm manche Hindernisse zur katholischen Erziehung seiner Kinder. Da dieser Mann, wenn er auch an allen Sonntagen der heiligen Messe beiwohnte, doch nie die heiligen Sakramente empfing, so wurde ich nach meiner Anstellung hierselbst, 1867, auf ihn aufmerksam gemacht. Leider traf ich bei meinen Besuchen denselben niemals zu Hause, da er stets außerhalb des Hauses beschäftigt war. Selbst die protestantische Frau, welche katholische Schriften fleißig las, bedauerte angeblich sehr, daß ihr Mann die Sakramente nicht empfange, weil er zu unwissend sei und sich schäme, nach achtjähriger Versäumniß der katholischen Pflichten zu beichten.

Da ich hörte, daß er am sichersten an Sonntagen zu Hause anzutreffen sei, faßte ich den Vorsatz, ihn an einem Sonntag aufzusuchen, wiewohl ich an solchen Tagen, nach Beichthören, zweimaliger Predigt, Christenlehre, Andacht, Taufen, Vorträgen in irgend einem Vereine oder vor den der Schule entlassenen Kindern, wenig Kraft und Lust habe, noch Abends eine halbe Stunde weit einen unbekannten Verirrten aufzusuchen, von dem ich nicht einmal sicher wußte, ob er nicht langen Widerstand zeigen würde und mich in Ungnaden entlassen könne. Indeß, es galt hier die nothwendigste Pflicht erfüllen, den Versuch zu machen, für den guten Hirten ein Schäflein zu retten.

Ich hatte gegen Ende 1869 an einem Sonntage auffallende Unruhe wegen meines Schäfleins und, wiewohl ich wiederholt nach großen Anstrengungen des Tages den Besuch auf einen andern Sonntag verschieben wollte, eilte ich doch, innerlich zu stark gedrängt, noch am Abend in der Dunkelheit hin, traf ihn glücklich zum ersten Male, unterhielt mich mit ihm freundlich und rückte mit meinem Anliegen heraus. Dankbar nahm er dasselbe entgegen, aber er entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß. Auf meine Zusage, ich werde schon nachhelfen, er möge nur seinen guten Willen

mitbringen, versprach er später zu kommen. Indeß, ich ließ mich auf eine ungewisse Zeit nicht ein, sondern nahm ihm das Versprechen ab, am Samstag der kommenden Woche eine Generalbeicht abzulegen. Statt Samstags erschien er schon unerwartet am Freitag Morgen, legte eine reumüthige Beichte ab, kommunizirte und ging darauf so froh und heiter zur Arbeit, daß er zu seiner Frau sagte: „Noch nie im Leben bin ich so froh und glücklich gewesen wie heute.“ Schon nach wenigen Stunden war er — eine Leiche. Ein herabfallender schwerer Stein hatte ihn sofort getödtet.

Hätte er, wie verabredet, bis zum Samstag gewartet, so wäre es — zu spät gewesen.

13. Aus Vorarlberg.

Als man eben daran war, den Tunnel bei O. zu sprengen und schon ziemlich tief hineingearbeitet hatte, saßen eines Sonntags Vormittags mehrere Eisenbahnarbeiter im Wirthshause zu W. bei Bier und Branntwein. Der Wirth hatte die Leute ermahnt, es sei jetzt Gottesdienst in der nahegelegenen Pfarrkirche zu Th.; allein mehrere von den Gästen erklärten, sie seien Protestanten. Die meisten waren aus dem württembergischen Unterlande, allein es waren auch Katholiken unter ihnen. Die Mahnung des Wirthes hatten Einige sehr übel aufgenommen. Sie tranken jetzt um so tapferer darauf los und schimpften und lästerten über Alles, was vernünftigen Leuten und Christenmenschen heilig ist. Unter den Uebrigen that sich Einer ganz besonders hervor, sowohl im Trinken, als im Lästern. Zum Schlusse riß er noch das Kruzifix, das über dem Tische in der Ecke befestigt war, herunter, sprach dabei gotteslästerliche Reden, ergriff ein Messer und stach dem Bilde des Gekreuzigten die Augen aus. Dieser Frevler war katholisch. Selbst einigen von den Protestanten wollte vor diesem gottlosen Bubenstücke

grauen; allein sogleich waren Andere zur Hand, die den Muth des Frevlers rühmten und die wüstesten Lästerungen desselben noch weit überboten.

Am darauffolgenden Montage wurde wieder im Tunnel gearbeitet. Mehrere von diesen Lästerern waren mit Steinsprengen beschäftigt. Auch der Kruzifixfrevler war dabei. Das in den Felsen gebohrte Loch ward mit Pulver gefüllt und der Zündfaden angelegt und angebrannt. Lange wollte es nicht losgehen. Endlich that es einen furchtbaren Krach und die größten Trümmer flogen umher wie vom Winde gehobene Flaumfedern. Drei Mann waren plötzlich ganz zerschmettert. Einem war ein Stück in's Gesicht geschleudert worden und hatte ihn zu Boden geworfen. Man meinte anfangs, er sei auch todt. Es zeigte sich jedoch bald, daß noch Leben in ihm sei. Man rief einen Geistlichen, daß er ihn versehe. Dieser kam, gab sich alle Mühe, sich ihm verständlich zu machen, allein es war das erste und zweite Mal ganz umsonst. Das Gesicht dieses Unglücklichen war fürchterlich zugerichtet. Man glaubte nur einen Fleischklumpen vor sich zu haben, von den Augen war gar nichts mehr zu sehen. Der Arzt, der ihm alle nur mögliche Sorgfalt zuwendete, glaubte nicht, daß er davonkäme. Der Geistliche kam öfters, um ihn zum Sterben vorzubereiten. Erst am dritten oder vierten Tag gewahrte derselbe, daß dem Verunglückten das Gehör noch geblieben. Er erhielt Antwort auf mehrere Fragen, die er stellte, und konnte endlich dessen Beicht hören. — Indessen war man allgemein der Meinung, der Unglückliche werde nicht mehr aufkommen. Viele hatten den schrecklich Entstellten gesehen, und überall sprach man von dieser furchtbaren Heimsuchung Gottes; denn es war bekannt geworden, daß dieß derselbe sei, der am Kruzifixe im Wirthshause jenen Frevel verübt hatte. Allein der Verunglückte blieb am Leben. Er war stockblind und allmählich insoweit hergestellt, daß er gehen und betteln

konnte. Da ließ er sich alle Tage an die Straße hinführen, sprach jeden Vorübergehenden um ein Almosen an und erzählte einem Jeden, was hier beschrieben wurde, und wie er dem barmherzigen Gott sein Leben lang nie genug danken könne für die gnädige Strafe, mit der er ihn heimgesucht habe. Gerne wolle er als blinder Bettler sein Leben lang büßen für seine Frevel, die er nie einsehen gelernt, wenn ihn der gütige Gott nicht auf diese Weise gezüchtigt hätte.

Noch Jahre lang blieb er in dieser Gegend und Jedermann hatte mit dem bußfertigen Sünder das innigste Mitleiden. Diese Geschichte ist in der ganzen Umgegend allgemein bekannt geworden und kann von vielen Augenzeugen bestätigt werden.

14. Aus den Rheinlanden.

In einer Fabrik wechselten die Werkführer häufig, so daß ich manche, obgleich in jeder österlichen Zeit die ganze Pfarrei zweimal besucht wurde, gar nicht kennen lernte. So wurde ich einst zu einem mir ganz fremden ältlichen Manne gerufen, der selbst den Wunsch geäußert, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen zu werden. Als ich zu ihm kam, sprach er zu mir: „Ehe wir das heilige Geschäft beginnen, will ich Ihnen eine kurze Lebensgeschichte geben. Sie kennen mich nicht und Sie können mich auch nicht kennen, weil ich ihre Kirche nie besucht habe. Ich bin in allen größern Fabrikstädten conditionirt gewesen und habe namentlich durch die Lektüre glaubensloser Schriften — er nannte mir einige — an meinem Glauben Schiffbruch gelitten. Aber mein Gott, den ich so schnöde vergessen, hat meiner nicht vergessen. Vernehmen Sie, Herr Pfarrer, wie der gute Hirte seinem in die Irre gegangenen Schäflein nachgegangen und es zur Heerde zurückgeführt hat. Ich wurde ernstlich krank — wenn ich nicht irre, hat der Mann einen Blutsturz bekommen — ich

verlor das Bewußtsein; als dieß zurückgekehrt war, fand ich mich aus dem Bette gestürzt und auf den Knieen liegend. Diese knieende Stellung war der erste Strahl der Gnade, der in mein glaubensloses Herz fiel. Ich sprach zu mir: Du warst so lange zu hochmüthig, um dich vor deinem Gott hinzuknieen und er hat dich auf die Kniee geworfen, er, der gute Gott, hat dich nicht in deinen Sünden vor seinen Richterstuhl gefordert, sondern dir Zeit zur Buße gelassen. Sehen Sie, Herr Pfarrer, jetzt wissen Sie, warum ich Sie habe rufen lassen." Nun hörte ich seine Beicht und mit inniger Andacht empfing er die heilige Wegzehrung und die heilige Oelung. Ehe ich den Kranken verließ, gab er mir noch die „Ruinen von Volney" in französischer Sprache zum Verbrennen, freiwillig und unaufgefordert.

15. Von der Mosel.

In T., in der Pfarrei L., an der ich von 1869 bis 1873 als Kaplan fungirte, lebte im Jahre 1871 eine Beamten-Familie in gemischter Ehe; die katholische Frau hatte die Kinder in der Religion des protestantischen Vaters erziehen lassen und die Kinder besuchten auch die protestantische Schule. Am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä im Jahre 1871 schickte diese Frau ihren neunjährigen Knaben in die evangelische Schule mit seinen gewöhnlichen Werktagskleidern. Man machte die Frau aufmerksam, daß heute ein hoher katholischer Muttergottestag sei, sie solle den Knaben auch festtäglich putzen; sie that es nicht. An diesem Tage fiel der Knabe auf dem Schulwege und zerbrach sich den Arm oberhalb des Ellenbogens. Im Jahre 1872, an Mariä Verkündigung, schickte sie nochmal ihren Sohn in die evangelische Schule in Werktagskleidern und an diesem Tage fiel der Knabe wieder, und zerbrach sich den andern Arm oberhalb des Handgelenkes, während der andere Arm noch nicht aus dem

Gipsverbande war. Und an einem andern katholischen Feiertage desselben Jahres, ungefähr im Sommer, hat der Knabe bei einer andern Gelegenheit, die mir aber nicht mehr bekannt ist, sich auch noch den Fuß so sehr verstaucht, daß er längere Zeit daran zu leiden hatte.

Die Familie wohnt jetzt in A., der Knabe starb im letzten Jahr und die Frau, die wegen dieses Aergernisses der evangelischen Erziehung ihrer Kinder lange Zeit sich der heiligen Sakramente enthalten mußte, hat später darüber vor Zeugen eine öffentliche Reueerklärung abgegeben.

16. Aus Oberösterreich.

P. B. wurde an's Sterbebett eines Ungläubigen gerufen, welcher sich in schrecklichen Ausbrüchen der Gotteslästerung und Verzweiflung ergoß, wie es sehr häufig bei dergleichen Leuten der Fall ist. P. B. suchte ihn vergebens zum Vertrauen auf Gott durch geeignete Beweggründe zu ermuntern. Der Sterbende antwortete immer, indem er auf die dem P. B. entgegengesetzte Seite des Bettes deutete: „Der da aber sagt so.“ P. B. ging nun auf die andere Seite des Bettes und setzte seine Bekehrungsversuche fort, aber mit dem nämlichen Erfolge, nur daß der Kranke nun auf die andere Seite des Bettes deutete. P. B. nahm nun einen Privatexorzismus vor, ohne demselben äußerlich Ausdruck zu geben. Sogleich beruhigte sich der Kranke und verlangte tiefgerührt, seine Beichte ablegen zu dürfen, worauf er, wie zu hoffen steht, im Frieden des Herrn entschlief.

17. Aus Baden.

Ein Knabe von sechszehn Jahren verfiel der Verzweiflung an Gottes Barmherzigkeit und wurde durch eben die Barmherzigkeit, an welcher er verzweifeln wollte, wunderbar gerettet. Schon in seinem elften Jahre durfte dieser Knabe

zur ersten heiligen Kommunion, weil er talentvoll war und gut lernte. Mit dem Kommunikanten-Unterricht nahm es sein Seelsorger gerade nicht so genau und manche Kinder gingen lachenden Mundes zur Kommunionbank; auch er lachte bei seinem Hingange zur ersten Kommunion, zwar nicht aus Bosheit, sondern aus Unverstand und zu weniger Vorbereitung. Im Augenblicke aber, als er seine erste heilige Kommunion empfing, empfand derselbe eine solche innerliche Süßigkeit und Wonne, die sich mit Worten nicht beschreiben läßt, die ihm aber die Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente ganz fühlbar zeigte. Diese Liebe und Barmherzigkeit Gottes wurde aber bald vergessen. Die Schuljugend des Ortes wurde immer verdorbener; Kinderbekanntschaften, Unzucht unter den Kindern, Selbstbefleckung und noch gräulichere Unzucht waren an der Tagesordnung, und von all' diesen Lastern wurde auch dieser Knabe angefressen, so daß man sagen konnte, er war innerlich durch und durch verdorben. Nach seiner ersten Kommunion waren alle übrigen Beichten und Kommunionen unwürdig und schon unter Knaben von 15 und 16 Jahren wurde gesagt: Man brauche seine Sünden dem Pfarrer nicht zu sagen, denn der Pfarrer sage es wieder aus, wenn Einer etwas Unkeusches beichte. Genannter Knabe betete zwar noch seinen Rosenkranz, ministrirte selbst am Altare bis zu seinem sechszehnten Jahre, las auch gerne in Bruggers Exempelbuch besonders solche Exempel, welche von der wirklichen Gegenwart Christi im heiligen Altarssakrament handelten, aber zu einer aufrichtigen Beicht brachte er es doch nicht. Der Palmsonntag seines sechszehnten Jahres war nun wieder der Tag der Osterkommunion. Eine kurze Predigt über den unwürdigen Empfang der Kommunion ging voraus. Dieser Knabe betete vor der Kommunion, aber rein von der Sünde war er nicht. Am Abende des Palmsonntages las er in seinem Gebetbuche, und bei dem Lesen einer Stelle über die unwürdige

Kommunion fuhr, einem Blitzstrahl gleich, in seine Seele die volle Verzweiflung an Gottes Barmherzigkeit. Als er sein Sonntagskleid auszog, um sich in's Bett zu legen, war es gerade, als ob ein Dämon in ihn gefahren. Nichts war mehr im Stande, ihn seiner Angst und seines verzweiflungsvollen Zustandes zu entheben. Seine innere Qual glich der eines Verdammten der Hölle. Obgleich gesund, war aller Schlaf von ihm gewichen, er mochte weder essen noch trinken und zitterte am ganzen Leibe. Du hast unwürdig kommunizirt, du bist gleich dem Verräther Judas, du kannst nicht mehr selig werden, das war der beständige Gedanke, welcher ihn verfolgte, und dieser traurige Zustand dauerte vom Palmsonntag bis Christi Himmelfahrt. Weder Tag noch Nacht hatte er irgend eine Ruhe. In seinen Augen lag dämonische Verwirrung, furchtbarer als alle irdischen, leiblichen Leiden war sein inneres Seelenleiden. Sein Sündenleben mit seinen unwürdigen Kommunionen lag stets vor seinem Angesichte klar und lebendig, und innerer Schrecken erfüllte seine Seele.

Kein Buch, kein Wort, keine Stelle der heiligen Schrift, die über Gottes Barmherzigkeit handelte, konnte ihn trösten, und da er über die Verzweiflung als Sünde gegen den heiligen Geist las, wurde seine Verzweiflung noch größer, indem er sich nun auch dieser Sünde noch schuldig machte. Dazu kam noch die stetige Einflüsterung: „Hänge dich, nimm einen Strick und bringe dich um."

Obgleich nun derselbe mit dem beständigen Gedanken der Selbstentleibung geplagt und in vollständiger Verzweiflung fortlebte, so unterließ er es dennoch nicht, fort und fort zu beten, oft mit ausgespannten Armen. Sehr oft bezeichnete er sich mit dem heiligen Kreuze und ein Sprüchwort, das er in der Schule gehört: „Wo die Noth am größten ist, ist Gottes Hülfe am nächsten", machte ihm einigen Muth. Doch die Verzweiflung wich noch nicht von ihm. Sah er einen Bettler auf der Straße, so nahm er ihn in das Haus seiner

Eltern und gab demselben ohne ihr Wissen Almosen. Zwei arme Weibspersonen seines Ortes, die kränklich waren, besuchte er oft in seinem trostlosen Zustande, gab ihnen Almosen, holte ihnen Wasser am Brunnen und reinigte sie und schnitt ihnen auf ihr Bitten die Fingernägel an ihren steifen Fingern ab. Sah er Leute in die Kirche gehen, so bat er sie um Einschluß in ihr Gebet, und da er eine besondere Verehrung zur unbefleckten Mutter Gottes Maria hatte, betete er ihre Tageszeiten nach Anleitung eines Gebetbuches. Auch ging er in die Kirche, hatte aber immer während des Gottesdienstes die Versuchung: Gehe hinaus aus der Kirche, gehe in den Rebberg und erhänge dich. War es ihm lange Zeit unmöglich, nur eine Thräne zu weinen, und war sein Herz durch und durch wie verhärtet und eine völlige Apathie gegen das heilige Altarssakrament in ihm, selbst eine Art Haß gegen dasselbe, so kamen nun hie und da einige lichte Punkte in seine Seele, so daß er Thränen weinen konnte. Aber alsbald trat die Verzweiflung wieder ein.

Am Mittwoch nun vor Christi Himmelfahrt, nachdem er vorher die Prozession mitgemacht und ernst und laut gebetet, mußte er nachher die Ochsen am Pfluge auf dem Felde treiben. Die Verzweiflung an Gottes Barmherzigkeit nahm an Stärke zu und bereits wäre er nicht mehr im Stande gewesen, dem Gedanken der Selbstentleibung zu widerstehen. Auf einmal aber wurde es ihm auf dem Felde beim Treiben des Pfluggespannes ganz leicht um's Herz. Das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit wurde immer stärker, und als es Mittags den englischen Gruß läutete, war er im Stande, denselben herzlich und mit Vertrauen zu beten. Kaum war er im Stande während des Nachmittags der Thränen sich zu erwehren, während Gebet und Arbeit wechselten. Als nun das Fest Christi Himmelfahrt des andern Tages kam und eben die Glocke die heilige Wandlung anzeigte, war alle und jede Furcht dahin. Die Gegenwart Christi im

heiligen Meßopfer, der Gedanke an die versöhnungsvolle Kraft im heiligen Meßopfer wurde so groß, so mächtig in ihm, daß er sich entschloß, eine Generalbeicht abzulegen. Auf Pfingsten desselben Jahres bereitete er sich sehr gründlich auf diese Generalbeicht vor, und machte auf diesen Tag eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln. Während vorher die Verzweiflung an Gottes Barmherzigkeit ihn zum Selbstmorde bringen wollte, ward jetzt sein Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit unbeschreiblich groß. Innigste, übernatürliche Seelenfreude erfüllte sein Herz bei der Lossprechung des Priesters, lebendig lag in seiner Seele die Erinnerung an die Aufnahme des verlorenen Sohnes durch den Vater; — bei jener heiligen Kommunion am heiligen Gnadenorte Maria Einsiedeln, an jenem Pfingstfeste ward seine Seele mit noch größerem Jubel und Wonnegefühl erfüllt als am Tage seiner ersten heiligen Kommunion. Und diese seine Rettung aus Verzweiflung und Selbstmord verdankt dieser sechszehnjährige Knabe der Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria.

(Ich füge noch einige Bekehrungen zur katholischen Kirche bei, da eben im aufrichtigen Uebertritt zu der einzigen Kirche, deren Haupt Christus ist und in welcher die Sakramente vollständig gefunden werden, ein unermeßliches Heil gewonnen wird.)

18. Aus England.

Als ich in L. zum Besuch bei einer Freundin war, hat folgende Geschichte stattgefunden. An einem Sonntag Abend ging das falsche Gerücht, daß der berühmte Oratorianer Faber aus London predigen werde, weßhalb der Vesper in der St. Anna-Kirche aus Neugierde drei protestantische junge Herren beiwohnten. Alles ging jedoch den gewöhnlichen Gang. Der Orts-Pfarrer B. predigte und gab dann den Segen. (In England wird an allen Sonntagen der Segen mit der Monstranz ertheilt.) Auf einmal fiel einer

von den protestantischen Herren, der Dr. Sch., auf die Kniee und fing an heftig zu weinen und zu schluchzen. Seine Freunde, ganz betroffen, glaubend, daß es ihm unwohl sei, frugen ihn, was er habe. „Ach, ich glaube an die Transsubstantiation," war seine Antwort. Aus der Kirche herauskommend begegnete er einem jungen Mann von unseren Bekannten, H. A., und sagte ihm: „Heinrich! wenn es nicht wegen der Beicht wäre und dem Kultus Mariä, heute würde ich katholisch werden." Heinrich erzählte uns diese Begebenheit; da beschlossen wir, sogleich eine neuntägige Andacht zur heiligen Mutter Gottes zu halten, deren Bild vor Kurzem aus München gekommen und in der Kirche der Mariisten eingeweiht wurde. Wir gaben dem Heinrich eine Medaille der unbefleckten Empfängniß, mit dem Auftrag, es dem Herrn Sch. zu geben. Dieser nahm die Medaille an, und versprach lachend, das kleine Gebet herzusagen. Drei Tage nachher erfuhren wir mit Freuden, daß der junge Mann seine Beicht abgelegt hat und bald darnach den anglikanischen Irrthum abgeschworen hat und in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde; er wurde der eifrigste Katholik der ganzen Gemeinde.

19. Aus England.

Kapitän M. mit seiner jungen Frau verließen N., wo sie eine zeitlang gewohnt hatten, und bezogen eine schöne Villa, nahe bei L. Sie waren sehr wohlhabend; er war ein großer Liebhaber von Pferden und verschwendete viel Geld für Rennbahnen. Religion war ganz eine Nebensache bei Beiden. Eine bekannte, auch protestantische Dame schlug der Frau M. vor, das Kloster in L. zu besuchen, aus Neugierde, um die Nonnen zu sehen. Da diese nie in einem Kloster oder in einer katholischen Kirche war, weigerte sie sich: sie habe eine geheime Furcht vor Katholiken; endlich

willigte sie ein. Sie wurde sehr höflich von den Nonnen empfangen und eingeladen, die Klosterkirche zu besuchen. Im Eingange der Kirche steht ein Kruzifix in Lebensgröße, die Figur prachtvoll gemacht; es war das erste Kruzifix, das die Frau M. gesehen hatte; es machte bei ihr einen so heftigen Eindruck, als wenn eine lebende Figur daran hängen würde. Es wurde ihr ganz übel, die Nonne mußte sie hinausführen. Nach diesem Besuch wurde sie so unruhig im Innern, daß nach einigen Wochen sie wieder in's Kloster kam mit der Bitte um Unterricht; sie müsse katholisch werden; sie fühle, es sei der einzige Weg zur Seligkeit. Man gab ihr Bücher und sie kam regelmäßig zum Unterricht. Ihr Mann, der sehr heftig war, wurde ganz zornig, wenn sie ihm sagte, daß sie katholisch werden wolle. Er zerriß die Bücher und warf sie in's Feuer mit der Drohung: daß, wenn sie wieder in's Kloster ginge, er sie erschießen würde. Er ergriff sie dabei am Kopf und schlug sie an die Wand! Das hat sie gar nicht abgeschreckt; in verstohlener Weise setzte sie ihren Unterricht und die Besuche im Kloster fort. Endlich, da sie schon ganz vorbereitet war, in die Kirche aufgenommen zu werden, ergab es sich, daß ihr Gemahl noch eine andere Frau besitze, die er verstoßen habe und die in Schottland bei ihren Eltern lebe. Das veranlaßte den Pater, der Frau M. zu sagen, daß sie nicht die rechte Frau sei und um in die Kirche aufgenommen zu werden, müsse sie den Kapitän verlassen. Der Kampf war groß. Endlich hat die Gnade gesiegt. Sie verließ heimlich das Haus, um nie mehr zurückzukommen.

Nachdem sie ihr Glaubensbekenntniß abgelegt, mußte sie kümmerlich leben von den Kleinodien, die sie verkauft hatte, bis die Nonnen ihr eine Gouvernantenstelle auf dem Continent verschafft hatten, wo sie jetzt gottergeben ihr Brod verdient.

20. Aus Polen.

Meine Schwester hatte eine protestantische Schweizerin als Gouvernante zu ihren Kindern genommen; das Mädchen war nur 18 Jahre alt, aber so feindselig gestimmt gegen den katholischen Glauben, daß sie durchaus die Kinder nicht zur Kirche führen wollte und spottete, wenn diese ein Kreuzzeichen machten; sonst war sie eine gute Person. Wegen Krankheit mußte meine Schwester in's Bad, nahm die Kinder sammt der Gouvernante mit. Ich kam, sie zu besuchen, und gemäß meiner Gewohnheit ging ich früh des Morgens immer in die Kirche. J., die Gouvernante, faßte eine Liebe zu mir, sie sprach gern mit mir von Religion und wie ich es nachher erfuhr, las sie heimlich die Bücher, die ich für mich mitgebracht hatte. Nach und nach, wenn Alle schlafen gingen, kam sie in mein Zimmer, knieete vor mein Bett, um mir allerhand Religionsfragen zu machen. Einmal, nachdem ich einige Wochen da war, fuhren meine Schwester, die Gouvernante und sonstige Bekannte nach Stuttgart, den königlichen Palast zu besichtigen. Wir waren damals in Cannstadt; da solche Sachen mich nicht interessiren, bin ich in der Kirche geblieben, wo ich mich eingeschlossen hatte, um ruhig beten zu können. Spät des Abends kam meine Gesellschaft zurück. Gegen Mitternacht kam J. zu mir und sagte mir mit Thränen, daß sie während der Fahrt auf einmal sich an Alles erinnerte, was ich ihr über meinen Glauben gesagt habe, und zwar habe sie Alles in solchem Licht der Wahrheit gesehen, daß sie nicht mehr zweifeln könne, daß der katholische Glaube der rechte sei — was hätte sie dafür gegeben, wenn sie aus dem Wagen hätte springen können, um sich nach der Kirche zu begeben, wo ich weilte, um den Heiland im Tabernakel anzubeten. Ich erwiederte ihr, daß diese Erkenntniß eine große Gnade Gottes sei, die sie theuer bezahlen werde, und frug sie, ob sie bereit sei, die

Dornenkrone in diesem Leben zu tragen, um theilhaftig zu werden der Krone der Glorie im Himmel. Auf diese Frage hin stieß sie ein Geschrei aus, senkte den Kopf auf das Bett und rief: „Ach, ich bin bereit.“ Nach einigen Minuten des Stillschweigens erhob sie schüchtern die Augen, und frug mich, ob ich es nicht gesehen habe? Was? war meine Antwort. „Während Sie zu mir redeten, sah ich in der Luft schwebend eine feurige Krone mit hellen Strahlen umgeben und einem Kreuze darüber.“ — Kurz, sie wurde unterrichtet, in die Kirche aufgenommen, durch ihre polemischen Briefe hat sie ihre älteste Schwester zum Glauben bekehrt und wurde Nonne in einem Augustiner-Kloster in Belgien, wo sie ein Muster aller Tugenden ist.

21. Aus England.

Dr. A. in Sch., ein junger Arzt, ging in die St. Maria-(katholische) Kirche aus Neugierde, um sie zu betrachten. Auf einmal fühlte er, daß wirklich der Heiland in dem Altar weilt, und war derart hingerissen anzubeten, daß er regelmäßig in die heilige Messe mit seiner Frau kommt und im Laufe des Tages oft das hochwürdige Gut besucht und anbetet; nach und nach schaffte er sich katholische Bücher an, machte die Bekanntschaft vom Herrn Pfarrer S., und ward mit seiner Frau in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen.

In England werden Hebammen nicht gebraucht, die Aerzte nehmen die Kinder ab; Herr A. machte sich zur Aufgabe, alle Kinder, die er abnahm — in was für einem Bekenntniß auch die Eltern sein möchten — zu taufen. Mädchen hatte er Maria genannt und Knaben Joseph. Natürlich that er es in einer verstohlenen Weise, daß die Leute es nicht bemerkten. In England starben damals sehr viele Kinder; so hatte er Vielen den Himmel g[redacted]. Nach

einigen Jahren wurde der gute Doktor schwindsüchtig. Auf seinem Todtenbette erhob er auf einmal die Hände und sagte zu seiner Frau: „Siehst Du nichts? ach, wie schön, wie herrlich! Was? frug die Frau. Eine große Schaar Engel ganz schimmernd mit Licht und Schönheit. Ach, ich erkenne sie, es sind die verstorbenen Kinder, die ich getauft. Sie kommen mich zu holen. Ich komme." Und so gab er seinen Geist auf mit einem so verklärten Ausdrucke, als wenn ein Strahl des Himmels auf seinen Leib übergegangen wäre. Ich kannte ihn gut als Protestant, als er so oft die Kirche besuchte. Wir hatten schon Sch. verlassen, als das Uebrige vorkam; meine Freundin hatte mir das Alles von Zeit zu Zeit berichtet.

22. Aus England.

Eine protestantische Dame, die keinen Begriff hatte von der katholischen Kirche und auch keine Lust, Etwas davon zu erfahren, da sie nur verleumderische Behauptungen und ganz falsche Begriffe von ihr gehabt hatte, las einmal in der „Times" eine Beschreibung von einem sehr schönen Bilde, das Herr O., der katholische Priester der St. Johannis-Kirche von J., von München bestellt und in die Marienkapelle aufgestellt und geweiht hatte.

Aus Neugierde stieg sie an einem schönen Tag in einen Omnibus und ging in die Kirche, es war gegen 11 Uhr und — Niemand war darin. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie eine katholische Kirche betrat. Mit einem spöttischen Lächeln las sie die auf der Thüre geschriebenen Worte: hier in dieser Kirche gewinnt man den vollkommenen Portiuncula-Ablaß. Sie ging hinein, schaute herum; zur Rechten des großen Altars sieht sie eine Kapelle, wo der Schimmer einer rothen Lampe brannte; zur Linken eine Kapelle, wo sie eine große Madonna-Figur bemerkte;

sie ging hinzu und betrachtete sie, — auf einmal mit Schrecken dünkt ihr, daß das Bild die Augen erhebt, sie anschaut, die gefalteten Hände öffnet, mit einer Hand auf die andere Kapelle hindeutend, wo das ewige Licht brennt. Sie verstand auf einmal, daß der Heiland darin ist, daß diese die einzige Kirche ist, die der Heiland auf Erden gestiftet hat; sie fiel auf die Kniee und weinte heftig, dann ging sie nach der Sakristei und begehrte dringend mit einem Priester zu reden; Herr O. ward gerufen. Sie wurde unterrichtet und in die Kirche aufgenommen. Ihr guter Gemahl hatte nichts dagegegen, obwohl er protestantisch bleibt und denkt, daß bei seiner Frau Alles Einbildung sei.

Da die Leute keine Kinder haben, macht sich die Frau zur Aufgabe, arme, protestantische Mädchen in's Haus zu nehmen, katholisch zu erziehen, als Dienstmädchen auszubilden und zu entlassen; so haben sich schon Viele bekehrt.

Wie Gott die Welt erschaffen hat, so ist er auch unaufhörlich wirksam für Erhaltung und Leitung derselben, man nennt dieß seine Fürsehung. Solches gilt auch auf geistigem Gebiet. Gott ist es nicht nur, der das Wunder der Barmherzigkeit täglich übt, indem er sündige verloreue Seelen zur Bekehrung erweckt, sondern Gott ist es auch, der in christlichen Herzen die schönen, übernatürlich guten Werke bewirkt. „Ich bin der Rebstock, ihr seid die Zweige; ohne mich könnt ihr Nichts thun.“ Wo also Etwas geschieht, das vor Gott Werth und Gewicht hat, so hat es Christus gewirkt.

1. Aus Pommern.

Es war im Jahre 1840, als der Zimmermann H. in R., einem [redacted] in Hinterpommern, seinen 14jährigen

Sohn Albert nach dem eine Meile entfernten Dorfe N. zu einem Schuhmachermeister in die Lehre brachte. Nachdem der Bursche ein halbes Jahr gelernt hatte und sich recht anstellig bewies, vertraute ihm der Meister schon kleine Ledereinkäufe an und schickte ihn einst mit einer kleinen Summe, vielleicht noch nicht 10 Thaler, zu diesem Behufe nach C., der nächsten Stadt. Der Richtsteig war ¼ Meile näher als der Fahrweg nach der Stadt; selbstverständlich ging er also den ersteren und nahm als Begleiter seines Meisters Hund mit. Der Steig führte über Wiesen einem Flusse entlang über das Nebenflüßchen desselben; kurz vor der Mündung des letztern führte ein Steg über dasselbe, dann ging's über Wiesen und Aecker noch wohl eine Meile weit bis C.

Aber der Bursche kehrte zur bestimmten Zeit nicht wieder heim, nur der Hund erschien allein und winselte. Da fing der Meister an, ein Unglück zu fürchten, und ging zunächst bis zu dem gefahrvollen Stege; aber nirgends eine Spur von Albert, auch durch den Hund war nichts festzustellen. Als aber der Knabe auch die Nacht ausblieb, ging der Meister am nächsten Morgen ihm nach bis C. und erfuhr, daß er dort gar nicht gewesen sei. Der Meister und der herbeigeeilte Vater hatten daher die Vermuthung, daß der Knabe entweder verunglückt oder des Geldes wegen ermordet sei; sie stellten die gründlichsten Untersuchungen an, die beiden Gewässer wurden an der fraglichen Stelle genau sondirt; aber Alles vergeblich, Albert war spurlos verschwunden und der Vater kehrte trostlos heim.

Im Frühlinge darauf wurde der Leichnam des Burschen unweit C. in dem Flusse aufgefunden, bis wohin er von dem Wasser getrieben worden war, aber ohne Geld. Auf eine Bekanntmachung reisten die Eltern hin und bewiesen, trotzdem daß der Körper durch den langen Aufenthalt im Wasser sehr entstellt war, durch glaubwürdige Zeichen, daß es ihr

Sohn sei, brachten die Leiche mit und beerdigten sie in R., in dem Glauben, daß ihr Sohn wirklich verunglückt sei. Erst nach mehreren Wochen wurde die Leiche noch einmal ausgegraben und durch die Aerzte festgestellt, daß dennoch ein Mord vorliege, also ein Raubmord. Mehrere Jahre waren seitdem vergangen und der Vorfall ziemlich vergessen, nur H. und seine Frau konnten das schreckliche Ende ihres geliebten Sohnes nicht aus dem Gedächtniß verdrängen. Inzwischen hatte sich H. mehr mit der Steinhauerarbeit beschäftigt und haute in der R.-Heide Mühlensteine aus, wohin ihm die Frau das Mittagsessen brachte, damit er bei der Entfernung nicht viel versäume. Wenn dann Beide nach dem Essen noch ein Weilchen plauderten, so kamen sie unwillkürlich immer wieder auf Albert und weinten sich Beide dann aus.

Die Stelle, wo H. arbeitete, war nicht weit von der Chaussee entfernt, und ein Steinschläger, der auf derselben arbeitete, gesellte sich oft zu den betrübten Eheleuten, um sein mitgebrachtes Mittagsbrod in ihrer Gesellschaft zu verspeisen. Wenn diese dann, namentlich bei dem Tischgebete, an die schönen Gebete ihres Sohnes erinnert wurden, so theilten sie ihrem Tischnachbar bald die Ursache ihres Grams mit, und er zeigte vom ersten Augenblicke an ein inniges Mitleid. Die beiden Männer waren, in Bezug auf geselligen Verkehr, auf sich allein angewiesen, denn sonst arbeitete Niemand in der abgelegenen Heide. So kamen sie oft zusammen, war es auch nur, um sich Tabaksfeuer zu holen, und plauderten mit einander; Branntwein wurde dabei aber nicht getrunken, im Dorfe selbst wurde nicht einmal eine Schenke geduldet.

Auf einmal bemerkte H. an seinem Nachbar eine ungewöhnliche Weichheit des Gemüths, denn jedesmal, wenn die Eltern um den verlorenen Sohn Thränen vergossen, weinte der Fremde am meisten. In ihrer Unbefangenheit aber schrieben Jene diese Theilnahme der Freundschaft zu,

welche Beide nach und nach unbeachtet geschlossen hatten. Doch endlich brach der Widerstand des Mörders zusammen. — Er umfaßte nun den unglücklichen Vater, fiel ihm zu Füßen und flehte und rang nach Erbarmung, bekannte die böse That und bat um Jesu willen um Vergebung. Er pries die Weisheit des Herrn, die ihn auf so wunderbare Weise gesucht und gefunden habe, indem sie ihn gerade in diese einsame Heide geführt habe, in welcher er hoffte, allein zu sein und sein böses Gewissen beruhigen zu können, hierher, um die unglücklichen Eltern des Ermordeten zu finden und durch sie nach und nach den Heiland selbst.

Und was that H.? Er weinte mit und bat selbst für den Mörder seines Sohnes um Vergebung bei dem Herrn. Nachdem Beide ruhiger geworden waren, wurde überlegt, was nun zunächst geschehen müsse, und so gingen denn die beiden Männer auf den Vorschlag des Einen, des Mörders nämlich, nach C. und berichteten die That, denn letzterer wollte jetzt gerne seine zeitliche Strafe abbüßen. Die Untersuchung und Verurtheilung war bald geschehen, und als der Mörder, späterhin nach der Strafanstalt R. abgeführt, bei R. vorbeipassiren mußte, ließ er H. noch um eine letzte Zusammenkunft bitten, die ihm dieser auch gerne gewährte und ihn noch sogar bis zu jenen Steinen, der Stelle in der Heide, die ihnen so lieb geworden war, begleitete.

Auf Befragen des H., wie er dem Mörder seines Sohnes so freundschaftlich zugethan sein könne, antwortete er stets: „Er ist von Gott begnadigt, wie sollte ich ihm dann nicht verzeihen, und um meinen verstorbenen Sohn bin ich jetzt ganz beruhigt."

2. Aus Baden.

Die 74 Jahre alte Wittwe, zudem nicht im Orte geboren, hat Niemand mehr, der sie näher angeht. Sie wohnt

im obern „Dachstüble“ allein. Ihre Freude war noch eine Ziege, für die sie täglich Blätter sammelte. Seit einem halben Jahre ist ihr auch diese Freude ausgegangen.

Um sich zu ernähren, hatte sie Jahre lang einen Morgen geringen Feldes gepachtet zu 14 fl. jährlich. Darauf pflanzt sie einige Sorten Frucht, und die Leute glauben, es habe diese alte Wittwe einen besondern Segen, denn obschon sie nicht düngen kann, hat sie alle Jahr den schönsten Roggen. Dieses Jahr stand er besonders dicht. Aber wer sollte ihn schneiden? Die Krankheit des Winters hat sie ganz ausgezehrt. Da geht sie drei Tage lang alle Morgen auf ihren Acker und schlägt die Sichel an, aber nach einer Stunde kehrt sie schwankend wieder heim, obwohl nur ein paar Handvoll Aehren geschnitten sind.

Das sehen acht Mädchen, die am Morgen früh eine Stunde weit auf den Taglohn gehen. „Heute tummeln wir uns, und wenn wir eine Stunde früher fertig werden, so schneiden wir der armen Frau den Roggen.“ Die Arbeit geht flink von Statten; es scheint, die Engel helfen mit. Um 6 Uhr ruft der Aufseher: „Feierabend; heute ist viel geschehen!“ Unter heftigem Regen eilen die Arbeiterinnen der Heimath zu; die nassen Kleider werden weggeworfen die Sicheln geholt, und um 7 Uhr fängt es auf dem Acker an zu leben und zu wimmeln. Ein dazu bestellter Knabe wetzt nacheinander die Sicheln, fast kann er nicht fertig werden; lachend und scherzend fallt Halm an Halm, und um halb 9 Uhr liegt der Acker voller Aehren. Die Arbeit ist fertig.

Morgens zittert die arme Frau mit der Sichel wieder dem Acker zu. „Ach! die Ernte ist vorüber, und mein Roggen steht noch,“ seufzt sie. Erstaunt bleibt sie auf einmal stehen. Was sieht sie? Der ganze Acker ist geschnitten! „Wer hat mir das gethan? Sind die Engel heute Nacht da gewesen?“ Mit Thränen in den Augen

wankt' die Wittwe nach Hause — es waren Dankes- und Freudenthränen. Als es in der Gemeinde laut wurde, da kam auch bald ein Mann mit dem Wagen, die Garben wurden gebunden und sind nun unter Dach, und am andern Morgen träufelten die Thränen der Frau während der heiligen Messe abermal aus den Augen und benetzten den Rosenkranz. Ja, es ist ewig wahr: „Ich will der Wittwen und Waisen Vater sein!"

3. Aus Baden.

Nikolaus P. wurde geboren im Jahre 1754 in der Diözese Trier; er widmete sich dem Lehrerstand. In seinem angetretenen Beruf fanden ihn die Schreckensjahre der französischen Revolution; Gott und seiner Religion ergeben, entging er den Klauen der terroristischen Spürhunde nicht; in das Gefängniß werfen, das Todesurtheil sprechen, war der Geschäftsgang jener Tage. Schon mit dem anbrechenden Morgen sollte seinem Leben mit dem Fallbeil ein Ende gemacht werden; da erwachte in der vorhergehenden Nacht mächtig die Liebe zum Leben in der Seele des guten P. „So Du mir dasselbe schenkest," betete er mit Inbrunst zum lieben Gott, „gelobe ich eine Wallfahrt zu Deinem heiligen Grabe nach Jerusalem." — Der Morgen brach an, die Thüren öffneten sich, aber nicht, um die Opfer zum Schaffot zu bringen, nein, zur Freiheit. Robespierre war in Paris gestürzt. Dieser Fall führte einen Umschwung der Dinge herbei; die Nachricht kam noch zeitlich genug; P.'s Gebet ward erhört. Was dabei in der Seele des guten Mannes vorging, darüber versucht meine Feder keine Schilderung niederzuschreiben.

Jerusalem ward nun sein Losungswort; in Marseille erwartete er ein Schiff zur Ueberfahrt; in der Hafenstadt war ein Knäuel der Verworfenheit, P. wurde des zur

Ueberfahrt nöthigen Geldes beraubt, und ſo ſehen wir ihn ſeine Schritte nach Rom lenken, um vom heiligen Vater die Umänderung ſeines Gelübdes zu erbitten. „Weihe Dein Leben dem Dienſte Gottes und ſeiner heiligen Kirche in demjenigen Lande und in derjenigen Weiſe, wo und wie es Dir zur Verherrlichung Gottes am förderlichſten ſcheint,“ ſo mag ungefähr der Ausſpruch des heiligen Vaters geweſen ſein. War es nicht beſondere Eingebung, daß er gerade unſer badiſches Land zum Schauplatz ſeiner Thätigkeit wählte, da, wo die Aufklärung immer einige Schritte voraus war, wo der Joſephinismus geſchäftig bereits Blätter und Blüthen trieb und es Noth that, die letzten Keime des ächten Katholizismus in den Herzen des Volkes zu erhalten? Auf dem Höhepunkt der Zeitrichtung ſtehende Seelen könnten ſpottend einwenden: mit einem Handel mit Gebetbüchlein und Roſenkränzen? — Solche Seelen haben keine Ahnung von dem geheimnißvollen Walten der Gnade Gottes oft in dem Unſcheinbarſten. — Nicht nur Buch und Roſenkranz, das ganze Leben dieſes Mannes war eine Anregung. Brod und Waſſer war ſeine Nahrung; in Scheunen, elenden Schlupfwinkeln hat er ſeine Lagerſtätte bereitet; in Wind und Wetter durchzog er das Land, beſuchte Jahrmärkte und Wallfahrtsorte, ſeinen Gewinn nach anderem Maße meſſend als die ſpekulativen Seelen dieſer Welt. Er ſprach wenig, doch ſeine ganze Erſcheinung hat geſprochen, dieſe hageren aszetiſchen Geſichtszüge, die von dem innigen Verkehr mit Gott zeugten; nur vermöge dieſes innigen Gnadenlebens mag es ihm möglich geworden ſein, ſo Vieles zu ertragen; ich ſpreche hier nicht nur von körperlichen Entſagungen, die geiſtigen ſind ſchwerer. Verkannt, verhöhnt, verſpottet, nicht nur von den Religionsloſen — von den Beſſern; es war eine Zeit, wo eine große Zahl der Letztern Heiligkeit Thorheit nannte. Von ſeinem Erwerb — welch' herrlichen Gebrauch machte er davon: drei Pfarreien ſtiftete er

drei Kirchen baute er, die eine in Eisenthal (Amt Bühl), die andere in Reichenbach (Amt Ettlingen), die dritte in seiner Heimath, der Diözese Trier. Das Maß seiner Bewährungen war noch nicht erfüllt; das Alter an sich schon ist eine Prüfung, der liebe Gott ließ ihn erblinden; der Verlust der körperlichen Augen mag den Blick der Seele erweitert haben — doch sein Gelöbniß war: zu wirken bis zum Abschlusse seines Lebens; er unterwarf sich einer Staaroperation, welche gelang; noch einmal sah er den Schauplatz seiner irdischen Wanderschaft, aber nur, um ihm Lebewohl zu sagen: ein Schlagfluß endete sein Leben, brachte ihn zum Ziele, dem längst ersehnten. — Er starb in E. im Jahre 1833, den 8. April um 10 Uhr Morgens in einem Bürgerhause, nächst der Kirche gelegen, wohl bei frommen Freunden. Stille ist er hinübergegangen, und stille ist er beerdigt worden.

Die großen Geister dieser Welt ringen nach irdischen Siegespalmen; sie sind denselben zu gönnen, es ist der irdische Preis für irdische Mühen. Die frommen heiligmäßigen Seelen streben nach anderen — Gott wird sie ihnen dort verleihen. — Der irdischen Verherrlichung bedarf der gute P. nicht; wir aber bedürfen der Anregung gegenüber dem unsere Zeit so gewaltig beherrschenden Egoismus — Träger der entgegengesetzten Tugenden.

4. Aus Baden.

Im Hauensteiner Ländchen wurde vor 20 Jahren ein Bauer, welcher stets bedeutende Baarschaft besaß, zur Zeit der Heuernte von einem braven, aber armen Mann, dem man sein Häuschen versteigern wollte, um ein Darlehen von 50 Gulden angesprochen. Doch der Bauer weist, weil er nichts mehr zu erhalten glaubt, den Bittenden ab. Aber Tags darauf erscheint der Arme wieder, jedoch auch dießmal

ohne Erfolg. Als er aber am dritten Tage in aller Frühe wiederum kömmt, mit der festen Versicherung, Niemanden zu haben, der ihm helfen wolle, und so zu sagen bei allen Heiligen betheuerte, in Bälde Zahlung leisten zu wollen, läßt sich der Bauer endlich bewegen, ihm aus der Noth zu helfen. Er geht in die Kammer, nimmt aus dem Kleiderkasten sein Geld, zählt 50 Gulden heraus und gibt sie dem Bittenden. Dieser geht herzlich dankend, mit den Worten: „Der liebe Gott vergelt's Euch vielmal," frohen Muthes nach Hause.

Den Bauer befällt, als er in die Kammer zurückgekommen, um das Säcklein wieder in den Kasten zu stellen, eine gewisse Bangigkeit; der Gedanke regt sich, er solle sein Geld besser verbergen, denn es könnte leicht, da Nachmittags alle Hausbewohner auf der Wiese arbeiten müssen, Jemand einbrechen und ihm dasselbe stehlen. Bei diesem Gedanken schiebt er's, statt in den Kasten, unter denselben hinunter. Als er am Abend von den Wiesen zurückkehrend sich dem Hause nähert, sieht er zum großen Schrecken ein Fenster offen. Ein gottlöser Mensch aus einem benachbarten Orte hatte wirklich eingebrochen. Man hat mich bestohlen, ruft er, und in's Haus gekommen, sieht er Thüren und Kasten offen; Alles in der Kammer umgekehrt, Betten, Kleider, Alles liegt am Boden. Mit dem Rufe: O mein Geld! stürzt er zum Kasten hin, greift, zitternd am ganzen Körper, unter denselben — o Freude! das Geld ist noch auf derselben Stelle, auch sonst nur Unbedeutendes entwendet. Da bekennt er laut: Daß mein Geld noch da ist, habe ich Gott und dem armen Manne zu verdanken, welchem ich heute Geld geliehen. Hätte er mich nicht veranlaßt, dasselbe in die Hände zu nehmen, wäre mir nie in den Sinn gekommen, es anderswohin zu verbergen. Jetzt faßte er den festen Vorsatz, niemals einen braven, ehrlichen Menschen in der Noth von sich zu stoßen.

Wenige Monate waren verstrichen, als eines Abends jener arme Mann mit seinem entlehnten Geld erschien, und dasselbe wieder redlich zurückbezahlte. Jetzt erkannte der Bauer erst recht klar, wie viel werth das „Vergelt's Gott" eines armen bedrängten Mann sei und wie schnell oftmals die Vergeltung für eine geleistete Gutthat ausbezahlt wird.

5. Aus Baden.

Die Pfarrei Sch. zählt viele Familien, von denen manches Rühmliche zu erzählen ist; unter Anderem führe ich Folgendes an: Auf den heiligen Weihnachtstag geschah es regelmäßig, daß fromme Frauen etlichen Armen das Christkindlein brachten. Dieß thaten sie auf folgende Weise: Sie packten in etwas Tuch, das zu irgend einem Kleidungsstücke sich eignete, Zucker, Kaffee, Fleisch, mehrere Laib Brod nebst etwas Geld, und legten dieß bald nach Eintritt der Nacht, wo in der Regel die Hausthüren noch offen waren, ganz in der Stille und ohne daß Jemand die Spenderin merkte, den betreffenden Personen vor die Stubenthüre, oder hängten es an die Thürfalle mit einem Zettelchen, auf dem zu lesen war: „Der N. N. das Christkindlein." Welche himmlische Freude solche vom Christkindlein Beglückte empfanden, läßt sich leicht denken. Einmal sagte mir eine so überglückliche Person: „Weil mir alles das gebracht wurde, was ich am Nothwendigsten brauche, meine ich eben, es thue dieß ein Engel."

6. Aus Baden.

Auf dem Schloß B. ereignete es sich beim Rückzuge der Franzosen vor Erzherzog Karl (vor der Schlacht bei Schliengen), daß die Besatzung der verschiedenen Orte sehr wechselnd war und sich bald Oesterreicher, bald Franzosen in der Nähe der damals noch gut verwahrten Propstei

herumtummelten. Französische Nachzügler suchten sich nun mit List des Schlosses zu bemächtigen, und einer derselben kam eines Donnerstages, in österreichische Uniform verkleidet, vor das Thor und ließ melden, der damals in Schliengen garnisonirende österreichische Oberst lade sich mit seinen Offizieren auf nächsten Tag zu Tisch. Der Propst sagte natürlich zu; bald aber fiel ihm ein, daß kommenden Tages Fasttag sei und somit seine Gäste sich getäuscht finden könnten; die Fasten konnte und wollte er auch nicht aus menschlichen Rücksichten brechen, und so entschloß er sich, einen Diener nach Schliengen zu senden, dem Oberst zu melden, daß er ihm nur Fastenspeisen vorzusetzen im Stande sei. Dieser merkte den Trug und ließ dem Propste sagen, das bleibe sich gleich; er werde aber nebst seinen Offizieren zur Sicherheit noch einige Dragoner mitnehmen. Frühe trafen sie im Schlosse ein, und der Oberst eröffnete nun dem Propste, wie er hier eine List sehe, der er mit den Seinen begegnen wolle. Die Dragoner wurden nun links am Eingange — wo jetzt die zerfallene Mauer sich hinzieht — in Hinterhalt gelegt, und gegen Mittag kam wirklich ein Haufen Gesindel in österreichischer Uniform, die man einließ, gefangen nahm und dann nach Schliengen transportirte. So hatte die Beobachtung des Fastengebotes den Propst und die Propstei gerettet.

7. Aus Schlesien.

Voriges Jahr kam eine graue Schwester in meine Wohnung und bat um ein Almosen für ein Krankenhaus. Ich war selbst gerade nicht bei Gelde, suchte aber doch fünf einzelne Silbergroschen zusammen und gab sie ihr. „Gott bezahl's!“ sagte sie und ging. „Wenn dieß der liebe Gott bezahlen sollte,“ sagte ich für mich hin, „so müßte er wenigstens für jeden Silbergroschen einen Thaler geben.“ Es vergingen einige Wochen und ich dachte nicht mehr an die

Sache. Da kam eines Morgens eine Dame zu mir, die Mutter eines meines Schüler, erkundigte sich nach dem Knaben, nach seiner Aufführung u. s. w., und drückte mir beim Weggehen fünf neue Thalerstücke in die Hand und zwar für meine Mühe, die ich mit dem Knaben habe. Im Moment fiel mir die graue Schwester ein und die fünf Silbergroschen. So könnte ich noch mehr Fälle von der wunderbaren Hülfe Gottes erzählen, die mir im Leben zu Theil geworden ist.

8. Aus Kärnthen.

Zu R. kam täglich ein Bauer in's Kloster, der zuvor einer unserer größten Wohlthäter gewesen, um ein Almosen in Empfang zu nehmen. Er hieß H. B. Derselbe hatte einst ein herrliches Anwesen, welches er aber seinem verlorenen Sohn übergab und dabei sich so wenig ausbedungen hatte im Vertrauen auf die Kindesliebe seines Sohnes, daß er davon nicht das Leben hätte fristen können, geschweige sein Weib und seine Stiefkinder. Jedoch der Arme hatte sich verrechnet. Einst kam der alte Mann wieder ins Kloster und klagte: „Jetzt steht mir der Verstand stille. Mein Sohn (ohnedieß der Gant nahe) ist jetzt, eines Mordes verdächtig, vom Gerichte in Haft genommen worden. Aber so geht es; viermal mußte ich mit ihm vor Gericht stehen, um wenigstens das wenige Ausbedungene zu erhalten!" Sein Sohn war aber, wie es scheint, nur zur Strafe jener Gerichtsgänge, zu denen er seinen Vater zwang, von Gott zu dieser entehrenden Haft verurtheilt, denn ein desselben Mordes verdächtiges Individuum erhängte sich im Kerker mit dem Schnupftuche des Ersteren und leitete dadurch den Verdacht von Jenem ab.

Der alte H. B. ist überdieß eine fast verstärkte Auflage des Job. Zuvor in hohem Ansehen, daß er jetzt noch Briefe von hochgestellten Geistlichen aus Wien bekommt,

mit einem Anweſen, das ſich von ferne wie ein kleines Dorf ausnahm, zugleich kaiſerlicher Beamter, wohnt er jetzt in einer einſamen, elenden Hütte, von Almoſen lebend mit ſeinem dritten Weibe, welches kranke Füße (ſog. Elephantenfüße) hat, und mit ſeinen Stiefkindern, welche Kretins ſind. Selbſt bejahrt, ſucht er noch durch Schnitzarbeit Etwas zu verdienen; doch ſeit Jahren iſt ſeine rechte Hand gelähmt. Dennoch iſt er guten Muthes und fromm; wenn ich an ſeiner Hütte vorüberging, ſo kam er freundlich heraus und bot mir noch Etwas von ſeinem kümmerlichen Lebensunterhalte.

9. Aus Baiern.

Auguſt H. trat bei einem Maurer als Handlanger mit 14 Gulden Lohn ein. Sein ſchlichtes, fleißiges, eingezogenes Weſen empfahl ihn dem Meiſter, der gleich für das erſte Jahr noch 6 Gulden zulegte. Davon ſchickte der dankbare Sohn ſeiner armen Mutter gleich 15 Gulden, und ſo regelmäßig zum Hauszins u. dgl. Der ganze proteſtantiſche Ort und die darin befindlichen Juden achteten den jungen Menſchen und ſtellten ihn den Ihrigen zum Muſter auf. Im Jahre 1866 im Felde ſtehend, verlor er durch eine vor ihm explodirende Kartätſche beide Füße bis an die Kniee, ward in das Lazareth gebracht, und bewies ſeine unerſchütterliche Geduld und Unterwerfung unter Gottes Willen, verwies ſeinen Leidensgefährten ihre ſchlechten Reden, erhielt noch von ſeiner Mutter, für deren Reiſe die dortigen Ortsbewohner die Auslagen kollektirten, den gewünſchten Beſuch, und nach ſeinem gottſeligen Verſcheiden einen außerordentlichen Leichenmitgang und rühmliches Andenken. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, den jungen Leuten bei dem vierten Gebote Gottes das Bild dieſes ehemaligen Schülers vor Augen zu ſtellen. Früh vollendet, erntet er jetzt für die treue Erfüllung des vierten Gebotes.

10. Aus Oeſtreich.

An einem Mittag kam ich in einen Eiſenbahnwaggon, wo mehrere Flößer oder Schiffer ſaßen. Einer derſelben hatte eine Tabakspfeife, auf welcher drei nackte Weibsperſonen abgebildet waren. Der Mann ſaß mir gegenüber, und, ohne daß ich es wollte, fiel mein Blick wiederholt auf ſeinen Pfeifenkopf. In Anbetracht, zu wie viel unkeuſchen Gedanken, Worten und Gelächter dieſer Pfeifenkopf noch führen würde, bis er zerbricht, und wie jene Magd, von der Sie im A B C erzählen, daß ſie 100 Gulden für ein Venusbild ihrem Herrn bezahlte, damit Gott nicht mehr dadurch beleidigt würde, fragte ich den Eigenthümer, ob er mir die Pfeife nicht zu kaufen gebe. Er ſagte: „Einen Gulden hat ſie mich gekoſtet und zehn Kreuzer muß man mir noch mehr geben.“ — „Ah bah,“ ſagte ich, „einen Profit wirſt Du ja nicht verlangen.“ „Nun gelt,“ ſagte er, „Dir gefallt ſie halt doch auch, ſonſt würdeſt Du ſie nicht kaufen.“ „Wie ſie mir gefallt, wirſt Du ſchon ſehen, wenn Du ſie mir gibſt.“ „Nun, ausrauchen will ich ſie noch, dann kannſt Du ſie haben.“ Ich gab ihm dann den Guldenzettel und er mir die Pfeife. Ich warf dieſelbe gleich auf den Boden und mit der Hacke des Schiffmanns zerſchlug ich dieſe Freude des Teufels zu kleinen Scherben. Lautloſe Stille herrſchte eine geraume Zeit im Waggon, dann ſagte Einer: „In einer Hinſicht hat er recht gehabt.“ Aber Niemand ſagte weiter etwas. Den früheren Beſitzer der Pfeife bat ich noch, er möge ſich doch keine ſolche mehr kaufen und dadurch kein Aergerniß mehr geben. Er ſah finſter zu Boden und ſagte: „Gleich wieder.“ Ich hoffe jedoch, er wird's doch nicht gethan haben; denn das Stillſchweigen der ſämmtlichen Paſſagiere im Waggon war ihm eine eindringliche Predigt. Es war ein großer, ſtarker Mann in den beſten Jahren.

11. Aus Baden.

In M. lebte in den dreißiger Jahren ein Nagelschmied, den ich als damaliger Ministrant jeden Tag von seiner Schmiede weg in die heilige Messe gehen sah. Der Grund seines fleißigen Kirchenbesuchs war mir lange unbekannt, nur hatte ich beobachtet, daß Andere seiner Profession diese schöne Gewohnheit nicht übten. Einmal fragte ich um die Ursache, da erzählte er: „Ich ging früher nie an Werktagen in den Gottesdienst, ausgenommen bei besonderer Veranlassung. Bei meiner Arbeit ist es üblich, daß man Abends nach dem Einstellen derselben die gefertigten Nägel zählt und verpackt. Ich fertigte nun bei gleicher Arbeitszeit, als ich nicht in die heilige Messe ging, von der Sorte Nägel im ganzen Tag 1800, von jener 1900, von einer dritten 2100 Stück. Nun beobachtete ich, daß ich an jenen Tagen, an welchen ich z. B. eines Leichengottesdienstes wegen in die heilige Messe gehen mußte, wodurch ich $^3/_4$ Stunden die Arbeit versäumte; und wohlgemerkt, ich begann an solchen Tagen wie an den anderen in der Frühe um 5 Uhr die Arbeit, und hörte wie sonst Abends 7 Uhr auf, genau gleichviel Nägel oder eher noch etliche mehr gefertigt hatte. Diese Beobachtung," fügte er bei, „machte ich jahrelang, und dieses bewog mich dann, täglich die heilige Messe zu besuchen, Gott die Ehre zu geben und er gab mir dafür seinen Segen. Das ist das Geheimniß meines täglichen Kirchenganges. Warum sollte ich mir diese $^3/_4$ Stunden — ich sage — Erholung nicht gönnen? Es ist wahr, Junger: An Gottes Segen ist Alles gelegen."

12. Aus Baden.

In einem Wirthshause in O. hatte man eine recht fromme Dienstmagd. Sie stand in einem Alter von etwa 22 Jahren. Wegen ihrer Bescheidenheit, Sittsamkeit, Frömmigkeit und

Rechtschaffenheit liebten sie die Kinder des Hauses in hohem Grade und verweilten gerne in ihrer Nähe. Aus diesem Grunde hatte sie auch großen Einfluß auf die Erziehung und die guten Sitten der Kinder. Manches, was die Eltern versäumten, wurde durch die fromme Dienstmagd in der Erziehung ersetzt. Sie hatten zwei Töchter, eine von 11, die andere von 17 Jahren. Eines Tages begegnete mir die Jüngere von ihnen auf der Straße. Sie bei der Hand fassend, fragte ich: „Kind, bist Du auch brav und betest fleißig?“ „Ja freilich,“ antwortete die Kleine mit heiterem Gesichte, „ich bete jeden Abend den heiligen Rosenkranz.“ „Wo denn?“ fragte ich, etwas zweifelnd an der gegebenen Antwort, „wohl in der Wirthsstube?“ „Nein, in unserer Schlafkammer,“ lautete die Antwort; „denn seitdem wir die Nannet zur Magd haben, betet sie jedesmal, wenn wir zu Bette gehen, mit mir und meiner Schwester den heiligen Rosenkranz.“ „Das ist recht brav von Euch,“ sagte ich; „aber Du wirst auch wohl oftmals früher in's Bett gehen als die Magd, und dann?“ „Ja, dann bete ich ihn allein; aber auch schon oft hat die Magd mich noch geweckt, wenn sie später schlafen ging, damit ich mitbeten konnte.“ „Ist Dir dieß aber nicht zu viel?“ „O nein, meine Schwester und ich thun es gerne, schon weil es die Nannet haben will.“ „Die Mutter wird es befohlen haben?“ „Doch nicht,“ erwiederte das Kind, „die Mutter weiß nichts davon. Die Nannet thut's aus freien Stücken und wir folgen ihr gerne.“

13. Aus Baden.

In O. waren zwei arme christenlehrpflichtige Knaben, die bei einem etwa zwei Stunden von der Kirche entfernt wohnenden religionslosen Bauern dienten. Dieser gestattete den Knaben vielfach an Sonn- und Festtagen nicht, den Gottesdienst zu besuchen. Als ich eines Tages einen dieser

Knaben über sein Ausbleiben aus dem Gottesdienst zur Rede stellte, erzählte er die Ursache; und auf die Frage, was sie denn treiben während des Gottesdienstes, gab er ganz niedergeschlagen folgende Antwort: „Mein Kamerad und ich versteckten uns jedesmal auf den Heustall hinauf und beteten dann auf dem Heustall oben den Rosenkranz.“ So lebte Joseph auch tugendhaft in fremdem Lande.

14. Aus Tirol.

In der Umgegend von M. lebte noch 1860 ein 70 Jahre alter Greis mit langen, weißen Locken und Barte und ehrwürdigem, freundlichem Aussehen, der ein bedeutendes Vermögen besaß. Dieser war, man möchte sagen, mit Leidenschaft der Andacht zum allerheiligsten Sakramente und für die armen Seelen ergeben, so daß er unter Kuratel gesetzt wurde, da er sein ganzes Vermögen, auf das kein Angehöriger sonst noch Anspruch zu machen hatte, zu hl. Messen für die armen Seelen verwendet hätte, und selbst der Armenkasse zur Last gefallen wäre. Um nun doch sein Möglichstes in dieser Beziehung zu leisten, so verwendete er das Wenige, was ihm ausgefolgt wurde, in obiger Meinung zu hl. Messen und lebte selbst größtentheils von Almosen, nachdem er den Rath und die Erlaubniß des Beichtvaters dazu eingeholt hatte. Ich sah ihn 1860 zu Bozen in unserem Kloster, wie er im Klaustrum knieend die als Almosen gereichte Suppe aß und dabei schweigend und mit vergnügtem Gesichte die gut gemeinten, aber mitunter etwas derben Witze unseres Herrn Koch, der ihn sehr gut kannte und große Hochschätzung sonst von ihm hatte, hinnahm — ein wahrer parvulus im Sinne des Evangeliums. Der alte Mann war zu Fuß von Meran nach Bozen (7 Stunden) gewandert, weil eben in unserer Kirche das 40stündige Gebet abgehalten wurde, wie er überhaupt auf diese Entfernung in der Runde kein

40stündiges Gebet unbesucht ließ, wo er dann fast tagelang in der Kirche vor dem Allerheiligsten betete. Ich fragte ihn, wo er übernachtet habe. Er antwortete, daß er gewöhnlich bei einem gewissen Bader übernachte, allein gestern habe er sich etwas verspätet, das Haus sei schon geschlossen gewesen, und sonst habe er Niemanden wollen lästig fallen, daher habe er die Nacht auf einem Betstuhle vor unserer Kirche zugebracht. „Aber da wäre ich wohl bald erfroren." Es war eine kalte Frühlingsnacht. Es thut mir leid, daß ich seitdem von dem Manne nichts mehr erfahren konnte, ich werde aber, so viel möglich, Nachforschungen anstellen und Ihnen weiter berichten, wenn ich etwas von ihm erfahre.

15. Aus Baden.

In einem Orte auf dem Lande starben arme Eheleute, Mann und Frau, schnell nacheinander. Sie hinterließen nichts als ein Häuschen und sieben Kinder, von welchen das älteste 8 und das jüngste ½ Jahr zählte. Der gute Pfarrer des Ortes, welcher den Kopf auf dem rechten Fleck hatte, stellte bei der Beerdigung des letztverstorbenen Elterntheils, der Mutter, fünf der Waisen um das offene Grab, hielt eine Predigt, wies die Zuhörer auf den Satz: „Wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!" bat die Anwesenden in ergreifenden Worten, sie möchten dieser armen Waisen sich erbarmen, und die Einen oder Anderen eines derselben zur Erziehung nehmen. Die Herzen wurden gerührt, sowohl beim Anblick der Kinder, wie durch die Worte des Predigers. Kein Auge war ohne Thränen. Alle sieben Kinder wurden aus Liebe zu Gott von frommen Leuten aufgenommen. Zwei Eheleute nahmen jenes, das keine zwei Jahre zählte und behielten es 18 Jahre. Da nun starb der bisherige Pflegevater. Das Kind weinte an dessen Grab bittere Thränen. Nicht lange darauf erkrankte die Pflegemutter. Rettung war,

wie ſie ſelber ſagte, keine vorhanden. Der neugierige Pfarrer des Ortes fragte ſie nun während der Dauer der Krankheit: Wie es ihr auch um's Herz ſei, da ſie nicht mehr ein langes Leben zu hoffen habe? Dieſe erwiederte mit heiterer Miene: Ich habe meine ledigen Jahre immer keuſch durchlebt, meine Kinder chriſtlich erzogen, bin meiſtens täglich in die Kirche gegangen, habe des Jahres mehrmals die heil. Sakramente empfangen, den hl. Roſenkranz faſt täglich gebetet, aber nichtsdeſtoweniger ſchaudert mich der Gedanke an den Tod; beſonders ergreift mich Angſt, wenn ich der Verantwortung gedenke, welche ich geben muß über 73 Jahre, über Gedanken, Worte und Werke. Nur Eines iſt's, das mich tröſtet, nämlich ein Blick auf dieſes erwachſene Mädchen, das als Waiſe mein Mann und ich in's Haus genommen und ſo gut als möglich erzogen.

So oft ich an dieſe Waiſe denke, fallen jeweils die Worte des Herrn mir ein: „Wer eines dieſer Kleinen, die an mich glauben, aufnimmt, der nimmt mich auf!" Dieſe Worte tröſten mich ſtets, denn der Heiland, denke ich, werde mich gewiß dieſes Kindes wegen zu ſich nehmen. Hab ich ihn ja im Leben aufgenommen, warum ſollte er mir ſterbend nicht das Gleiche thun? Das iſt mein einziger, aber auch großer Troſt. Hätte ich dieſen nicht, wäre Verſchmachten mein Loos.

Die Frau ſtarb. Ihre Kinder weinten am Grabe bittere Thränen. Aber das Waiſenkind weinte am meiſten; ja, es wollte das Grab ſeiner zweiten Mutter faſt gar nicht verlaſſen.

Vielen Anweſenden ſtanden Thränen in den Augen ob dieſer trauernden Waiſe. Auch ſpäter ſah man dieſe Waiſe öfters ſtehen an den Gräbern der lieben, theuern Eltern, Thränen des Dankes in den Augen.

16. Aus Schlesien.

Die Tochter einer gräflichen Familie, welche in der Nähe von J. eine Herrschaft besaß, war im Jahr 1853 etwa 12 Jahre alt, als sie die Bräune in hohem Grade bekam. Das Kind war bisher in Unschuld herangewachsen, zu allem Guten herangezogen. Niemand glaubte an die Möglichkeit, daß das geliebte Kind sterben könnte. Auf einmal verlangte es aus eigenem Antriebe, die hl. Beicht und Kommunion verrichten zu dürfen, welche Sakramente es bis dahin noch nicht empfangen hatte. Da ein Schloßkaplan im Hause war, wurde dieser Wunsch der Kranken bald erfüllt. Die Eltern konnten nicht genug erstaunen über dieses Verlangen und fingen an, das Schlimmste zu befürchten. Dann berief die Kleine alle Diener und Dienerinnen zum Krankenbette und dankte allen in rührendster Weise für alle geleisteten Dienste. Allgemein war darob Staunen und banges Ahnen im Hause, weil Niemand dem Mädchen vom Nahen des Todes-Engels etwas gesprochen und zu so was aufzumuntern gewagt hätte. In den Leiden seiner Krankheit war es so geduldig, daß der Arzt, der manchmal die Häute aus dem entzündeten Schlunde zog, sich nicht genug wundern konnte. Auch von den geliebten Eltern nahm es einen ergreifenden Abschied und blieb dann lange Zeit ruhig. Auf einmal begann es zu lächeln, erhob sich freudig und rief ganz entzückt: „Ich sehe sie schon in weißen Kleidern!“ Mit diesen Worten hauchte sie die unschuldige Seele aus.

17. Aus Oberösterreich.

Unlängst starb hier ein armer, fleißiger Maurer. Er war Vater von 5 Kindern. Eine unglückliche Zahn-Operation zog ihm ein Geschwür zu, das allmählich einen krebsartigen Charakter annahm. Zu den großen, körperlichen

Leiden gesellte sich bei dem armen Manne noch der Kummer und die Sorge um Erhaltung seiner Familie. Der brave Arbeiter hatte in gesunden Tagen seine Familie anständig zu erhalten gewußt, nun sah er sie dem Mangel und der Noth preisgegeben, sah ihre Thränen fließen. Der Kranke kämpfte einen schweren Kampf! Doch Gott, den er in gesunden Tagen nicht vergessen, tröstete ihn auch in den kranken. Als sein Weib jammernd und wehklagend an seinem Bette stand und voll Schmerz ausrief: „O, Peter, wer wird jetzt für uns sorgen?“ da antwortete er ihr mit ganz ruhigem, festem Vertrauen: „Gott der Vater im Himmel!“ Mit großer Geduld ertrug er seine furchtbaren Schmerzen und betete oft: „Herr, dein Wille geschehe, gefalle ich dir in meinen Leiden, so gib mir nur Kraft und Muth, es dir zu lieb zu tragen!“ Und als der Priester, der ihm die hl. Sterbsakramente gereicht hatte, beim Anblick des so furchtbar Entstellten voll Theilnahme ausrief: „Armer Peter, was mußt du leiden,“ flüsterte der arme Kranke wie verklärt: „O, ich bin nicht arm, ich bin reich, ich habe meinen Jesus bei mir!“ Unter großen Schmerzen gab er endlich voll Ergebung seinen Geist in die Hände seines Schöpfers. So starb ein christlicher Arbeiter!

Ob der Tod eines Arbeiters nach der jetzigen freigeistigen Richtung wohl auch so schön sein mag, und ob nach seinem Tod Gottes Erbarmungen sich auch so sichtbar zeigen dürften, wie bei des armen Mannes Familie?

Die Nachricht von dem frommen Tod des allgemein geschätzten Mannes verbreitete sich schnell im Orte und war mehrere Tage der Stoff der Gespräche. Alles war voll Rührung und Theilnahme. Bald gesellten sich einige Frauen zusammen und unternahmen eine Kollekte, die so viel eintrug, daß die Familie für ein ganzes Jahr sich ihr Brod unentgeltlich beim Bäcker holen konnte, und auch für Zins und andere Bedürfnisse wurde gesorgt. Die arme Wittwe konnte

gerührt sagen, mein Loos ist weit weniger traurig ausgefallen als vieler Anderer meines Standes, und ich sehe, daß mein braver Mann recht hatte, daß Gott der Vater für mich sorgen wird! Ja, als sich mehrere Monate nachher wieder ein hartes Kreuz für die arme Wittwe zeigte, und sie selbst plötzlich von Blattern befallen wurde, mitten in einer Zeit, wo sie am meisten Arbeit und Verdienst hatte, und ihre Kinder bangen Herzens der Obhut einer Nachbarin übergeben mußte, fand sie bei ihrer Genesung und Rückkehr aus dem Spitale in ihrem Stübchen bessere Betten und Wäsche für ihre Kinder als früher, und mußte gestehen: „Gott hat's wieder recht gemacht." So gibt diese schlichte Erzählung einen Beweis von dem Werth eines christlichen Lebens und Sterbens.

Es gibt viele Vorkommnisse im Leben, wo Gott seine Nähe und sein Wirken dem Menschen fühlbar macht durch eine derartige Hülfe, welche nur der verbissene Unglaube dem Zufall zuschreiben mag. Allerdings darf der Mensch, welcher Gottes Fürsorge an sich erfahren hat, daraus nicht den Schluß machen, daß er persönlich bei Gott besonders viel gelte, gleichsam sein Liebling sei, sondern, wie der Philosoph Heinrich Steffens richtig bemerkt, es ist die Natur der Weltregierung Gottes, daß er auch dem einzelnen Sünder in vielen Lebenslagen gnädig hilft, wie er die Sonne aufgehen läßt über Ungerechte und auch dem Feld des Gottlosen in seiner Langmuth Regen zukommen läßt. Zu diesem Eingreifen der gütigen Fürsehung Gottes gehört auch Alles, was zunächst dem Schutzengel Gottes zugeschrieben wird, da dieser nur in Gottes Kraft genau den Willen Gottes vollführt.

1. Aus Hannover.

Ich begleitete einſt zwei Nonnen, die mich zu beſuchen gekommen und einige Tagereiſen von hier entfernt waren, nach Hauſe zurück. Wir hielten uns am zweiten Tage in N. bei einer Bekannten ſo lange auf, daß der Tag ſich eher neigte, als wir nach N., dem Ziele unſerer Reiſe, gelangen konnten. Es war bereits ſtark finſter, als wir in eine große, offene Haide kamen, die bis nach N. ſich erſtreckte und faſt noch drei Stunden weit vor uns lag. Ungeachtet jetzt unſer Kutſcher auf meine Bitte mit der größten Achtſamkeit zu fahren begann, geſchah dennoch bald, was ich befürchtete. Wir verirrten uns dergeſtalt vom Wege, daß wir keine Wagenſpur mehr finden konnten und daher auf's Gerathewohl weiterfahren mußten. Nach Verlauf von etwa einer Stunde bemerkten wir ein Licht von Weitem. Dahin unſere Richtung nehmend, kamen wir glücklich an ein großes, ſchön gebautes Landhaus. Wir gingen hinein, um den Weg nach N. zu erfragen. Der Hausherr und ſeine Frau begegneten uns mit einer unerwarteten Höflichkeit, nöthigten uns in ihre Stube und boten uns vor der Weiterfahrt zur Erquickung einen Kaffee an. Sowohl die gaſtfreundliche Aufnahme dieſer Leute, als meine Beſorgniß, den Weg nach N., von dem wir noch zwei ſtarke Stunden entfernt waren, abermals zu verfehlen, erregte in mir den Wunſch, hier womöglich zu übernachten; ein Wunſch, den die Nonnen gern mit mir theilten. Als wir denſelben gegen unſere Wirthe äußerten, waren Beide ſehr erfreut darüber und hielten es für eine große Ehre, uns zu beherbergen. Mit der größten Geſchäftigkeit wurde nun ſogleich für die Bereitung unſerer Nachtlager geſorgt und ein gutes ländliches Abendeſſen bereitet, das wir in Geſellſchaft des Hausherrn und ſeiner Frau unter freundlichen Geſprächen zu uns nahmen. Gegen 9 Uhr verließen uns dieſe Beiden; ich blieb

mit den Nonnen im Gespräch noch in der Stube. Als wir aber bis gegen 11 Uhr dasselbe fortgesetzt hatten, sagte ich zu ihnen: „Nun müssen wir wohl endlich unser Gespräch abbrechen, denn es ist Zeit zu schlafen; ich habe noch einen kleinen Theil meines Breviers zu lesen, wenn ich damit fertig bin, werde ich auch zu Bette gehen.“ Als ich allein war und mein Brevier gebetet hatte, nahm ich zufällig ein Bild, welches als Merkzeichen am Schlusse meines Tagesgebets stand, in die Hand. Es stellte einen Schutzengel dar. Beim Anblick desselben gerieth ich ganz unwillkürlich in eine Betrachtung über die Wohlthat des Schutzengels. Während ich mich dieser Betrachtung überließ, wurde an die Stubenthüre geklopft. Ich rief: „Herein!“ und siehe, wer war's? Ein schöner, wohlgekleideter Jüngling trat herein, verbeugte sich vor mir und sprach: „Sie, mein Herr! müssen sich mit ihren Gefährtinnen noch vor 1 Uhr aus diesem Hause entfernen, aber ja ganz leise, ohne alles Geräusch; die Ursache davon werden Sie morgen früh erfahren.“ Mit diesen Worten verließ er die Stube wieder und ich staunte über diese Erscheinung. Verstummt, mit starrem Blicke dem Jüngling nachsehend, fragte ich mich selbst: „Was ist das? Träumt dir, oder ist die Erscheinung wirklich und wahr? oder hat dir deine lebhafte Einbildung etwa dieselbe vorgespiegelt?“ — Ich konnte mir diese und dergleichen Fragen weder mit Ja, noch mit Nein beantworten, faßte mich aber und ging, nachdem ich zuvor auf meine Uhr gesehen, die halb zwölf zeigte, in die Küche, um mich näher davon zu überzeugen. Alle waren in tiefster Ruhe, nur mein Kutscher saß allein noch am Feuer, auf mich wartend. Ich fing mit ihm, damit er nichts merken sollte, ein gleichgiltiges Gespräch an und fragte ihn dann endlich, wo der junge Mann geblieben, der soeben bei mir gewesen wäre? Er antwortete, daß er Niemand gesehen habe. Und als ich erwiederte, er würde vielleicht wohl geschlafen haben oder bei seinen Pferden

geweſen ſein, ſagte er: „Nein, Herr! ich ſitze ſchon lange Zeit und warte, bis Sie ſchlafen gehen.“ — „Sind die Nonnen ſchon zu Bett,“ fragte ich dann ablenkend weiter. „Ja.“ — „Wo ſchlafen ſie denn?“ — „Hier in dieſer Stube,“ antwortete er, indem er mit dem Finger darauf hinzeigte. — „Wo werden denn Sie ſchlafen?“ „Dort, in jener Stube.“ „Und wo iſt das Bett für mich bereitet?“ — „Da in der Stube neben der meinigen.“ — „Nun, das iſt ja gut, daß wir alle an der Küche ſchlafen, ich weiß jetzt ſchon den Weg. Sie brauchen alſo nicht länger auf mich zu warten, gehen Sie nur gleich zu Bett, damit ſie deſto beſſer früh bei der Hand ſein können.“ — Der Kutſcher that, wie ich ihm ſagte und ich kehrte in die Wohnſtube zurück. Mich voll Unruhe vor den Tiſch hinſtellend, nahm ich unter allerlei Gedanken über die räthſelhafte Erſcheinung wiederum das vor mir liegende Schutzengelbild in die Hand. Während ich auf dasſelbe ſah und dadurch meine vorige Betrachtung ſich erneuerte, erſchien plötzlich ein paar Schritte weit von mir ein Geſicht. Es wurde mir bei dieſer Erſcheinung ein wenig unheimlich; jedoch ermannte ich mich und ſah mit feſtem Blicke auf das Geſicht, deſſen Augen ſtarr auf mich gerichtet waren, verglich es mit dem Geſichte des Schutzengels und fand, daß es dieſem völlig ähnlich war. Nachdem ich lange genug meine Augen auf die Erſcheinung geheftet hatte, verſchwand ſie. Jetzt war mir aller Zweifel gelöst; ich ſah auf meine Uhr, ſie zeigte ein Viertel nach Zwölf. Ohne Zögerung ging ich jetzt zu den Nonnen, weckte ſie und ſagte ihnen: „Kinder, ſteht eiligſt auf, kleidet Euch ſo ſchnell als möglich und kommet — aber ja leiſe ohne alles Geräuſch, damit Niemand erwache — zu mir in die Stube.“ Ebenſo weckte ich auch den Kutſcher. In kurzer Zeit waren ſie bei mir in der Stube. Indem ich ihnen jetzt ſagte, daß wir augenblicklich dieſes Haus verlaſſen müßten, legte ich reichlich ſoviel Geld auf den Tiſch, als unſere Verzehrung betragen konnte, und wir

sprangen durch die Stubenfenster aus dem Hause hinaus. Der Kutscher hatte bald mit unserer Hülfe die Pferde, welche in die Scheune gestellt waren, vor dem Wagen und wir fuhren, uns in Gottes Schutz empfehlend, auf's Gerathewohl von dannen.

Nach ungefähr zwei Stunden kamen wir, der uns drohenden Gefahr entronnen, in N. an. Wir weckten am Posthause die Leute und ließen uns Kaffee bereiten. Kaum war derselbe aufgestellt, als ein junger Kaufmann in der größten Eile herangeritten kam, abstieg und zu uns hereingeführt wurde. Der Mann sah ganz verwirrt aus. Er setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, neben mich, sprang aber unter beständigem Händeringen und Kopfschütteln gleich vom Stuhle wieder auf, eilte an's Fenster, durchrannte die Stube und setzte sich dann wieder. Ich versuchte es, mit dem Manne an's Wort und hinter die Ursache seiner auffallenden Unruhe zu kommen. Allein er blieb stumm. Als ich mehrmals fruchtlos den Versuch wiederholte, winkte ich den Nonnen hinauszugehen. Jetzt redete ich den Mann ganz zutraulich an und bat ihn, er solle mir doch die Ursache seiner großen Unruhe offenbaren, ich würde ihn vielleicht davon befreien oder ihm wenigstens einen guten Rath darüber ertheilen können. Ich gewann das Zutrauen des Mannes und er fing an zu reden: „Ja Herr! ich bin allerdings ganz verwirrt und in der größten Unruhe; die Ursache davon ist die sonderbare Begebenheit, die mir diese Nacht widerfuhr. Ach, es ist gewiß eine Mordthat geschehen! Sie werden morgen ohne Zweifel davon hören.“ Bei diesen Worten gedachte ich dessen, was mir der Jüngling gesagt hatte und sprach: „Erzählen Sie, lieber Herr! mir Ihre Begebenheit, ich glaube gewiß, Sie von ihrer Unruhe und Angst befreien zu können.“ „Hören Sie denn,“ hub er an, „was mir begegnet ist: Ich ritt gestern Abend aus N. und wollte wegen Handelsgeschäften noch nach N. reisen. In

der großen Haide verfehlte ich wegen der Finsterniß den Weg und kam nach stundenlangem Hin- und Herreiten um Mitternacht endlich an ein Bauernhaus. Obgleich unkundig der Gegend, wo ich war, und doch befürchtend, mich beim Weiterreiten nochmals zu verirren, konnte ich doch des Geldes wegen, welches ich im Mantelsacke hatte, mich nicht entschließen, die Leute des Hauses zu wecken. Ich wollte eben um das Haus reiten, um einen Weg auszukundschaften, als ich an der Seite desselben durch eine halboffene Fensterlade Licht bemerkte. Ich ritt vor das Fenster und sah in der Stube sieben große Kerle, furchtbaren Aussehens, am Tische sitzen, von denen der eine im Augenblick seine Uhr aus der Tasche zog und, was ich deutlich hören konnte, zu den Anderen sagte: „Es ist 1 Uhr; sie sind jetzt gewiß alle in tiefster Ruhe, wir wollen also hingehen." — Indem jetzt die Kerle aufstanden, sprengte ich in aller Angst mit meinem Pferde davon und bin auf gutes Glück fortgeritten und hier angekommen. Aber denken Sie, Herr! welch' gräßliche Mordthat jene Kerle mögen begangen haben."

Hier faßte ich den Mann bei der Hand und sagte ihm: „Seien Sie ganz beruhigt, mein Herr! die Menschen haben ihre erzielte Mordthat nicht ausgeführt; wir sind es, die sie ermorden wollten, und hören Sie, mein Lieber, zu ihrer völligen Beruhigung unsere Geschichte," die ich ihm dann erzählte.

So erfuhr ich denn von diesem Kaufmann die Ursache, wie der mir erschienene Jüngling es gesagt hatte, warum wir jenes Haus verlassen mußten, und bestätigt hat sich, was Gott in Psalm 90 sagt: „Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich bewahren auf allen deinen Wegen."

(Diese Geschichte ist auch sonst veröffentlicht worden; allein ich bringe hier dieselbe wörtlich, wie sie der berühmte Oberberg, dem sie begegnet ist, aufgezeichnet hat. Ich bekam nämlich eine Abschrift dieser Aufzeichnung.)

2. Aus Rheinpreußen.

Im Winter des Jahres 1864—65 war ich als Knabe von 15 Jahren zu meiner Ausbildung in F. und S. beschäftigt. Meine Stelle, welche mir zudem als Anfang meiner zukünftigen Lebensstellung und damals schon zu meinem Unterhalte dienen sollte und mußte, mußte ich am Ende des Jahres 1864, wenn auch mit schwerem, kummervollem Herzen verlassen. Am 4. Januar 1865 reiste ich von S., meiner Heimath, der Eifel zu. Es ist dieß eine rauhe, gebirgige, mit großen Wäldern bedeckte Hochebene zwischen dem Rhein und der Mosel; dort bin ich zu Hause und zwar in H. Ich gelangte am Tage meiner Abreise von S. Abends spät in B. an, nachdem ich bei fortwährendem Schnee und Regen den Weg von T. bis B., circa sechs Stunden, zu Fuß zurücklegen mußte. In weiter Ferne vor mir lagen die mit vielem Schnee bedeckten Berge meiner Heimathsgegend. Ein andächtiges Vaterunser im Herzen und auf den Lippen verscheuchte von mir Knaben die in der unsichern Gegend doppelt aufsteigenden ängstlichen Gedanken und, nachdem ich tief in einem Walde von einem mir begegnenden Frachtfuhrmann bloß vorübergehend in den Graben geschleudert wurde, weil ich ihn um die Entfernung bis nach B. frug, erreichte ich letzteres in tiefer Nacht. Am andern Morgen wollte ich meiner noch zehn Stunden entfernten Heimath zu und gelangte auch trotz des immer höher liegenden Schnees drei Stunden vorwärts auf ein einsam gelegenes Gehöfte und Wirthshaus. Ich frug die Bewohner desselben nach dem nächsten Wege in einen Ort, welchen ich passiren wollte, respektive mußte. Es war halb 11 Uhr Morgens. Die Dummheit der guten Leute rieth mir anstatt der Staatsstraße den durch einen stundenlangen und breiten Wald führenden Holzweg, der Nähe wegen. Der immerwährende Schneefall hatte den kleinen schmalen Fußpfad vom Gehöfte

in den Wald bereits unkenntlich gemacht, dennoch glaubten meine Wegweiser, daß Irren hier nicht möglich sei. Wohl eine Stunde mochte ich gelaufen sein, als ich merkte, daß ich den Weg nicht mehr inne habe. Derselbe war überall zugeweht, deßgleichen meine Fußspuren, wenn ich kaum einige Schritte vorangegangen. Eine schreckliche Angst befiel mich. Hier im tiefen, finstern, großen Walde, ohne Weg und Steg, allein, müde, matt und dazu das Gefühl eines stark herannahenden Hungers! Die Hoffnung, irgendwo von den mich einschließenden Höhen das freie Feld zu entdecken, trieb mich von der einen zu der andern, bergauf, bergab, über Felsen und Moore, aus welch' letzteren ich mich häufig, bis fast an die Brust eingesunken, kaum herauszuarbeiten vermochte. Endlich forderte die Natur ihre, ihr so lange mit allem Kraftaufwand streitig gemachten Rechte. In einer kleinen Ebene des Waldes ließ ich mich, schon fast bewußtlos, nieder, um nur eine kleine Weile auszuruhen; es mochte etwa halb 1 Uhr sein. Wie mir war, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich den festen Vorsatz faßte, nicht einzuschlafen, da ich die Gefahr kannte. Ich betete zu meinem Schutzengel und — schlief ein. Wie lange ich geschlafen haben mochte, weiß ich nicht, als eine wohlklingende, sanfte, aber dringende Stimme mir meinen Namen „Karl" dreimal in ganz kurzen, kaum drei Sekunden langen Pausen in's Ohr rief. Ich erwachte, bis über die Brust eingeschneit, raffte mich neugestärkt und voll festen Muthes auf und fand nach nicht langem, vielleicht eine Viertelstunde dauerndem Suchen, den richtigen Weg, der mich mit Anbruch der Dunkelheit in den Ort führte, wo ich drei Stunden früher hätte ankommen sollen. Dort traf ich den mir bekannten alten, würdigen Herrn Pfarrer, der mir, als ich nach stundenlanger, einer Ohnmacht gleichen Ruhe ihm mein Erlebniß erzählte, dasselbe als ein Wunder und sichtbares Eingreifen meines Schutzengels glaubte be-

zeichnen zu dürfen. Obgleich ich dasselbe seit meinem Erwachen im Walde stets fest geglaubt habe und bis an mein Ende glauben werde, habe ich es doch selten, aber nie ohne sichtbaren Eindruck alten, wie jüngeren Zuhörern erzählt. Aber ein innerer Drang läßt mir keine Ruhe, es noch mehr bekannt zu machen. Wollte der liebe Gott, daß es so aufgenommen werde, als ich's darstellen möchte.

3. Aus der Schweiz.

In einem ärmlichen Häuschen auf einem $^3/_4$ Stunden von der Pfarrkirche in L. entfernten Orte, A. genannt, wohnte ein sehr frommes Geschwisterpaar, ein Bruder, der in jüngeren Jahren das Küferhandwerk betrieben, und eine Schwester, die dem 79 Jahre alten Bruder das Hauswesen besorgte. Seit vielen Jahren hatte der greise, fromme Junggesell täglich den Gottesdienst in der Pfarrkirche besucht, wo er sein eigenes Plätzchen hatte und wegen seiner altväterischen originellen Kleidung leicht sichtbar war. An einem Sonntag Mittag nach dem Gottesdienste schellte es am Pfarrhause und es hieß: Der Alz-Küfer möchte verwahrt werden. Der alte Pfarrer meldete es dem jungen Pfarrhelfer. Dieser aber ist über das Begehren ganz erstaunt; denn er behauptete fest, der Alz-Küfer sei ja heute in der Kirche gewesen; er habe ihn ganz deutlich an seinem gewohnten Plätzchen gesehen.

Anfangs weigerte sich der Pfarrhelfer, auf den Versehgang zu gehen, in der Meinung, es müßte in der Sache ganz gewiß ein Irrthum sein. Endlich geht er an den Bestimmungsort, wo er den Küfer wirklich im Bett findet. Der Pfarrhelfer bemerkt dem Kranken, er habe ihn heute ganz deutlich von der Kanzel aus an seinem gewöhnlichen Plätzchen neben der Säule gesehen.

„Ja, ja, es ist so. Ich habe heute meinen Schutzengel

geschickt," war die Antwort. Der Pfarrhelfer, obschon er an dem greisen Junggesellen nicht die geringste Krankhaftigkeit wahrnimmt, versieht ihn mit den heiligen Sterbesakramenten, betet mit ihm noch einige Gebete, schickt sich an zum Fortgehen und frägt den Alten, ob er jetzt vertröstet wäre, im Falle ihn Gott jetzt abrufen wollte. Dieser anwortet: „Ja" — und stirbt.

4. Aus Baiern.

Als Koadjutor in G. besuchte ich an einem Nachmittage einen kranken Austragsbauern. Ich war nicht gerufen worden, sondern betrat das Haus nur, weil ich gerade vorüberging und etwa 14 Tage vorher das Weib desselben gestorben war, auch hatte ich vernommen, daß der alte Bauer „liege". Von einer Gefahr keine Spur. In der nämlichen Nacht, etwa um 10 Uhr, als ich bereits schlief, träumte mir, als ob von dem an mein Zimmer anstoßenden Friedhofe der praktische Arzt zu mir herüberriefe: „Gehen Sie zum alten E. in W.! Versehen Sie ihn, um 4 Uhr in der Frühe stirbt er!"

Ich wurde wach — und nach einer Viertelstunde wurde im Pfarrhof geläutet. Ich wurde wirklich geholt, erzählte den Angehörigen meinen Traum, blieb, obschon die Gefahr nicht so nahe schien, bis 4 Uhr Morgens da. Ueber dem Morgenläuten, also richtig um 4 Uhr Morgens, starb der Mann.

5. Aus Oestreich.

In L. kam zum Herrn Pfarrer M. (nunmehr gestorben) an einem heißen Mittag ein Mann und bat ihn, auf eine ein paar Stunden entlegene Alpe versehen zu gehen. Der Priester trat, von diesem Manne geführt, den Weg trotz der enormen Hitze sogleich an. Auf der Alpe und in der Hütte

angelangt, fragte er nach dem Kranken und erfuhr von seinem Begleiter zu seinem nicht geringen Staunen, daß er selbst, der Begleiter nämlich, der Kranke sei; er fühle, daß es mit ihm bald zu Ende gehe, und in der Meinung, daß das Versehen im Hause geschehen müsse, aber Niemand aufzutreiben war, um einen Priester zu holen, sei er selbst gegangen. Begreiflicher Weise ließ der Herr Pfarrer (ein alter Militär und durch seine naturwüchsige Starkheit bekannt) den Mann scharf an und war nur durch längeres Bitten zu bewegen, ihm die Sakramente zu ertheilen; um die heilige Oelung mußte der Mann noch besonders lange und inständig bitten. Der Pfarrer glaubte eben an keine Gefahr. Dann begab er sich wieder auf den Heimweg. Tags darauf kam die Nachricht, daß jener Mann auf der Alpe die Nacht nach dem Empfang der heiligen Sakramente gestorben sei.

6. Aus Tirol.

a. Folgenden Beweis der Güte der göttlichen Vorsehung möchte ich nicht zu Grunde gehen lassen. Mein Großvater selig war ein großer Verehrer der göttlichen Vorsehung, und erfuhr sicher deßhalb das Walten derselben auch oft in auffallender Weise nach seinem Grundsatze: „Wenn man der göttlichen Voraussehung nicht zulost (d. i. zuhorcht), dann spielt sie nicht auf!“

Nach dem Aufstande in Tirol 1809 zog, ehe die Ordnung vollends hergestellt war, ein Chor von Freibeutern unter dem Namen von Landesvertheidigern, eigentlich aber einige arbeitsscheue Leute aus denselben, herum, Geld und Lebensmittel zu erpressen oder auch für Andere Privatrache zu üben u. s. w. Da mein Großvater reich war, so hatten sie es auch auf ihn abgesehen, und da er überdieß von Baiern herstammte, so wollten sie selbst mit den Waffen in der Hand ihre Wuth an ihm zeigen. Es rückte ein Trupp

solcher Leute in's Haus und fragte die Großmutter, wo der Kaspar wäre. Da sie es nicht wußte, so begannen sie zu suchen, da der Großvater ein paar Minuten zuvor noch in der Wohnstube war. Sie rissen alle Zimmerthüren auf, durchsuchten Dach und Keller, zogen sogar jeden Kommodeschrank heraus, öffneten die Wandkästen, um zu sehen, ob Jener etwa versteckt sei. Da sie ihn im ganzen Hause nicht fanden, zogen sie endlich ab. Kaum waren einige Minuten vergangen, als der Großvater mit einem Buche in der Hand ruhigen Schrittes in die Wohnstube trat und dort unter Ausrufen der Verwunderung aufgenommen wurde. Als er über den Vorfall unterrichtet war, sagte er, er sei im Garten auf dem hölzernen Kanapee gesessen und habe in dem Buche Etwas von der göttlichen Vorsehung gelesen. Man muß nun wissen, daß von dem großen Saale mit einer Hauskapelle in meinem Geburtshause zwei große Flügelthüren auf einen Balkon sich öffnen, von dem man ja schon von den Flügelthüren aus direkt auf jene Gartenbank hinabgesehen hätte, auf welcher der Großvater arglos saß. Während also alle Zimmer untersucht wurden, vergaßen die Verblendeten jene zwei Thüren und auch den ganzen Garten.

---

b. Als die Franzosen 1809 in St. einrückten, wurde den Soldaten die Ordre gegeben, bis 4 Uhr früh zu plündern. In unserem Hause war nun nicht nur die ganze Seelsorgsgeistlichkeit untergebracht, sondern auch der Altarschmuck; zugleich waren 10,000 Gulden Silber in einem feuersicheren Gewölbe aufbewahrt, da die Franzosen zuerst vom Anzünden der Stadt redeten. Die Großmutter hörte jene Nacht die Soldaten Stadt auf Stadt ab die besten Häuser heimsuchen; sie hörte, wie schlechte Weibsbilder unter den Lau[illegible]nser Haus wiesen: dort drüben Nr. 89 beim

Kaſpar B. iſt Silberzeug; ſie ſah, wie die Soldaten mit den Pechfackeln auf die Hausnummern leuchteten und dann beim Nachbar einbrachen, wo ſie nach dem Kaiſerbauer fragten (da ſie als Franzoſen den Namen nicht merkten). Man wies ſie dort an einen alten Bauern, der rückwärts wohnte und früher bei den „Kaiſerlichen“ gedient hatte. Dieſer wurde nun arg traktirt, damit er das Kirchenſilber hergäbe, das jener wohl wußte, aber nicht verrieth. Nach 4 Uhr kamen ſie erſt zu uns, die Großmutter und Andere gingen mit Lebensmitteln entgegen, allein ſie verlangten unter Todesandrohung Oeffnung jeder Thüre. Schon waren die Erſten auf der Stiege, bei welcher jenes Gewölbe war. Da führte der Schutzengel den Bürgermeiſter und den feindlichen Kommandanten vorbei. Schnell benachrichtigte man den Bürgermeiſter, der dann dem feindlichen Kommandanten ſagte, man habe den Soldaten Lebensmittel angetragen, aber ſie nehmen ſie nicht und drohen mit dem Tode u. ſ. w. Der Kommandant S. machte voll Erbitterung den Soldaten Vorwürfe und kommandirte ſie Alle zur Thüre hinaus.

7. Aus der Schweiz.

Ein hieſiger Mann, 72 Jahre alt, mit Namen M., ging am Samſtag den 2. Nov. v. J. in den Wald, um Holz zu ſammeln. Abends kam er nicht zurück. Eine ganze Nacht verging in Wind und kaltem Regen; Sonntag Morgens gingen 6—7 Männer, ihn aufzuſuchen; ſie fanden ſeine Kappe, ſein Reff, auf welchem er ſein Holz heimzutragen pflegte, ihn ſelber aber nicht. Man hielt ihn für verloren, beſonders weil er einer Gattung epileptiſcher Anfälle oder Gichter unterworfen war. Nichtsdeſtoweniger ſetzte man Nachmittags das Aufſuchen fort. Erſt gegen Abend 4 Uhr fand man ihn, wie er emſig Holz ſammelte, ohne zu wiſſen, daß es Sonntag ſei. Er wußte gar nicht,

daß seit gestern 24 Stunden verflossen, er war nicht hungrig und seine Kleider hatten keine Spur von dem inzwischen gefallenen Regen. Der Betreffende ist von ganz geringer Intelligenz, geht regelmäßig zur Kirche und Niemand kann ihm etwas Unrechtes vorhalten. Ueber sein Schlafen und Erwachen weiß er Nichts.

8. Aus Rußland.

In der russischen Stadt K., unweit der Kalmückensteppe, ereignete es sich vor mehreren Jahren, daß ich von einem sehr gefährlichen Zahngeschwüre, das in einen sogenannten Knochenfraß überzugehen drohte, heimgesucht wurde. Nach der Meinung aller Sachverständigen mußte eine versteckte Zahnwurzel als die Ursache dieses Uebels angesehen werden, und es lag daher ganz außer Frage, daß dieselbe so rasch wie möglich entfernt werden müsse. Dieß konnte jedoch, da die Wurzel ganz mit Fleisch überwachsen war, begreiflicherweise nur von einem speziellen Zahnarzte geschehen. Wo aber einen solchen finden hier in dieser wilden Gegend? Mit einem Wolga-Dampfer fuhr ich nun zu diesem Zwecke nach der nördlich gelegenen Gouvernementsstadt S. Doch es war vergebliche Mühe, denn, wie vorauszusehen war, fand sich dort kein Zahnarzt vor; ich wußte somit nichts Besseres zu thun, als mich an einen gewöhnlichen Arzt, den man mir als sehr geschickt schilderte, zu wenden. Dieser erklärte nach einigem Untersuchen, er entdecke keine Zahnwurzel (so sehr war der Zahnrest mit Fleisch umwachsen), und wäre dieses auch wirklich der Fall, so wäre er dennoch nicht im Stande, eine derartige Operation zu machen. Die Hoffnung, auch ohne einen Zahnarzt zum Ziele gelangen zu können, noch nicht aufgebend, erkundigte ich mich nun nach dem tüchtigsten und erfahrensten Chirurgen. Man empfahl mir Dr. J. Auch dieser untersuchte mein Uebel. Das Ergeb-

niß war jedoch ein anderes und lautete: er finde freilich eine Zahnwurzel vor, die er als die entschiedene Ursache der bösartigen Eiterung betrachte und deren Beseitigung er darum für unumgänglich nothwendig erachte; — er selbst jedoch könne diese schwere Operation nicht unternehmen, dieß sei Sache eines geübten Spezialisten. Da nun aber ein solcher weit und breit nicht vorhanden sei, so wolle er, um wenigstens Etwas zu thun, ein scharfes ätzendes Wasser verschreiben, das ich mittelst einer kleinen Spritze so oft und so lange auf die Zahnwurzel einspritzen sollte, bis dieselbe zerstört wäre. Gesagt, gethan! Ich fuhr nach Hause, spritzte einige Tage, mußte aber bald zur Einsicht gelangen (und es bedurfte dieses keines großen Scharfsinnes), daß diese Arbeit weiter nichts als ein ohnmächtiger, nutzloser Versuch sei, und daß ich dabei nicht viel weiter kommen würde als jener Knabe, der mit einer Meermuschel das Meer ausschöpfen wollte. Was war nun anzufangen? — In der andern zunächst (nach dem Süden zu) gelegenen Gouvernementsstadt A. hatte ich ihres asiatischen Charakters wegen schon gar nichts zu suchen. — Im über 800 Werste (600 englische Meilen) weit entfernten K. war wohl eine medizinische Universität, unter deren Professoren sich möglicherweise gute Chirurgen und Operateure befunden haben mochten, auf einen Zahnarzt konnte ich in dieser alten Tatarenstadt aber noch weniger hoffen als in den zwei genannten Städten. Ob einer der dortigen Universitätsprofessoren sich der Operation unterfangen würde, war eine sehr große Frage; in's Ungewisse aber einen Weg von 600 englischen Meilen zurückzulegen, schien mir doch zu sehr gewagt. — Nach Moskau zu reisen, von einem Ende des großen Russenreiches bis zum andern und wegen eines Zahnes, war mir das Opfer doch fast zu groß. Da es schon Spätjahr war und das Winterreisen in jenen Gegenden sehr beschwerlich ist, so mußte ich rasch zu einem Entschlusse kommen, mußte

rasch handeln, wenn ich überhaupt noch etwas Wesentliches unternehmen wollte. Jetzt erfuhr ich, in dem Städtchen Z., das abwärts der Wolga in nicht sehr weiter Entfernung lag, befinde sich ein deutscher, erst kürzlich aus Deutschland eingewanderter Arzt. Obwohl derselbe kein Zahnarzt war, so glaubte ich, von ihm immerhin mehr hoffen zu dürfen, als von den russischen Aerzten — und ohne langes Zögern machte ich mich denn auch reisefertig, um mit dem nächsten Dampfboote, das abwärts fuhr, zu ihm dahin zu wallfahrten. Es war vor der Hand der letzte Strohhalm, nach dem ich greifen konnte.

Eines späteren Verständnisses halber muß hier bemerkt werden: Den ganzen Sommer über bot sich in jener, anfangs gedachten Wolgastadt K. täglich einmal die Gelegenheit dar, mit einem Wolgadampfer aufwärts und mit einem abwärts fahren zu können. Ersterer pflegte Nachmittags 2 Uhr, letzterer Abends 9 Uhr einzutreffen.

Punkt um halb 9 Uhr stellte ich mich im Comptoir der Dampfschiffe ein. Mit noch vielen Andern wartete ich auf den nach A., also abwärts gehenden Dampfer. Doch — war es Spiel des Zufalls, war es Fügung? — das Dampfboot, das man seit so langer Zeit täglich zur bestimmten Stunde kommen zu sehen gewohnt war, kam nicht. „Es muß sich verspätet haben," meinten Einige der Passagiere, während Andere in ein: „Sonderbar! es kam doch sonst, so lange es uns gedenkt, immer pünktlich!" ausbrachen.

Sie warteten bis 11 Uhr, dann legte sich die ganze Fahrgesellschaft in der Hoffnung, das Dampfboot müsse unbedingt in der Nacht noch ankommen, (nach russischer Sitte) am Boden und auf den Bänken herum schlafen. Doch sie durften ruhig und ungestört bis zum anderen Morgen schlafen, denn auch im Verlaufe der Nacht erschien kein Dampfboot mehr, um sie aufzunehmen.

Ich fand [redacted] nothwendig, dieses Vorkommniß von Un-

regelmäßigkeit, das, wie ältere Leute versicherten, zu den großen Seltenheiten gehörte, zu erwähnen, da dasselbe, wie wir bald sehen werden, für mich verhängnißvoll wurde.

Die Reise nach Z. ist also aus bekannter, einfacher Ursache unterblieben und so hielt ich mich auf den nächstfolgenden Abend zur Fahrt bereit.

Es mochte gegen 2 Uhr Nachmittags gewesen sein, als ich in gewöhnlich raschem Schritt durch die Straße dahineilte. Ich war Lehrer und eben im Begriffe, eine Unterrichtsstunde abzuhalten, als ich zufällig das nach S., also aufwärtsfahrende Dampfboot, das täglich zu dieser Stunde ankam, pfeifen hörte.

Jetzt überfällt mich plötzlich eine ganz unerklärliche Unruhe, ein wahres Drängen, mit diesem Dampfschiffe nach S. (stromaufwärts), statt, wie ich noch vor einer Minute vorhatte, mit dem Abenddampfer (stromabwärts) nach Z. zu fahren.

Ich kann mir keine Rechenschaft geben über diese plötzliche Aenderung des Reiseziels. Ich will auf einmal nicht mehr zu dem ausländischen, deutschen Arzte in Z., auf den ich bis vor einer Minute noch alle meine Hoffnung gesetzt hatte, — ich weiß nicht warum; — ich will, ich muß wieder nach S., das ich vor einigen Tagen ja so hoffnungslos verlassen hatte und merkwürdiger Weise, ich will, ohne zu wissen, was dort eigentlich machen, wieder zu Dr. J., der mir vor kaum ein paar Tagen nicht nur weder Trost noch Rath geben konnte, sondern durch seine verordnete, nichtsnützende Einspritzung den Muth noch vollends sinken machte. — Ohne zu wissen, warum, änderte ich also in Blitzesschnelle mein Reiseziel und somit mein ganzes Unternehmen. — Ich konnte diesem unerklärlichen, ahnungsvollen Drange nicht widerstehen und kam mir im Momente vor wie ein blindes Werkzeug, getrieben von einer unsichtbaren Macht. — Mechanisch folgte ich diesem Zuge, während meine Vernunft mir

ſagte: „Du biſt nicht geſcheidt! was willſt du denn zum zweiten Mal in S. thun, wo dir nicht einmal der Schimmer einer wirklichen Hülfe geboten werden konnte?“

Doch das Räthſel ſollte ſich bald löſen; denn kaum war ich in S. und nach kurzer Pauſe in der Wohnung des Dr. J. angekommen, ſo kam mir dieſer, ſichtlich erfreut darüber, einem Kranken einen ſehr wichtigen Dienſt erweiſen zu können, mit den Worten entgegen: „Sie haben's gut getroffen, daß Sie nochmals kommen! Geſtern kam der Zahnarzt Dr. W. aus Petersburg beſuchsweiſe hier an. Hier iſt ſeine Adreſſe!“

Jetzt fiel's mir wie Schuppen von den Augen; jetzt verſtand ich die geheimnißvolle Macht, die mich, ganz meinem eigentlichen Plane entgegen, hierher trieb, und unwillkürlich mußte ich darin die Hand der Vorſehung erblicken. — Dr. W. erklärte die Operation für dringend nöthig, widrigenfalls ich etwas arg Schlimmes zu erwarten gehabt hätte. Auch er wurde ſichtlich ergriffen, als ich ihm nach glücklich vollendeter Operation die Einzelheiten des merkwürdigen Ereigniſſes, das mich hierher führte, erzählte. Ich aber dankte Gott von ganzem Herzen für ſeine ſo ſichtbare väterliche Leitung.

Wenn die Güte Gottes und ſeiner Engel ſelbſt über Menſchen wacht, welche nicht beſonders darum beten: ſo wird um ſo mehr dem Menſchen geholfen werden, welcher ausdrücklich und eindringlich um Hülfe betet. Iſt die Erhörung des Gebetes eine freundliche Aufmunterung für den Menſchen, lebendig mit Gott im Verkehr zu bleiben, d. h. religiös zu ſein, ſo gilt dieſes auch von der Anrufung der ſeligſten Jungfrau und anderer Heiligen. Indem Gott auch das Gebet um Fürbitte der Heiligen erhört, zeigt er,

daß ihm die Anrufung der Heiligen wohlgefällig ist, und er sie gern ehrt mit Gewährung der Bitten, welche sie mit ihrer Fürbitte gewichtvoller gemacht haben.

1. Aus der Schweiz.

Ich habe Sie schon benachrichtigt von der Bestrafung jener Protestanten von St. M., welche sich in gotteslästerlichen Reden gegen die seligste Jungfrau ergingen (s. S. 12). Nach ein paar Jahren erkrankte im Kloster, in dessen Kirche jenes Muttergottesbild aufgestellt wurde, eine Nonne und wurde von dem Hausarzte aufgegeben. Man holte nun noch den kalvinischen Doktor jener Gegend, der wegen seiner Ehrenhaftigkeit mitunter zum Landamann gewählt war, und sich auch durch rücksichtvollstes Benehmen gegen katholische Geistliche und sogar gegenüber der katholischen Religion auszeichnete, wie mir ein mit ihm gut bekannter Priester oft versicherte. Trotzdem er ein sehr guter Arzt war, erklärte auch er die Nonne für verloren und versprach andern Tages zu erscheinen, um den Todtenbeschau aufzunehmen. Mittlerweile bat die sterbende Nonne nach dessen Entfernung ihre Mitschwestern, bei dem erwähnten Bilde der heiligen Jungfrau eine Andacht zu ihrer Rettung, für den Fall es Gottes Wille wäre, abzuhalten. Es geschah, und siehe, die Klosterfrau verließ sogleich ihr Bett und schloß sich kerngesund den Mitschwestern im Chore an. Als Tags darauf der kalvinische Arzt im Kloster die Leiche der Nonne suchen wollte, führte sie ihm die Oberin gesund zu. Der Eindruck dieses Ereignisses auf den Kalviner war ein mächtiger. Allein er überstand die geistige Krisis unglücklich. Er wurde nachher immer kranker und trübsinniger, und es ereignete sich mit ihm, was Rousseau bezüglich seiner eigenen Person in Aussicht stellte. „Wenn ich einer Todtenerweckung beiwohnen würde, würde ich eher wahnsinnig als gläubig.“ Auch

Dr. B. ſtarb, ohne gläubiger zu werden, in einem Irrenhaus.

2. Aus Preußen.

Ein hieſiger Gärtner hatte eine neun Jahre alte Tochter, welche die Schule nicht beſuchte, denn ſie zeigte keinen Verſtand und war ſtumm; ſie hörte aber ziemlich gut. Ich bat den Vater, dieſes Kind mir in die Schule zu ſchicken. Es hielt ſehr ſchwer, den Vater dazu zu beſtimmen, weil er behauptete, ſeine Tochter würde, da ſie dumm und ſtumm ſei, doch nichts lernen. Endlich brachte ich es dahin, daß meine Eva, ſo hieß ſie, kam. Die Aufregung in der Schule unter den Kindern war groß, als ich der Stummen einen Platz anwies. Ich ſagte den Kindern: „Ihr habt eine neue Mitſchülerin erhalten; Gott hat ihre Zunge noch nicht gelöst, ſie hat mit derſelben weder ihrer Seele noch ihrem Nächſten einen Schaden zugefügt, ſie ſteht daher noch eine Stufe vor Gott höher als alle, die ſchon durch Schwätzen geſündigt haben. Gott, der euere Zungen geöffnet, iſt ſo allmächtig, daß er auch ihre Zunge noch zu löſen im Stande iſt. Um ſolches zu erlangen, wollen wir täglich für ſie nach dem Schulunterrichte ein Vaterunſer beten, und unſer Gebet ſo lange fortſetzen, bis der liebe Gott es erhört.“ Die Kinder thaten ſolches gerne. Nach einigen Tagen ſahen wir, daß auch Eva ihre Hände beim Gebet faltete, wozu ſie früher Niemand bewegen konnte. Nach Verlauf eines Monats, als die Kinder für ſie beteten und das Gebet geſchloſſen hatten, öffnete Gott dem Mädchen den Mund; ſie ſprach, daß es alle Kinder vernahmen: „Ach Jeſus!“ Noch ein Pater noſter und Ave folgte zum Danke unter Freudenthränen und Schluchzen aus dem Munde der Schüler und von dieſer Zeit ab, es iſt bereits das fünfte Jahr, ſprach und lernte die Eva, wenn auch ſchwerfällig, doch genügend zur Freude Aller.

3. Aus Preußen.

Im Jahre 1866 und 1870, als auch von den hier eingeschulten Gemeinden die tapfern Söhne zur Kriegsfahne eilten und die betrübten Eltern und Geschwister jammerten, betete meine Schuljugend täglich vor und nach dem Unterrichte ein Vaterunser, damit Gott sie Alle wieder glücklich zurückkommen lasse. Gott erhörte dieses Gebet, sie kehrten Alle gesund zurück, auch nicht Einer wurde blessirt. In den umliegenden Nachbargemeinden, ach, da war so Mancher gefallen.

4. Aus Preußen.

Im Jahre 1859 ging ich nach O., wo ich meinen ältesten Sohn auf dem Gymnasium hatte, und zu seinem Schneider, um diesen zu bezahlen. Es war 11 Uhr Vormittags, der Meister war ausgegangen, seine Ehefrau traf ich an; sie war allein und betete aus ihrem Gebetbuch. Sie hieß mich Platz nehmen und warten, da ihr Mann versprochen, gleich wieder zu kommen. Ich setzte mich, hatte aber keine Ruhe, stand daher auf und empfahl mich, um nach einer Weile wieder zu kommen; die Frau begleitete mich aus der Stube. Als sie hinter mir die Thürschwelle betrat, brach in ihrer Stube die Decke mit einem furchtbaren Getöse herab und eine Staubwolke umhüllte uns. Alle untern Bewohner des Hauses kamen eilig die Treppe herauf, um nachzusehen, und fanden uns lautlos stehen. Der Wirth hatte auf dem Boden über der Stube einige Klafter kleingehacktes Holz und auch Steinkohlen in Tonnen aufheben lassen. Dieses war zu schwer. Die Balken der Decke waren an den Enden in der Mauer vermorscht, und so kam es, daß sie herunterbrach. — Das Gebet der Frau hatte Gott wohlgefallen.

5. Aus Schlesien.

Ich sollte in meiner Jugend ein Handwerk lernen. Hierzu hatte ich keine Lust. Ich wollte Lehrer werden. Dieses durchzusetzen, waren meine Eltern nicht im Stande. Ich bat Gott um Hülfe. O., der Gnadenort, wurde von mir aufgesucht, und ich hoffte dadurch ganz besonders, Hülfe zu erlangen. Mein Vater hatte einen guten Freund. Dieser war Tischlermeister, Namens F. Er besuchte öfters meine Eltern und sie kamen überein, ich müßte bei demselben die Lehre antreten. Nach einigen Wochen tauschte der Meister seine Besitzung in L. um gegen eine andere in der Stadt B. bei N. Da es mir trotz der liebevollsten Behandlung in der Lehre nicht gefallen wollte, so bat ich oft um Entlassung. Dieses half Nichts. Ich beschloß, nach dem Schlafengehen aus meinem Bett aufzustehen und unbemerkt in der Nacht, es war im Monat August, nach L. zu gehen, zu den Eltern zurück, um nie wieder nach B. zu kommen. Dieß führte ich auch aus. Am anderen Tag frühzeitig kam ich bei meinen Eltern an. Sie lagen noch im Bette. Als ich ihnen sagte, daß ich aus der Lehre heimlich entlaufen sei, drohte mir der Vater mit Strafe und befahl mir den Rückweg. Ich ging aber nicht nach B. zurück, sondern nach A. auf's Feld und versteckte mich in das blühende Kartoffelkraut. Hier bat ich Gott von Neuem um Hülfe. Der Mittag kam heran, auch der Nachmittag, und der Hunger fing an, mich zu quälen. Da hörte ich die Stimme meines Vaters. Ja, sie war es. Er rief mich, denn sein Nachbar hatte mich auf das Feld gehen sehen und es ihm gesagt. Ich stand daher furchtsam auf. Mein Vater war nur einige Schritte von mir. Ich eilte in seine Arme. Er sprach: „Ja, Du bist es, mein Sohn! Du bist also nicht todt. Du bist also nicht mitverbrannt!“ Nun hörte ich, daß mein Vater von meinem Meister ein Schreiben per Expressen erhalten hatte mit der

traurigen Nachricht, daß sein Haus durch ruchlose Hand in verflossener Nacht angezündet und ein Raub der Flammen geworden; und mich habe man, trotz der größten Anstrengungen, nicht mehr aus der Giebelstube retten können. Ich sei mitverbrannt. Nun kam ich auf's Gymnasium zu St. Mathias, trat 1822 in's Schullehrer-Seminar zu B. und wurde den 15. September 1829 in's öffentliche Lehramt entlassen. Ich fühlte mich, trotz Kummer und Sorgen, in diesem Stande recht glücklich. Den von Gott mir anvertrauten Kindern habe ich stets das Gebet in's Herz gepflanzt. Es hat schon viele Früchte getragen.

6. Aus Rheinpreußen.

Zur Zeit als der Bischof von Hohenlohe in Oestreich lebte, gab es viele Personen, welche sich seinem Gebet empfahlen. Bei einer Verwandten von mir, welche am Nervenfieber erkrankt war, faßten einige befreundete Personen der Kranken den Entschluß, sich an den Herrn Bischof mit der Bitte zu wenden, die Kranke seinem Gebete zu empfehlen und ihn um seine Fürbitte für ihre Genesung anzugehen. Sie wohnte in Frankreich. An einem Sonntage, mitten in ihrer Krankheit, vielleicht acht oder zehn Tage nachdem die Bitte an den Herrn Bischof gerichtet worden war, bat die Kranke ihre Wärterin, sie möge ihr gestatten, aufzustehen und um 11 Uhr in die heilige Messe zu gehen, da sie sich ganz wohl und hinlänglich gestärkt fühle und Verlangen habe, Gott zu danken für ihre voraussichtliche Wiederherstellung. Die Wärterin ließ sich auf vieles Bitten bewegen, diese sonderbare Bitte zu gewähren und die Kranke nach der Kirche zu begleiten. Die Kranke genas von dieser Stunde an und schrieb, wie sie mir selber sagte, ihre wunderbare Genesung dem Gebete des Herrn Bischofs von Hohenlohe zu.

7. Aus Westfalen.

Im Jahre 1852 verlor ich in wenigen Tagen ein liebes Kind, einen Knaben im Alter von $4^1/_2$ Jahren, an der Bräune. Mein Schmerz war unermeßlich groß. Ich konnte mich nicht beruhigen. Dazu kam eine entsetzliche Versuchung, an der Unsterblichkeit der Seele zu zweifeln. Wäre diese nicht gewesen, und hätte ich fest geglaubt, mein Kind sei im Himmel, so wäre es schon besser gewesen. Ich war ganz unglücklich, aller Trost eines sehr frommen und innig gläubigen Beichtvaters half Nichts.

Da besuchte ich meinen Bruder, welcher in der Nähe von M. wohnte, und fuhr von da, um dort Trost zu holen, nach dem Ihnen wohlbekannten Gnadenorte T., wo Maria besonders verehrt wird. Dort flehte ich vor dem Gnadenbilde, Maria möge mir doch ein Zeichen geben, daß mein Kind im Himmel sei. Es war wohl eine verwegene Bitte, das sehe ich jetzt ein, jedoch damals habe ich das sicher nicht gedacht, als ich meine Noth ihr selbst vortrug.

Ich ging kurze Zeit darauf wieder nach Hause, und Alles blieb, wie es war. Da, in einer Nacht, wenn ich nicht irre, waren es gerade sechs Wochen nach dem Tode meines Kindes — werde ich wach, und sehe auf einmal, daß der Vorhang, welcher um das Bett im Ring gezogen und oben an der Decke des Zimmers befestigt war, ganz fort sei und ich einen ganz freien Blick in's Zimmer hatte. Am Fußende der Betten stand noch quer davor das kleine Kinderbettchen, worin mein Kind gestorben war.

Nun erschien auf einmal oben an der Decke des Zimmers über dem Kinderbettchen die Sichel eines halben Mondes oder Mondviertels, sowie man dieselbe auf dem Bilde der unbefleckten Empfängniß sieht; von demselben fielen an beiden Enden Strahlen herab, sowie die Sonnenstrahlen oft in's Zimmer fallen. Ich sitze noch im Bett und sehe das, schaue

durch's Fenster, ob vielleicht der Mond scheint. Nein, das ist es nicht. Ich schaue wieder hin; da bewegt sich die Mondessichel einige Male wellenförmig und verschwindet.

Mir ist es, als ob Jemand mir gesagt hätte: Da hast du das Zeichen, das du begehrt! Und von der Stunde an hörte die Versuchung, an der Unsterblichkeit der Seele zu zweifeln, auf, und ich fand Trost.

Am anderen Morgen erzählte ich es mit großer Freude meinem Manne, welcher sich auch sehr freute. Ich ging zu meinem frommen Beichtvater und theilte es ihm mit. Er freute sich unendlich und sagte: Ich dürfte es als eine große Gnade vom lieben Gott ansehen. — Gewiß war es auch eine solche, durch die Fürbitte Maria's herbeigeführt.

8. Aus Hohenzollern.

Die ledige Karoline S., jetzt 27 Jahre alt, mußte vor drei Jahren wegen Kränklichkeit aus dem Dienste nach Hause zurückkehren. Die Krankheit wurde von den Aerzten als Rückenmarkschwindsucht diagnoszirt und machte in kurzer Zeit bedenkliche Fortschritte. Seit zwei Jahren war Leben und Empfindung aus den Füßen gewichen, wie schwere, kalte Massen hingen sie von den Knieen ab an dem Körper. Um sich von einer Stelle im Stübchen zur andern zu bewegen, lud sie ihre Körperlast auf den Fußschemel und manipulirte sich auf dem Boden mit den Händen vorwärts, indem sie die eine Hand vorstützte und mit der andern den Schemel nachzog. Krücken konnte sie nicht gebrauchen, weil es an der nöthigen Kraft in den Schultern gebrach. Schultern und Oberleib waren namentlich in letzter Zeit eingedrückt, die Stimme heiser, so daß das Sprechen sie zeitweilig stark anstrengte, kurz, es war eine ausgeprägt hektische Erscheinung. Die Aerzte haben wiederholt die Krankheit für unheilbar erklärt. Als ich im vorigen Jahre den Ge-

brauch einer Badekur im Januar betreiben wollte und auch schon Aussicht hatte, einen Freiplatz dort für das Mädchen zu erhalten, erklärte der hiesige Arzt auf das Bestimmteste, es sei vergebliche Mühe und er könnte auch unter den gegenwärtigen Umständen das erforderliche Zeugniß nicht ausstellen.

Das Mädchen ist blutarm, ist die Tochter einer Ledigen, eine Schwester von ihr hat auch wieder zwei Kinder, die bereits die Schule besuchen, sie wohnen alle zusammen in einer recht armseligen Speicherwohnung. Karoline selbst hat bis jetzt untadelhaft gelebt, sie war von Jugend auf in guten Häusern in Dienst, und hat dort Ordnung und Reinlichkeit halten und lieben gelernt. Alle Anerkennung verdient es, wie sie das armselig ausgestattete Stübchen hielt, mehr noch, daß sie sich um die Erziehung der beiden Töchterlein ihrer Schwester mit gutem Erfolge annahm. Während ihrer Krankheit war sie eine Kranke, wie der Seelsorger sie leider nicht oft findet; da konnte von einer eigentlichen Seelenführung auch die Rede sein, sie war lenk- und leitsam, gleich weit entfernt von religiöser Ueberspanntheit und dem so gewöhnlichen weltlichen Stumpfsinn, mit dem ewigen Klagen und Jammern. Erst noch vor acht Tagen hat sie es dankbar anerkannt, daß die Krankheit eine wohlthätige Heimsuchung für sie gewesen; sie sei durch Beten und Leiden ein ganz anderer Mensch geworden; ja so weit war sie in dieser Hinsicht, daß sie vollkommen bereit war, noch länger, so lange es Gott gefalle, das büßende Sühnopfer für die in ihrer Familie vorgekommenen Fehltritte zu sein.

Anfangs Februar hatte ich, durch Lasserre's Buch bewogen, um eine Sendung Wasser nach Lourdes geschrieben, zunächst für eigenen Gebrauch, dachte aber dabei gleich an das kranke Mädchen. Durch Vermittelung der Hebamme G., die viel zu der Kranken kam, schickte ich ihr Ihre in den Weckstimmen erschienene Broschüre, um erst zu sehen, wie sie

das aufnehme. Schon die Hebamme, die zuvor das größere Werk von Hoffmann gelesen hatte, sagte mir: „Aber, Herr Pfarrer, da stellen Sie was an, die Karoline wird von dem Wasser haben wollen und wird sich nur unglücklicher fühlen, wenn ihr nicht willfahrt werden kann.“ Richtig, es steht keine drei Tage an, kommt sie schon wieder: „Die Karoline lasse ihr keine Ruhe mehr, ob es denn gar nicht menschenmöglich wäre, daß sie solches Wasser bekommen könne — es sei wie eine innere Ueberzeugung über sie gekommen, daß ihr da geholfen werde.“ Da erst machte ich der Hebamme Mittheilungen, daß ich Wasser bestellt und auch bereits erhalten habe, sie solle das dem Mädchen sagen, zuvor aber müsse sie eine neuntägige Andacht halten, welche ich ihr bestimmen werde. Sie begann die Novene am 17. März, Sonntag den 23. März hörte ich die Beicht, am folgenden Montag empfing sie die heilige Kommunion; am Feste Mariä Verkündigung schloß die Novene und da sollte dann das Wasser angewendet werden.

Den eigentlichen Heilvorgang hatte mir die Hebamme, eine sehr zuverlässige Person, wiederholt in folgender Weise erzählt: „Nachdem wir die Kinder in's Bett geschickt hatten, beteten wir drei (nämlich die Hebamme, die Kranke und deren Mutter) knieend noch verschiedene Gebete, theils auswendig, theils aus dem Buche, dann setzten wir Karoline mitten in die Stube auf den Fußschemel; unter fortwährendem Gebete und lauten Anrufungen der unbefleckt empfangenen Mutter Gottes trank Karoline zuerst einiges von dem Wasser, dann wusch ich ihr den Rückgrat mit einem recht naß gemachten Schwamme, sie selbst hernach die Füße. Da, wie sie am zweiten Fuß wusch, bemerkte ich deutlich, daß die Füße auf einmal Lebensfarbe bekamen; ich rief aus: „Was ist das, Karoline, Deine Füße bekommen andere Farbe?“ Im selbigen Moment schrie das Mädchen auf: „Heilige Mutter Gottes! ich fühle Kraft, helfet mir auf, ich kann

laufen.“ Die Mutter wollte sie Anfangs nicht loslassen, aber das Mädchen machte sich frei und lief einige Mal im Stübchen auf und ab. Nun folgte ein Augenblick, der sich nicht beschreiben läßt; sie seien einander um den Hals gefallen, haben laut geweint, gelacht, gebetet, Gebete angefangen und nicht fortsetzen können, kurz, sie seien wie „auseinander“ gewesen. „Ja, kann's auch sein?“ habe die Mutter ein über das andere Mal ausgerufen. „Ja wohl, es ist so, schauet nur her,“ habe die Geheilte gesagt und ihre vorher lahmen Füße wieder in die Höhe gehoben. Natürlich beschlossen sie den Tag mit inniger Danksagung.

Am andern Morgen nach der heiligen Messe erhielt ich die glückliche Nachricht, ich staunte nicht wenig und erlaubte nunmehr, daß sie überall von der Sache reden und laut Gott und der Gottesmutter die Ehre geben dürften. Natürlich war das Ereigniß bald im Dorfe herum und wurde, wie zu denken war, verschieden glossirt.

Nachmittags begab ich mich in die Wohnung; das Mädchen kam mir durch die Küche entgegen und lief vor mir in die Stube zurück. Das Gehen frappirte mich weniger, weil ich mir das aus den Erzählungen schon so vorgestellt hatte, ja die Wirklichkeit blieb sogar noch hinter meinen Erwartungen. Sie ging noch recht mühsam und mußte bald nach festem Anhalt ausgreifen. Mehr setzten mich die sonstigen Veränderungen in Erstaunen. Der Oberleib war aufrecht, die Stimme ganz klar und hell, das Sprechen ging ohne jegliche Aufregung, kurz eine ganz gesunde Person stand jetzt vor mir.

Sie geht jetzt alle Tage spazieren und kann nicht genug sagen, wie wohl ihr die frische Luft bekomme; sie wird auch täglich kräftiger. Gestern, Sonntag den 30. März, besuchte sie Nachmittags zum ersten Mal die Kirche wieder, hernach mich und den Herrn Kaplan; der Weg ist weit, denn L. ist bekanntlich lang; sie ging hin und zurück, allerdings mit

Hülfe eines Stockes, sonst aber frei, und sei ohne sonderliche Ermüdung zu Hause angekommen, obschon sie auf dem Wege öfters anhalten und Red' und Antwort geben mußte.

Ich muß zum Schlusse eilen. Die eigentliche, unheilbare Krankheits-Ursache ist auf übernatürliche Weise gehoben; die natürlichen Krankheitsfolgen, Schwäche 2c., sind noch vorhanden und werden erst allmählich auf natürlichem Wege entfernt werden. Gott und der lieben Mutter Gottes sei tausendmal gedankt; ich habe eine größere Freude, als wenn mir selber geholfen worden wäre. Ich hoffe auch viel Gutes von dem Vorfalle für die hiesige Gemeinde, und eine Glaubenserfrischung, das können wir brauchen.

9. Aus Westfalen.

Ich kam heute vor drei Wochen aus dem Hochamte und traf auf dem Kirchhofe einen alten Bekannten, den ich höchstens alle zwei bis drei Monate sah. Da er kränklich aussah und ich wußte, daß er seit 1870 am Blutspeien leide, grüßte ich ihn und fragte nach seinem Befinden. „Ach Franz," erwiederte er, „es geht mit mir jetzt schnell bergab, und ich wollte gern sterben, wenn ich nur mein jüngstes Kind untergebracht wüßte." Ich lachte hell auf und fragte ihn: „Haben Sie denn kein Vertrauen mehr auf unsern Herrgott, und lebt Ihre Frau denn nicht mehr?"

„Ach, die ist bereits vor einem halben Jahre am Hirnschlage gestorben," sagte er. Da verging auch mir das Lachen und, ich muß gestehen, der Mann that mir leid; sein Vertrauen schmeichelte meiner Eitelkeit und ich sagte ihm, er solle Gott vertrauen, ich wolle sorgen, dachte aber über das Wie erst auf dem Heimwege nach und meinte, es ließe sich wohl eine kinderlose Familie zur Aufnahme des Kindes finden.

Abends ging ich zu einem Freunde, einem Schuhmacher, in der Stadt, erzählte ihm die Sache und erbat mir seine

Hülfe. Dieſer meinte, ſein Freund und Nachbar, der Anſtreicher, werde das Kind ſchon aufnehmen. Deſſen Frau wurde eingeweiht, zeigte Luſt und meinte, ihr Mann, der nicht zugegen war, würde wohl einſtimmen, indem ſie nach Oſtern das Kind ihres Koſtgängers, eines Wittwers, los würden, weil derſelbe wieder heirathe.

Ich war guter Dinge; aber das ſollte nicht lange dauern, denn am nächſten Sonntage ging ich, meinen armen Freund aufzuſuchen, deſſen Wohnung ich nach vielem Fragen fand; er ſelbſt aber war in der verfloſſenen Woche nach B. (da er auf einer im Weſtfäliſchen liegenden Kohlenzeche ſeit Jahren in Arbeit geſtanden hatte) in's Krankenhaus gebracht worden. Sein Hausherr (evangeliſch) erzählte mir von der böſen Krankheit des Mannes, dem Tode der Frau, und wie es ſo brave Leute geweſen ſeien, daß mir der Kopf oder das Herz warm wurde; ich ſagte ihm, er ſolle dem H. nur ſchreiben, daß er ſich nur auf mich verlaſſen könne, denn ich würde ſchon für das (1½ Jahr alte) Kind ſorgen; wenn es der Anſtreicher nicht nähme, würde ich es behalten und in einer Anſtalt unterbringen.

Nachdem ich nun weggegangen war, hatten ſich die Hausbewohner des H. mit dem Kinde gleich aufgemacht und bei dem Anſtreicher vorgeſtellt und mir dadurch bei demſelben, der noch nicht gewonnen war, meinen Plan verdorben.

Nun war aber guter Rath theuer; in meiner Bekanntſchaft wußte ich wohl Geld, aber kein Unterkommen für das Kind, und doch — ich bin zwar kein König, aber ein Chriſt, muß alſo Wort halten — hatte ich mein Wort gegeben; auch hätte ich für ein ſo kleines Kind nicht gerne in Deutſchland eine Anſtalt gewählt, ſondern dieſelbe bei den Holländern genommen. — Sie wiſſen warum.

Alſo an Oſtern, nachdem die mir geſetzte Zeit abgelaufen war, ging ich mit ſchwerem Herzen zur Stadt, um bei

Herrn Vikar Sch. hier Rath zu holen. Aber beim Hingange wurde mir mein nicht gar geduldiger Kopf beinahe wild; ich fing an mit dem hl. Joseph zu rechten und sagte ihm, er hätte mich da in eine Patsche geführt, aus der herauszukommen mein Kopf nicht Verstand genug hätte, ich könnte nicht mehr helfen, wenn er es nicht könnte; und doch meinte ich, wenn er sie anwenden wolle, hätte er Mittel genug. Zudem glaubte ich, er könne wohl nicht anders als helfen — und siehe da, kaum war ich hundert Schritte weiter gegangen, begegnete mir ein bekannter Bergmann, ein Bonifaziusfreund. Als guter Bekannter klagte ich ihm meine Noth. O, meinte er, wenn es das ist, dann ist es nicht so schlimm; bei meinem Nachbar wohnen ein paar noch nicht alte, aber brave Leute, die keine Kinder mehr haben und die gerne eines hätten, gehe nur hin und es gelingt.

Voll Freude suchte ich die Leute auf, brachte ihnen mein Anliegen vor und sagte ihnen, das Kind sei später ihr eigenes und versprach meinerseits vorläufig jährlich 25 Thlr. Zulage. Nein, sagte der Mann (ein Holländer), wenn das dem H. sein Kind ist, den kenne ich; dann nehme ich es, ohne daß Du mir etwas gibst, denn dann kann ich es behalten u. s. w.

Ich dachte nun in meiner Freude: da hat doch der hl. Joseph augenblicklich geholfen und solches muß zu seiner Ehre und zur Verstärkung des Vertrauens der Menschen in weiteren Kreisen bekannt werden.

10. Aus Baden.

In den neunziger Jahren lebte zu H. am Neckar eine Beamtenwittwe, deren Mann noch in vorderöstreichischen Diensten war und am Nervenfieber starb. Dieselbe hatte zwei Knaben, von denen der eine sieben, der andere neun

Jahre alt war, deren Erziehung bei sehr kleinem Wittwengehalt ihr manche Sorge machte. Sie selbst, eine sehr fleißige, fromme und gottesfürchtige Frau, erzog die beiden Kinder in der Furcht des Herrn. Lebendiges Gottvertrauen gab ihr Muth und Kraft in ihren schweren und kümmerlichen Verhältnissen, welche ihr durch das totale Erblinden des jüngeren Knaben, mit Namen Fidelis, in Folge einer hartnäckigen Blatternkrankheit, noch kummervoller wurden. Er war ein halbes Jahr stockblind. Nur ihr warmes Gottvertrauen hielt sie unter allem Sorgendruck aufrecht. In der Nähe von H. war damals eine Bergkapelle, der hl. Ottilia geweiht, in welcher alljährlich am Tage der hl. Ottilia eine hl. Messe abgehalten wurde. An diesem Festtage schickte die wackere fromme Mutter ihren älteren Sohn Joseph zum Besuch des Gottesdienstes in genanntes Kirchlein, dessen Patronin gegen Augenkrankheiten und Erblinden von Gläubigen mit wunderbaren Folgen der Erhörung des Gebetes oft angefleht wurde, mit dem eindringlichen Zuspruch: „Josephle, bitte doch heute die hl. Ottilia, sie möge bei Gott es erflehen, daß dein armes blindes Brüderlein sein Augenlicht durch seine Gnade und Barmherzigkeit wieder erhalte.“ Voll kindlichen Gehorsams und Gottvertrauens eilte der kleine Joseph zur hl. Messe in die Bergkapelle und betete mit solcher Inbrunst für sein Brüderlein, daß, während eben das Glöcklein zur hl. Wandlung läutete, der kleine Fidelis zu Hause laut aufschrie: „O Mutter, ich sehe wieder; o wie schön ist Alles; die Sonne, der Himmel, die ganze Welt ist hell und schön!“ Joseph eilte von der Kapelle zur Mutter voll Freude, ohne noch von dem vor sich gegangenen Wunder der Allmacht Gottes Kunde zu haben. Mutter und Bruder liefen ihm voll Jubel und Freude entgegen. Die beiden Brüderlein umarmten und küßten einander, gingen in die Stube, knieend weinten Mutter und Kinder und dankten Gott für die wunderbare Rettung von Blindheit. Joseph

wurde Priester und ward Ende der zwanziger Jahre erster Regens im Priesterseminar in F., starb als geistlicher Rath und Pfarrer, Fidelis war Chorregent am Pfarrmünster in B. und ist dort begraben.

11. Aus den Rheinlanden.

Ein höher gestellter Beamter suchte einmal ein für einen Prozeß äußerst wichtiges Aktenstück, dessen Aufbewahrung ihm seit vielen Jahren anvertraut war, lange Zeit mit äußerstem Fleiße. Er hatte alle Papiere, selbst die werthlosen, auf dem Speicher aufgehäuften, durchgesehen und Nichts gefunden. Seine Verlegenheit war groß. Seine sehr fromme Frau und Tochter hielten eine neuntägige Andacht zum heil. Antonius, und empfingen am neunten Tage die hl. Kommunion. Sobald sie aus der Kirche zurückgekehrt waren, ging die Tochter geraden Weges auf den Speicher des Hauses, griff in einen Haufen alter Papiere, und das erste Papier war jenes Aktenstück, das der Vater so lange überall und auch an dieser Stelle gesucht hatte.

12. Aus den Rheinlanden.

In einer Stadt am Rhein lebt eine fromme Familie, die von vielen Krankheiten und Leiden heimgesucht, dennoch immer Gott ergeben bleibt und viele Werke der Frömmigkeit und Nächstenliebe übt. — Diese Familie hatte einen Sohn, der seit vielen Jahren das Bett hüten mußte, weil er an einem Rückenmarksleiden litt und auf den Füßen nicht stehen konnte. Als nun in unserer dortigen Klosterkirche das Fest der Heiligsprechung der japanesischen Märtyrer acht Tage lang gefeiert wurde, suchte ich in dem kranken Knaben das Vertrauen zu diesen Heiligen zu erwecken, und gab ihm den Rath, eine neuntägige Andacht zu ihnen zu halten. Er hält dieselbe gemeinschaftlich mit der ganzen Familie, empfängt

die hl. Sakramente und fühlt alsbald die Kraft, vom Bette aufzustehen und herumzugehen, zum Erstaunen Aller, auch des tüchtigen, durchaus nicht leichtgläubigen Arztes, der ausdrücklich erklärte, daß die Krankheit des Knaben nur selten oder nur nach langer Zeit zu heilen sei, und hier jedenfalls eine übernatürliche Kraft gewirkt habe. Der Knabe ist ein frommer Maler geworden zum Troste der heimgesuchten Familie, die hienieden schon einen Lohn ihrer Frömmigkeit und Gottergebenheit erhielt.

13. Aus Baden.

Im Jahre 1867 wurde bei E. eine Kapelle zu Ehren des hl. Joseph erbaut. Ein Mann von hier, Namens R., war besonders dagegen. Es kam zum Sterben mit ihm; trotz einem dreitägigen Todeskampf verschied er aber nicht eher, bis seine Frau mit den Kindern den hl. Joseph anriefen, mit dem Versprechen, eine heilige Messe zu seiner Ehre lesen zu lassen. Dann verschied er.

14. Aus Italien.

In dem Franziskanerkloster zu M. ereignete sich vor etwas mehr als 20 Jahren folgender merkwürdiger Vorfall. Der Sakristan dieses Klosters, ein schon bejahrter, sehr frommer Mann, wollte am 3. Oktober Nachmittags aus dem ziemlich tiefen Brunnen Wasser schöpfen. Dabei fielen ihm unglücklicher Weise die Schlüssel der Sakristei in das Wasser des Brunnens. Die Zeit der feierlichen Vesper des Ordensstifters, des hl. Franziskus, war schon nahe, und es war unmöglich, in die Sakristei zu kommen oder einen Schlosser aus dem eine Stunde entfernten S. kommen zu lassen, so daß nicht zur rechten Zeit die nothwendigen Paramente konnten aus derselben genommen werden. — Voll von Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Antonius nahm der Sa-

kristan die über einen Fuß große hölzerne Statue des Heiligen, die im Chor stand, und betete mit einigen Mitbrüdern das bekannte Responsorium zu diesem Heiligen: Si quaeris miracula etc. Darauf ließ er diese Figur des Heiligen an einem Seile in den Brunnen hinab — in Gegenwart mehrerer Mitbrüder, und als er sie wieder heraufzog, hing — zum allgemeinen Erstaunen — der Bund Schlüssel an dem Finger der einen ausgestreckten Hand des Heiligenbildes.

(Der Berichterstatter hat diese Statue oft gesehen, und die ganze Klostergemeinde bestätigt diese Thatsache.)

15. Aus den Rheinlanden.

Mit meinem Sohne, der in P. wohnt, machte ich im vorigen Jahre eine Reise durch die Schweiz, wir kamen auf der Rückreise Abends halb 8 Uhr in A. an. Weil es heiß war, nahm mein Sohn für uns einen Wagen und ließ die Koffer durch den Omnibus in den Gasthof zu den drei Mohren nachbringen; wir speisten im Gasthofe zu Nacht und bestellten noch eine Depesche nach Hause, um meine Ankunft anzukündigen, und begaben uns dann auf unsere Schlafzimmer, welche neben einander lagen. Dort angekommen, sagte mir mein Sohn: „Vater, meine Geldtasche ist weg.“ Er hatte sie stets umhangen gehabt und hatte früher nicht mehr daran gedacht. In dieser Geldtasche befanden sich 10,000 Rubel in Wechseln und wichtige Verträge. Das ganze Haus kommt in Aufregung; Wagen, Omnibus und Alles wird öfters, doch stets vergebens untersucht. Da ließ der Wirth anspannen und fuhr mit meinem Sohn in der Nacht gegen 10 Uhr zur Station, wo wir abstiegen. Als mein Sohn zurückkam, sah ich in seinem Gesicht, daß es schlecht stand; er sagte mir: „Papa, Alles ist verloren; das Geld ist das Wenigste, dieses läßt sich ersetzen, allein die Akten, die mit verloren sind, das ist das Schlimmste.“ Hier-

auf bemerkte ich, es gibt noch ein Mittel, daß wir Alles wieder bekommen, und das ist der hl. Antonius; mein Sohn erwiederte, er habe auch schon zum hl. Antonius gebetet. Ich betete nun auch mit großem Vertrauen zum hl. Antonius, den ich jeden Tag bisher verehrte, und machte ein Gelübde, wenn Gott dem Diebe Reue einflöße und er das Geld zurückstelle.

Nun legte ich mich mit einer unbegreiflichen Ruhe schlafen. Gegen 1 Uhr Nachts klopfte es an unsere Thüre und eine Stimme sagte: „Ihr Herren! Sie können ruhig schlafen, Alles ist wieder da.“ Wir standen auf und hörten, der Dieb sei selbst zum Herrn Inspektor gekommen und habe gesagt, er habe die Tasche auf dem Perron gefunden, habe sie aufgeschnitten, das Geld herausgenommen und die Tasche im Garten verborgen. Er holte nun auch die Tasche, und so bekamen wir am andern Morgen Alles wieder und es fehlte Nichts. Dem Herrn Inspektor gaben wir ein paar Napoleonsd'or und ich verwendete mich für den Dieb, worauf der Herr Inspektor mir sagte, er sei schon verhaftet. Bei meiner Abreise wandte ich mich direkt an die Eisenbahn-Direktion in A. und führte aus, das freiwillige Wiederbringen des Geldes ꝛc. compensire den Diebstahl vollständig und bat um Straflosigkeit, resp. Begnadigung, worauf die Antwort erfolgte, der Dieb heiße so und so; er sei auch nicht gestraft worden.

16. Aus Baden.

Ich bin geboren zu B. am 14. Mai 1815, als erstes Kind meiner nun verstorbenen, braven Eltern, die gute Katholiken waren. Im Alter von 7—8 Jahren erkrankte ich schwer; eine langwierige Krankheit bannte mich fast den ganzen Winter in's Bett. Der mich behandelnde Arzt, Physikus W., besuchte mich viele Wochen hindurch;

aber die Krankheit spottete der Kunst des ausgezeichneten Arztes, und keine Medizin hatte Erfolg. Abgezehrt bis auf Haut und Knochen lag ich zuletzt sprachlos im Bette — ein wahres Märtyrerbild. Niemand hegte mehr Hoffnung für mein Leben. Auf die von meinem Vater an den Arzt gestellte Frage, was mir denn auch eigentlich fehle, antwortete derselbe: „Wenn ich durch ein Fensterchen könnte hineinsehen, dann wollte ich's Ihnen schon sagen." Der Arzt kam weniger, die Hoffnung auf Wiedergenesung war auf Null gesunken.

In einer Nacht hielten meine Eltern Rath, was nun noch probirt werden könne, und mein Vater faßte den Entschluß, am kommenden Morgen nach Pf. zu einem Arzte zu gehen, der in gutem Rufe stand. Während dieser Berathung wurden sie durch einen schweren Fall über der Zimmerdecke erschreckt; es war, wie wenn Jemand einen Sack voll Frucht in die Höhe hebt und dann plötzlich niederfallen läßt. Mein Vater hielt Nachschau auf dem Speicher über dem betreffenden Zimmer. Alles ruhig, Alles in Ordnung, wie vorher. Meine Eltern hielten nun dieses Vorkommniß als eine Vorbedeutung meines Todes, und der Entschluß nach Pf. wurde deßhalb aufgegeben.

Jetzt wurde aber ein anderer Entschluß gefaßt und auch ausgeführt: In der Schule wurde für mich gebetet, an Arme wurde Frucht vertheilt, eine heilige Messe zur Mutter Gottes bestellt, auf den der Gottesmutter geweihten Altar eine Kerze gelegt und das Gelübde gemacht, jeden Samstag Abend die lauretanische Litanei zu beten.

Die heilige Messe zu Maria wurde celebrirt und mein Vater und die Anverwandten wohnten derselben an. Als mein Vater von derselben zurückkam, fing ich zum ersten Mal nach langer Zeit wieder zu sprechen an. Pfarrverweser M., der mich am nämlichen Tage noch besuchte, war erstaunt, mich wieder zu hören. Von jetzt ging's mit der

Besserung so rasch vorwärts — ohne Arznei, daß ich schon am zweiten Tage aufzustehen verlangte. Niemand hielt dieß für möglich; aber ich bestand darauf: ich stehe auf und setze mich an den Tisch. Der mich behandelnde Arzt, einige Tage nicht mehr erschienen, kömmt dazu, dreht sich auf dem Absatze herum mit den Worten: „Was ist da vorgefallen?“ Meine Eltern gaben ihm die einfache Antwort, daß die Besserung seit zwei Tagen so rasch gekommen sei. Und so war es auch. Die Krankheit, die mich fast den ganzen Winter in's Bett bannte, war gewichen; die Kräfte nahmen zu und ich wurde gesund. Lange Zeit hindurch knieten jeden Samstag Abend mein Vater, meine Mutter und ich am Tische und beteten die lauretanische Litanei, wobei ich Vorbeter war.

Noch will ich in Kürze des Traumes erwähnen, den meine Mutter in der Nacht vor jener heiligen Messe hatte. Im Traume erschien ihr die Gottesmutter und legte ihr ein Kind in die dargehaltene Schürze.

Aerger als eine Fledermaus angewidert ist vom grellen Sonnenlicht, wenn ein Bühnenladen am Tage geöffnet wird, findet sich die aufgeklärte Welt empört, wenn Begebenheiten erzählt werden, welche allen schulgerechten Naturgesetzen widersprechen. Da ich jedoch die Wahrheit unendlich lieber habe, als die dünkelhafte Aufklärung — so werde ich recht grelle Begebenheiten hier bringen, welche eben zeigen, daß noch ganz andere Dinge in der Welt vorkommen, als der Wissenschaftsmann zu erklären vermag, und die er deßhalb läugnet, weil er meint, über seinen Kopf hinaus könne es Nichts geben.

1. Aus Slavonien.

(Bericht des Freiherrn von Pr. an Prinzessin N. Copia.)

Im Jahre 1835 war in Slavonien das k. k. Chevauxlegers-Regiment B. Schneller und dessen Regimentsstab in der Hauptstadt Essek stationirt.

Im Regimente diente ein Oberlieutenant, Namens K., der einigemal in meinem Schlosse auf Besuch war und daselbst gastfreundlich aufgenommen wurde. Unzukömmlichkeiten im gesellschaftlichen wie sittlichen Benehmen veranlaßten mich, demselben anzudeuten, daß man seine Abwesenheit nicht vermissen würde, wenn er angemessen fände, seinen Besuch nicht mehr zu wiederholen. Aber er sollte in der Chronik des Schlosses B. nochmals erscheinen, um in einem mysteriösen Ereignisse eine Hauptrolle zu spielen.

Im Jahre 1838 wegen physischer und moralischer Untauglichkeit wurde der Benannte, der in Folge vielfacher Ausschweifungen in ein Siechthum verfiel, das sich in Form einer hochgradigen Merkurialgicht aussprach, pensionirt und wählte den Ort Djakovar, drei Stunden von B. entfernt, als Aufenthalt.

In Folge ärztlicher Ordination wurde demselben der Gebrauch der Eisenbäder in B. vorgezeichnet, deren Wirkung ihm als letzter Heilungsversuch prognosticirt wurde.

Er wurde somit im elendesten Zustande nach B. gebracht; da derselbe gänzlich unbemittelt, war er bemüßiget, in einem Bauernhause mit einer feuchten, bloß mit Lehmboden versehenen Stube vorlieb zu nehmen. Auf Vorstellung meines Hausarztes, der den des Gebrauches seiner Extremitäten beraubten, an das Lager gefesselten Kranken besucht hatte, war ich sofort sammt meiner Frau Gemahlin bereit, den Unglücklichen in das Schloß wieder aufzunehmen und mit jeder nöthigen Pflege versehen zu lassen.

Dieß geschah im Juli. Kurze Zeit darauf ließ der Kranke

mich mit dem Beifügen zu einem Besuche zu sich bitten, er habe mir eine bedeutsame Mittheilung zu machen. Der Kranke eröffnete mir Folgendes:

Nächtlicherweile sei eine jugendliche weibliche Erscheinung vor sein Bett getreten, die ihn mit vernehmlichen Worten angesprochen habe, wie folgt: „Sie (die Erscheinung) sei der Geist eines vor mehr als hundert Jahren ermordeten Weibes, ihre Gebeine befänden sich zwischen der Schloßkapelle und dem Eiskeller in einer senkrechten Grube, den Kopf nach unten gelagert und mit drei steinernen Geschützkugeln belastet, unter der Erde verscharrt; sie werde nicht früher Ruhe haben, bevor ihre Gebeine nicht ausgegraben und in geweihter Erde bestattet würden; der Kranke möge dieß beim Besitzer veranlassen; als Lohn dafür solle dem Besitzer ein reichlicher Schatz und ihm, dem Kranken, Genesung zu Theil werden.

Das zerrüttete Nervensystem des Kranken und den Einfluß der ihm zur Linderung seiner Schmerzen in starken Dosen verabfolgten Opiate erwägend, auch vermuthend, die dem Kranken wahrscheinlich bekannte, im Munde der V. lebende Sage von einer bei der Vertheidigung des Schlosses gegen die Türken im Kampfe gefallenen heldenmüthigen Amazone könne das Samenkorn sein, aus welchem die so eben vernommene Visionsblüthe emporgetrieben wurde, glaubte ich in der ganzen Erzählung Nichts als das Resultat einer Hallucination erblicken zu sollen.

Ich bat den Patienten, die ganze Geschichte als einen Traum zu betrachten, sich zu beruhigen und vor Allem darüber unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten, weil zu befürchten stand, daß, wenn die Spukgeschichte dem leicht- und abergläubigen Landvolke und meiner Dienerschaft bekannt würde, das Schloß eines schönen Tages von sämmtlicher Dienerschaft verlassen werden möchte.

Es dauerte aber nicht lange, als die Bitte an mich um

einen Besuch sich wiederholte; die Erscheinung, laut Angabe des Patienten eine weißgekleidete Frau, sei abermals erschienen; sie sprach das gleiche Verlangen in noch dringenderer Weise aus, und fügte für den Nichtwillfahrungsfall die Drohung hinzu, der Kranke werde seinem Leiden unfehlbar erliegen. Ich blieb auch dießmal bei meiner Ansicht von dem visionären Charakter der Mittheilung und führte die geeigneten Vorstellungen in's Feld, um dem Kranken das Hirngespinnstliche seiner Geschichte nahe zu legen, und legte ihm wieder Verschwiegenheit an's Herz. Allein der Kranke hatte nicht geschwiegen, sondern als ihm klar wurde, daß ich auf sein Ansinnen, rücksichtlich seines Gespenstes Nachgrabungen anzustellen, nicht einzugehen geneigt sei, zog derselbe eines Tages, als ich auf der Jagd war, meine Frau Gemahlin in's Geheimniß.

Von der Jagd zurückgekehrt, nahm ich sofort aus dem eine Verstörung unschwer verbergenden Benehmen meiner Frau Gemahlin wahr, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sei. Auf Geständniß dringend, erfolgte auch dieses. Von dieser Stunde an ließ meine Gemahlin nicht mehr ab, in mich fort und fort zu dringen, die Vornahme der Nachgrabung bewilligen zu wollen.

Besonders um meine in steter Erregung sich zeigende Frau Gemahlin zu beruhigen, willigte ich mit dem Wunsche ein, daß die Nachgrabung bis Ende November desselben Jahres verschoben werde. Der Kranke wurde in der Zwischenzeit dergestalt bedenklicher, daß ich auf Anrathen der Aerzte, um dessen Absterben im Schlosse vorzubeugen, genöthigt war, denselben mit Anfang September nach Essek in mein Haus transportiren und der weiteren ärztlichen Pflege übergeben zu lassen.

Es kam endlich der verhängnißvolle 28. November, wo die Ausgrabung des Abends, als das übrige Gesinde bereits zur Ruhe gegangen war, durch zwei vertraute Diener, den

Gärtner nämlich und den Mundkoch (letzterer gegenwärtig noch im Hause lebend), in Gegenwart des Schloßkaplans an dem vom Kranken angegebenen Orte stattfand.

Die Nachgrabung sollte meinen ganzen Vernunftsbau umstürzen; die Angaben des Gespenstes bestätigten sich in verblüffender Genauigkeit und Vollständigkeit. Fünf Schuh des Erdreichs waren an der bezeichneten Stelle beseitigt und der Spaten stieß auf einen harten Gegenstand; drei steinerne Geschützkugeln, an denen sich Spuren eines verrosteten Eisenöhrs wahrnehmen ließen, wurden aus der Grube gehoben. Weiteres Aufschaufeln der Erde förderte ein senkrecht, mit den Füßen himmelwärts gelagertes Skelet vor die erstaunten, ja erstarrten Blicke. Das Skelet wurde in einem Sarge in die Schloßkapelle geschafft und über den unheimlichen Fund vorläufiges Stillschweigen beschlossen und allen dabei Betheiligten auferlegt. Eine von mehreren Doktoren vorgenommene Untersuchung der Knochenformen setzte das jugendliche Alter und weibliche Geschlecht der einst Verscharrten außer allen Zweifel. Ich fand es angemessen, vor Vornahme eines weiteren Schrittes den ganzen Fall auf das Umständlichste meinem damaligen Diözesan-Bischof zu Fünfkirchen, Johann v. Szitovszky, zur Kenntniß zu bringen und mir dessen weitere Verfügungen zu erbitten. Se. Excellenz der Bischof, welcher nach der Sachlage den katholischen Glauben der Verstorbenen als wahrscheinlich annahm, empfahl mir, das Gerippe mit feierlichem Gepränge unter geistlicher Assistenz auf dem katholischen Friedhof beerdigen zu lassen. Nachdem auf meine Vorstellung die Bitte, von der eine Aufregung der Landbewohner befürchten lassenden Ostentationsform des Begräbnisses abgehen zu dürfen, von Sr. Excellenz gestattet wurde, ließ ich die im Sarge gut verwahrten Gebeine durch meinen Gärtner und Koch unter Assistenz meines Hauskaplans und unter dem Geläute der Friedhofsglocke auf dem katholischen Friedhofe zur Erde bestatten.

Das Grab wurde mit einem einfachen Stein bezeichnet, welcher die Daten der Auffindung und Wiederbeerdigung als Inschrift trägt. Die drei steinernen Geschützkugeln dagegen bildeten für Einige der von Raritäten-Sammeleifer beseelten Jagdgäste einen zu anziehenden Gegenstand, als daß sie dem Schicksale der Annexion hätten entgehen können. In wessen Besitz sie sich dermalen befinden, dürfte kaum mehr zu ermitteln sein. Damit endet der geheimnißvollen Geschichte erster Theil, nicht aber die Geschichte selbst, und was nunmehr folgte, nimmt ein nicht minder großes Interesse in Anspruch.

Ungefähr Mitte Dezember rief mich ein Geschäft nach E., wohin der Gichtkranke vor einigen Monaten in einem der Auflösung zueilenden, jede Hoffnung abweisenden Zustande gebracht worden war. Zu meiner größten Verwunderung begegnete ich dem Oberlieutenant K., der, sich nur noch leicht auf eine Krücke stützend, mir bis zur Einfahrt entgegenkam. Die Verwunderung erreichte den höchsten Punkt, als ich aus den Mittheilungen des auf dem Wege der raschesten Genesung Befindlichen und den Vergleichungen der Zeitangaben inne wurde, daß die Krisis, von welcher die Heilung ihren Ausgang nahm, an demselben Tage eingetreten sei, an welchem zu V. die Beerdigung des Skeletes stattgefunden hatte, und so ging auch diese Verkündigung des Gespenstes, die versprochene Heilung, in überraschende Erfüllung. K. genas bald darauf vollständig, trat im Jahre 1848 in die Reihe der Jelacic'schen Armee, machte den ungarischen Feldzug mit, fröhnte jedoch seinen alten Leidenschaften auf's Neue mit solcher Vehemenz, daß ein Rückfall in's Siechthum davon die Folge war, dem er auch im Jahre 1854 erlag.

Als ich die überraschende Kunde meiner E...ker Begegnung nach V. brachte, wurde mir dieselbe durch eine Reihe von neuen, nicht minder merkwürdigen Mittheilungen entgolten. Zunächst eröffnete mir meine gottselige Mutter,

daß sie seit vielen Jahren, als sie das Schloß bewohnte, Wahrnehmungen eines außergewöhnlichen Vorganges im Schlosse gemacht habe, die sie aber theils aus Scheu und theils aus Diskretion, Niemanden zu beunruhigen, verschwieg; es habe sich nämlich von Zeit zu Zeit in den über ihrem Schlafgemach befindlichen leeren, versperrten und unbewohnten Zimmern ein Geräusch vernehmen lassen, das bald wie ein Hin- und Herschreiten, bald wie das Oeffnen und Schließen von Thüren klang. Da diese Erscheinungen nur während der Mitternachtsstunde, und wenn kein Licht brannte, sonst aber nicht eintraten, hat sich meine Mutter den Zwang auferlegt, die Mitternachtsstunde wach zuzubringen. Als ihr der Schloßarzt diese Entziehung des Schlafes verwies, zog sie ihn in das Geheimniß, das sie, um keine Aufregung hervorzurufen, Niemanden mitgetheilt hat. Als der Arzt versuchsweise mit meiner Mutter die Mitternachtsstunde in ihrem Schlafzimmer ohne Licht erwartete, vernahm auch er das Geräusch; eine vorgenommene Untersuchung des zweiten Stockwerkes brachte keine Anzeichen einer Veränderung, die Schlösser waren versperrt, die Zimmer leer, andere Verbindungen, in dieselben zu gelangen, gab es nicht. Seit der Beerdigung des Gerippes ist die mitternächtliche Ruhe nicht wieder gestört worden.

Einige Jahre zuvor war der damalige k. k. Husaren-Rittmeister und jetzt noch lebende Honved-Oberst August v. P. im Schlosse auf Besuch und in den ober dem Schlafgemache meiner Mutter befindlichen Zimmern untergebracht, auf seine beinahe ängstlich vorgebrachte Bitte aber kurz darauf belogirt worden, weil er zur Nachtszeit leise Schritte in seiner unmittelbaren Nähe gehört hatte, obgleich er sich sofort überzeugte, daß die Thür versperrt sei, und auch die sorgfältigste Untersuchung des Gemaches keine Spur wahrnehmen ließ, aus welcher jene räthselhafte Erscheinung hätte erklärt werden können. Ich glaubte damals, benannter

Rittmeister habe dieses Mährchen ersonnen, um auf diplomatische Art die ihm vielleicht nicht convenirende Wohnung mit einer bequemeren vertauschen zu können. Die fingirte Angst wurde belacht; denn Furcht war es nicht, da derselbe in verschiedenen Feldzügen tapfer rauste und jetzt noch bei A. lebt.

Damit nun wäre dieser Gespensterroman vorläufig bei seinem letzten Kapitel angelangt; denn seither ist eine weitere Behelligung der Schloßbewohner durch irgend eine Spur nicht wieder vorgekommen. Nach einer weiteren Eröffnung würde jedoch der gänzliche Abschluß der Geschichte erst nach meinem Ableben zu erwarten sein. Oberlieutenant K. soll mehreren Bekannten zu jener Zeit anvertraut haben, daß ihm das Gespenst über einen im Schlosse befindlichen Schatz Mittheilungen gemacht habe, welcher aber erst nach meinem Tode gehoben werden könne. — Auch über die Art der Hebung soll das Gespenst genaue Weisungen dem benannten Herrn gegeben haben, mit dem strengen Auftrage, dieß Alles zu Papier zu bringen, und die Aufzeichnungen drei verschiedenen, meiner Familie nicht angehörenden, vertrauenswürdigen Personen versiegelt zu übergeben; diese hätten sich eidlich zu verpflichten gehabt, über den Erhalt der Pakete Stillschweigen zu beobachten und nach meinem Tode die Schriften meinen Erben auszufolgen.

Mich hat die Neugierde bisher noch nicht gequält, den Depositären dieses angeblichen Gespenster-Testamentes nachzuforschen.

Ich beabsichtige, einstweilen die mir zugemessene Lebensdauer behaglich zu genießen und bin überzeugt, daß meine lieben Angehörigen und Freunde mir dieß von Herzen wünschen, und nach der Stunde kein Verlangen tragen, in welcher dereinst mit meinem Vermächtnisse auch zugleich das des Gespenstes kundgegeben wird.

B., am 7. Juli 1868.

Gustav Freiherr von P.

Euer königliche Hoheit, meine gnädigste Prinzessin!

Das bezeugte lebhafte Interesse Euer k. Hoheit für die aus anderer Quelle stammende Darstellung eines auf meiner Besitzung B. im Jahre 1839 im Monat November stattgehabten mysteriösen Vorfalls, und der Wunsch, an Stelle dieser von mir als ungenau bezeichneten Schilderung eine der Wahrheit gemäße Aufzeichnung jener Vorgänge zu erlangen, galt mir als ein gnädiger Befehl, dem nachzukommen ich mich mit Freuden beeilt habe.

In der Beilage erhalten Euer k. Hoheit eine zwar schmucklose, aber den Thatsachen streng entsprechende Darlegung des ganzen Vorfalles.

Ohne mir eine philosophisch-meritorische Kritik des ganzen Vorfalles zu gestatten und ohne der erleuchteten Einsicht Euer k. Hoheit in Bezug auf dieses Gebiet irgend vorzugreifen, wohin das Ganze zu verweisen sei, möchte ich mir nur zu bemerken erlauben, daß es zwei verschiedene Wege zu geben scheint, welche zum Versuche einer Erklärung betreten werden können. Diese sind der Rationalismus und der Supernaturalismus. Letzterer empfiehlt sich Denen, die an Erscheinungen glauben, welche unter Somnambulismus oder unter Mesmerismus begriffen werden. Gibt man die Möglichkeit einer bis zur Schauung verborgener Dinge gesteigerten Nerven-Sensibilität zu, so ist die Annahme auch nicht zu verwerfen, daß K. sich in einem ekstatischen Zustand befunden haben könne, der ihn fähig machte, das verscharrte Gerippe zu schauen. Allein auch der Rationalismus bietet alle Schlüssel zu logischen Lösungsversuchen, wobei natürliche physische Dispositionen selbstverständlich in den Calcul gezogen werden dürfen und müssen.

Setzen wir den Fall, es sei in der Nähe des Schlosses vor vielen, vielen Jahren ein Mord an einer Frauensperson

verübt worden, der vollkommen verborgen blieb, die Gemordete sei an bezeichneter Stelle nächtlicherweile verscharrt worden, und zur besseren Beschwerung des Leichnams wurden von den vielleicht im Hofe umherliegenden Geschützkugeln drei benützt; nehmen wir weiter an, der Mörder habe ein hohes Alter erreicht, und vor seinem Tode seine That mit aller Ausführlichkeit einem Freunde anvertraut; dieser Freund sei Vater oder Oheim des K. gewesen, und habe die Geschichte im Familienkreise erzählt — ist es nicht möglich, daß in K., als er auf dem Schmerzensbette lag, diese Jugenderinnerung einmal plötzlich, vielleicht durch Vernehmung jener Volksmährchen mit der Amazone mit veranlaßt, in voller Klarheit wieder erwacht sei, daß sich die Geschichte in seine Fieberphantasien verwoben und zu förmlichen Visionen gesteigert habe, an die der Kranke, solchen Gedanken nachzuhängen durch die Langweile der körperlichen Regungslosigkeit gefördert, endlich auch bei lichtem Tage zu glauben sich bestimmt fand?

Die Angaben K.'s bezüglich des Schatzes können ebensogut Ausgeburten seiner Phantasie wie Mystifikation sein. Seine Genesung läßt gleichfalls ganz wohl eine natürliche Erklärung zu. Das Eintreten unverhoffter Krisen ist in der medizinischen Chronik nichts Seltenes. Es ist möglich, daß die Heilkraft der Eisenbäder erst nachträglich in E. in Verbindung mit der Luftveränderung ihre Wirkung geäußert habe; daß aber dieser Umschlag zusammentraf, ist lediglich Zufall.

Die Wahrnehmungen meiner Mutter, ihres Arztes und des Rittmeisters können Gehörstäuschungen einer durch die Einsamkeit des Schlosses, Einförmigkeit des Landlebens, sporadische Schlaflosigkeit, gestörte Verdauung, oder erregende Lektüre irritirten Stimmung sein, die, wenn sie einmal Wurzel gefaßt haben, gleichsam in der Seele fortwuchern und auch auf Unbefangene sich fortpflanzen können, aber

ihr Ende erreichen, sobald ein ostensibles Moment — hier die Auffindung und Beerdigung des Skeletes — jener Wurzel jede weitere logische Nahrung entzieht.

Verzeihen Euer k. Hoheit diese Diskussion, die dieses Schreiben zu ungebührlicher Länge ausdehnte; fassen Euer k. Hoheit dieselbe als nichts anderes als einen Beweis auf, mit welcher Lebhaftigkeit das hohe Interesse, welches Euer k. Hoheit dieser Angelegenheit zu schenken geruhten, auf mich zurückgewirkt habe.

Gestatten Euer k. Hoheit den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollsten Gefühle, welche in dem unauslöschlichen Danke für die mir gewordene huldvolle Theilnahme gipfeln.

B., am 7. Juli 1868.

(Anmerkung. Ich glaube, daß gerade die ungenügende Bemühung des Berichterstatters, das Ereigniß natürlich zu erklären, nur die Glaubwürdigkeit der übernatürlichen Erscheinung erhöht.)

2. Aus der Schweiz.

Im Jahre 1853 hat sich in A. ein merkwürdiger Fall ereignet.

Der am letzten Kirchweihschießen, Sonntag den 16. Oktober 1853, in A. als Schützenzeiger verunglückte B. von dort hatte früher ein anderes Haus bewohnt als in der letzten Zeit. Jene Wohnung steht nun seit längerer Zeit leer und das Haus ist verschlossen. Drei Tage vor dem Unglückstage, an dem B. auf der Schießstätte sein junges Leben aushauchen sollte, ging er bei jenem verschlossenen Hause vorüber, blickte bei hellem Tageslicht an dasselbe hin, sah einen jungen Mann aus dem Fenster seiner vormaligen Schlafkammer schauen und ihm warnend mit erhobenem Finger zuwinken. Er, als unerschrockener kühner Mann in der Gemeinde überall bekannt, erhob seinen Stock, um die

Drohung des Winkenden mit einer Gegendrohung zu erwiedern, erkannte aber, dem Hause ganz nahe gekommen, sogleich sein Ebenbild in der aus dem Fenster schauenden Gestalt, die nicht nur sein Gesicht, sondern auch seine anhabenden Kleider ganz genau wiedergab und ihn längere Zeit in so warnender Stellung anschaute. Er eilte nach Hause und erzählte seinem Weibe, was er soeben gesehen, erzählte es auch nachher wieder anderen Mitbürgern, jedoch ohne daß er Furcht oder Schauer davor zeigte. Seine Frau und alle Anderen, die davon hörten, deuteten die ihnen berichtete Erscheinung als einen außerordentlichen Wink von Oben, daß er am kommenden Sonntag nicht Scheiben zeigen sollte, bei welchem Dienst ihm schon voriges Jahr zwischen den Füßen durchgeschossen worden war. Das arme Weib drang bittend in ihn, von seinem Vorhaben abzustehen; der Seelsorger warnte ihn ebenfalls davor; Gemeindevorsteher und andere Freunde machten ihm ebenfalls Vorstellungen. Doch umsonst. Er erwiederte einfach: er könne nicht mehr anders, er müsse an die Scheiben. Ohne Zweifel wollte sich der kühne junge Mann nicht anmerken lassen, als lege er der Erscheinung des Doppelgesichtes irgend welches Gewicht bei.

Auf der Scheibenstätte hinter der Schutzmauer rief er einem seiner besten Kameraden zu: es sei ihm in seinem Leben noch nie so öde und langweilig gewesen, wie eben jetzt; er solle ihn doch besuchen. Als Jener sich dann zu ihm hinter die Schutzmauer begeben hatte, bemerkte ihm der sonderbar ergriffene Zeiger B., daß er ringsum auf dem Boden Stutzenkugeln in Menge sich durcheinander bewegen sehe; er fürchte nun doch selbst, es könne heute ihm etwas Schlimmes geschehen. Wenige Minuten nachher fiel ein Schuß, der ihn an die Scheibe rief. Während er diesem Rufe folgte, knallte es abermals und die Kugel eines neuen Schusses fuhr ihm durch den Kopf und streckte ihn todt

zu Boden. Der Schuß war gegen den Willen des Schützen losgegangen; denn während er mit der unſeligen Feuerwaffe zielte, rief Jemand ihm zu: „Halt! der Zeiger iſt vor der Scheibe!“ und er wollte abſetzen, berührte aber unvorſichtigerweiſe den Abſteher und der Schuß ging los.

Noch muß zu Ehren der Schützengeſellſchaft unter Anderem erwähnt werden, daß ſogleich nach dieſem Unglück dieſelbe einhellig beſchloſſen hat, alle Gaben des Schießens, ſowohl die bereits gewonnenen als die noch ausſtehenden, der armen Wittwe und den vier verwaisten Kindern des erſchoſſenen Scheibenzeigers als Unterſtützung abzutreten.

3. Aus Kärnthen.

P. iſt eine dem Benediktiner-Stifte St. Paul in K. inkorporirte Pfarre am G.. berge, zum Theil in's ſchöne L.. thal abdachend, vom Wirthshauſe aus ſichtbar, das am Scheitel dieſes Berges ſteht.

Am 14. Februar, dem Feſte des hl. Martyrers Valentin, iſt in dieſer ſchönen Kirche Feſtlichkeit und großer Zuſammenlauf von Menſchen; und eben darum ſtellte ſich auch ein hauſirender Krämer mit ſeinen Waaren auf dem Rücken im Meierzimmer des Pfarrhauſes ein. Dieß Zimmer enthält außer zwei Speiſetiſchen einen Milchkaſten, Backtrog und Wandbänke, nebſt Ofen, keine Geräthe.

Dieſer Krämer nun ſtellte ſeine Waaren wie gewöhnlich im Zimmer ab und ging in ein Wirthshaus, wo Muſik war. Dort ergaben ſich Zänkereien, welche bald in Schlägereien ausarteten. Jener bekam mit einem Stück Holz einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß er nicht mehr im Stande war, in den eine halbe Stunde entfernten Pfarrhof zu gehen, ſondern nur zu einem in der Nähe wohnenden Bauer, Namens Z., ſich mühſam ſchleppen konnte mit umbundenem Kopfe. Dort lag er nun und ſtarb ſchon nach

wenigen Tagen. Vor dem Chirurgen suchte man die Sache zu beschönigen und zu verbergen, und er wurde begraben.

Am Sonntag darauf, zwischen 10 und 11 Uhr Nachts, betete die Köchin an einem der zwei östlich der Kirche zugewendeten Fenster. Die Hausthüren waren gesperrt, die Zimmerthüre in der Schnalle. Da öffnete sich unerwartet die Zimmerthüre so heftig, daß sie an der Ofenbank stark anschlug; mit schweren Tritten ging ein Kraxentrager zum entferntern Tisch, setzte diese unter Aechzen des Tisches darauf, gerade so, wie am 14. der Hausirer gethan. Die Betende achtete dieß nicht. Als sie aber das Stundengebet vollendet hatte, schaute sie um, sah aber Niemand, und wurde von Grausen erfaßt und floh bei der offenen Thüre in ihr Zimmer hinauf in's Bett.

Morgens, nachdem sie das Frühstück für die Hausleute besorgt, stand schon der Pfarrer an der Thüre und fragte: „Was habt ihr gestern Nachts für einen Lärm gemacht, daß das Haus und die Fenster zitterten?" — Auf die Erzählung der Maria G. sagte er: „Der Krämer verlangt seine Gerechtigkeit."

Nun berichtete er Alles dem Bezirksgerichte B.; die Untersuchung kam und es zeigte sich, daß am Geschlagenen das Gehirn Schaden gelitten hatte. Der Thäter, Sohn des Hauses G., wurde, weil er nicht majorenn war, nur zu zwei Jahren Kerker verurtheilt, starb aber bald darnach an Auszehrung bei seinen Eltern.

4. Aus Baiern.

Vorerſt will ich bemerken, daß ich nicht leichtgläubig bin; von hundert Geſpenſtergeſchichten laſſe ich höchſtens eine paſſiren. Die folgende aber iſt meinem eigenen Bruder im Jahre 1845 begegnet. Mein Bruder iſt ein ſehr wahrheitsliebender und überhaupt ein religiöſer und braver Mann, auch geachteter Bürger der Stadt B. Er war ſchon in ſeiner Jugend recht brav. Sie verzeihen wohl dem Bruder dieß Lob des Bruders; ich glaubte es zur Sicherſtellung des Faktums nicht umgehen zu dürfen.

Im Jahre 1845 mußte mein Bruder Johann Baptiſt in die Fremde. Damals beſtand noch der Wanderzwang. Er war Schloſſergeſelle und damals 18 Jahre alt. Gegen Anfang Juli dieſes Jahres kam er in Arbeit bei Schloſſermeiſter Sch. in W. Bei dieſem Meiſter hatte er auch Koſt und Logis. Ohne daß etwas Beſonderes vorgefallen wäre, kam die heilige Adventszeit heran. So eben, den dritten Adventſonntag, kam mein Bruder gegen 11 Uhr nach Hauſe. Da ſtand, nachdem er die Hausthüre aufgeſperrt hatte, plötzlich vor ihm ein Mann circa 6 Schuh groß, dunkel gekleidet, mit kurzem Rock, blondem, ziemlich hellem gekräuſeltem Haar und mit einer ſog. öſterreichiſchen, d. h. nach vorwärts geneigten Kappe. Mein Bruder ſah ihn bloß vom Rücken. Er ſtand etwa drei Schritte vor ihm. Mein Bruder rief ihn an — keine Antwort. — Er ſuchte ihn zu haſchen, mit dem Stock zu treffen — vergebens. — Die Geſtalt ging vor meinem Bruder her, der nacheilte, zur Hofthüre hinaus. Im Hofe war es ganz hell, es ſtund nämlich der Mond am Himmel, draußen aber im Hofe war die Geſtalt plötzlich verſchwunden. Er ſuchte, fand aber nichts. Durch ſein Rufen im Hausplatz und im Hofe erwachten Hausleute im Hof, in einem Hinterhaus, und riefen herab: „Baptiſt, was haben Sie denn?“ Er erzählte es. Dieſe ſagten darauf

einfach: „Das war nichts, legen Sie sich nur nieder.“ Nun ging mein Bruder wieder durch die Hofthüre retour in's Haus, und wie er wieder eintrat, stand die Gestalt wieder vor ihm, gerade an der Stiege, welche mein Bruder hinaufgehen mußte, und ging auch wirklich vor meinem Bruder (drei Schritte voraus) hinauf. Mein Bruder hörte nun deutlich vier Mannestritte: die seinigen und die des vorausgehenden Mannes. Die Bodenstiege (mein Bruder mußte nämlich auf dem Boden schlafen) ging die Gestalt nicht hinauf, sondern wischte im obern Stock in eine nicht gebrauchte Küche. Da mein Bruder auch im Stiegenhinaufgehen den Mann anrief, kam der Meister, der im obern Stock wohnte, hinaus und fragte auch: „Was ist's denn, Baptist?“ Nun erzählte er's wieder und sagte auch, daß Jemand in die Küche gegangen sei. — In der Küche war Niemand. — Der Meister ging in sein Zimmer und mein Bruder in seine Bodenkammer und hörte und sah weiter nichts. — Den Tag darauf gestand ihm der Meister und die Hausleute, daß es eben von jeher im Hause umgehe. — Ja, der Meister, ein alter seelenguter Mann, wollte meinen Bruder nun in seinem Zimmer schlafen lassen. Einmal schlief er da, dann aber wollte er nicht mehr, es genirte eben, und er ging lieber in seine Bodenkammer. Auf meine Frage an meinen Bruder, ob er denn nicht zuviel getrunken hätte, sagte er: „Nun, ich hatte allerdings getrunken, vielleicht auch soviel getrunken, daß ich aufgeräumt und sehr muthig war. Darum habe ich mich auch nicht gefürchtet und wundere mich heute noch, daß ich mich nicht gefürchtet habe, aber eigentlich betrunken war ich gewiß nicht.“

Das hier Erzählte ist aber nur Nebensache, nur Vorspiel; die Hauptsache kommt erst. Einige Tage vergingen nun wieder ganz ruhig. — Am Freitag vor dem vierten Adventsonntag Abends kartete mein Bruder zu Hause mit seinem Meister wieder bis gegen 11 Uhr. Dann ging er mit einem Licht

auf seine Bodenkammer, stellte das Licht auf die Truhe und löschte es aus, des Mondscheins wegen war es so ziemlich helle. Er schnappte das Schloß zu, d. h. er versperrte es, es war nämlich ein sog. deutsches Schloß, setzte sich auf sein Bette und war gerade daran, Schuhe und Strümpfe auszuziehen, als es von Außen auf die Thüre zuging, wo sie plötzlich geräuschvoll aufsprang. Und nun kam ein junger Mann herein — mit einem weißen Gewand bis zu den Füßen hinab, welche nicht sichtbar waren, bekleidet. Die Größe und das hellblonde, gekräuselte Haar war das der ersten Erscheinung, das Gesicht ernst, nicht gerade unfreundlich, bleich, nicht sehr mager, mit bloßem Kopf, Alter circa 30 Jahre, doch kein Bart; die Gestalt ging gerade auf meinen Bruder zu, der heftig erschrack. Ohne fühlbare Gewalt mußte sich mein Bruder umlegen. Die Gestalt stieg nun zu den Füßen des Bettes auf die Bettlade, einen Fuß herüber und den andern Fuß hinüber. Dann neigte sie sich ganz über meinen Bruder hinab, breitete die Arme aus und setzte einen Arm hüben, den andern drüben auf die Bettlade und deckte der ganzen Länge nach meinen Bruder förmlich zu. Brust auf Brust, Schulter auf Schulter, Kopf auf Kopf, Nasenspitze auf Nasenspitze. Athem aber fühlte mein Bruder keinen. Mein Bruder selbst war im Athmen nicht gehindert. Aber wie ein von den Armen eines Zweiten Umklammerter sich nicht rühren kann, so konnte er sich auch nicht rühren. Mein Bruder versuchte die Arme heraufzubringen, um sich mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen. Es ging nicht. Er rief Gott und seinen heiligen Schutzengel an, aber die Erscheinung blieb liegen. Da wandelte meinen Bruder etwas Ungeduld an, es kam ihm der Gedanke: „Das Donnerwetter! was soll das sein?“ In diesem Moment fuhr die Gestalt auf und nicht zur Thüre, sondern zur Bretterwand hinaus. Im Hause aber war ein Getöse, daß die Bewohner glaubten, das Haus stürze in sich

zuſammen. Es kam nun der Meiſter, des Meiſters Tochter, eine alte Tante, ein im Haus wohnender Schiffer und deſſen Frau; ſie hatten geweihte Kerzen bei ſich. Als dieſe Leute meinen Bruder erblickten, der ſich unterdeſſen wieder aufgeſetzt hatte, erſchracken ſie, — er ſah aus wie eine Leiche! „Ach, Baptiſt, was iſt's, was iſt's?“ Er beruhigte die Leute und ſchickte ſie wieder fort, und ſich dann erſt völlig niederlegend, ſchlief er unbehelligt.

In der folgenden Nacht wollte er doch nicht wieder daheim ſchlafen und ging mit einem guten Freunde, der in unſerem Hauſe die Schloſſerei erlernte, nach deſſen Schlafſtube. Die jungen Leute dort waren aber voll Furcht, weil ſie dachten, das Geſpenſt laufe meinem Bruder nach und komme nun zu ihnen. Er nahm ſich deßhalb ſchon vor, nächſte Nacht wieder nach Hauſe zu gehen. Aber in eben dieſer Nacht, vom Samstag auf Sonntag, den vierten Advent, war ein Sturm und im Hauſe des Schloſſermeiſters Sch. ſtürzte ein Kamin ein mit ungeheurem Gepolter. Die Nachbarn der ſchmalen Straße öffneten ihre Fenſter und riefen herüber: „Seht doch nach, der Kamin muß Euren Geſellen erſchlagen haben!“ Meiſter Sch. rief: „Er ſchläft nicht zu Hauſe!“ — „Nun, Gott ſei Dank!“ — Und wirklich war der Kamin in's Bett meines Bruders geſtürzt, ſo daß er ohne Zweifel erſchlagen worden wäre, wenn er dieſe Nacht zu Hauſe geſchlafen hätte.

War die Erſcheinung nicht der Schutzengel meines Bruders ſelbſt, ſo war doch wenigſtens der Geiſt gezwungen, oder hat es freiwillig übernommen, Schutzengels-Dienſte zu leiſten. — Die Art der Erſcheinung erſcheint gewiß auch bedeutungsvoll, das Decken mit dem ganzen Leib.

Am Montag nach dieſem Spektakel wurde der Schlot wieder gebaut, und mein Bruder ſchlief ſogleich wieder oben und wurde von da an bis zu ſeiner Abreiſe nach Hanau, Ende Januar, nicht im Geringſten mehr erſchreckt oder beläſtigt.

5. Aus Schlesien.

Als ich im Alter von 18 Jahren noch als Gymnasiast im elterlichen Hause wohnte, wurden wir, durch vielleicht zwei Jahre, wenn die Wanduhr auf Nachts 12 Uhr ausrückte, durch Gepolter in der Stube aus dem Schlafe geweckt. Mein Vater war Haushälter und schlief nicht zu Hause. Meine Mutter, ich, mein Bruder und meine Schwester schliefen in einer Stube. Es klopfte am Bett, es kratzte am Bett; es war, wie wenn ein Vogel in der Stube umherflöge. Die andere Nacht wurden wir wieder zur Minute geweckt, und es war dasselbe Gepolter. Das Herumflattern eines Vogels war nicht allemal bemerkbar. Dieß dauerte immer genau fünf Minuten, und sobald die Uhr 12 schlug, war es ruhig. Ich hatte ein Licht und Weihwasser an's Bett gestellt; ein Skapulier trug ich schon früher um den Hals, und sobald die Uhr ausrückte und es klopfte, machte ich Licht. Die Mutter, ich und die Geschwister saßen im Bett und beteten; ich sprengte Weihwasser in die Stube — umsonst; es polterte, bis es 12 Uhr schlug. Einmal war ich zeitig mit den Meinigen schlafen gegangen, um die Zeit zu verschlafen. Da wachte ich auf einmal auf, und ehe ich noch Licht machen konnte, legte mir Jemand ganz sanft mein lateinisches Lexikon, das ich offen auf dem Schreibpulte hatte liegen lassen, in's Bett. Ich schrie. Meine Angehörigen erwachten, und das Gepolter ging fort. Ich leuchtete unter das Bett, und sah ich unter das Kopfende, so kratzte es bei den Füßen und umgekehrt. Auch zupfte es am Bett und warf mir einmal das Oberbett heraus. Einmal schimpfte ich, daß wir alle Nächte keine Ruhe hatten; da war das Gekratz viel schlimmer, und es war, als wenn unter dem Bett mit Geld geklirrt würde. Auch bin ich öfters aufgeblieben, und wenn die Zeit da war, polterte es am Bett wie immer, bei hellem Lampenschein. Einmal lag ich im Bett, da war über

demſelben das Geflatter eines Vogels. Ich griff im Finſtern über mich und fühlte einen Flügel, wie von einer Taube, den ich feſt hielt, der ſich aber meiner Hand entwand. Geſehen habe ich Nichts. Nur meine Mutter meinte, ſie habe unter dem Tiſche einen ſchwarzen Körper mit einer weißen Kappe geſehen. Wir zogen dort aus und in den Hof, in's Hinterhaus. Dort war es ruhig. In dem erſten Hauſe hatte ſich eine Frau erhängt, als wir ſchon drin wohnten. Dann zogen wir mit fort. Da ſagten uns die Leute, die dort auszogen, daß es in der Nacht umgehe. Als wir eine Zeit dort gewohnt hatten, wiederholte ſich dasſelbe Gepolter. Es war manchmal, als ob Kugeln rollten. Zwei Geiſtliche, denen ich die Sache erzählte, ſuchten mir dieſelbe auszureden. Der Eine meinte: die guten Geiſter mögen nicht wieder kommen, und die böſen Geiſter dürfen nicht. Dann ging ich zu einem Dom-Geiſtlichen; der ſagte, es ſei der Teufel. Ich ſolle mir ein Kreuz auf's Bett legen, wenn es wieder ziehen würde. Ich that es. Ein hölzernes, ſchon uraltes Kreuz legte ich auf's Bett. Ich hielt es in der Hand, und ſiehe, das Oberbett hob ſich und das Kreuz brach in zwei Stücke. Ob es geweiht war, weiß ich nicht genau. Ich habe es als geweiht geſchenkt erhalten. Ich habe auch gerufen: „Was willſt du von mir? Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ — Keine Antwort. Dann ging ich wieder zu demſelben Geiſtlichen und erzählte ihm dieß. Er erwiederte: „Da weiß ich weiter nichts.“ Ein junger Geiſtlicher ſagte mir einſt ſpäter, es könne nur ein guter Geiſt geweſen ſein, denn als ich einmal geſchimpft hatte, hätte der Teufel keinen größeren Lärm machen können, denn er hätte ſich eher darüber freuen müſſen. Als wir dort wieder auszogen, haben wir nichts mehr anderweitig gehört. Unſere Nachfolger in der Stube waren Juden. Wir haben ſie nie darum gefragt, und ſie haben uns auch nichts geſagt. Dieß iſt Alles Wahrheit, auf Ehre und Gewiſſen.

6. Vom Main.

Als ich nach W. gekommen war, mußte ich lange warten auf mein Gepäck und mit meinem Prinzipal einige Zeit im Wirthshause essen. Dort traf ich jeden Abend mit dem Lehrer und Revierförster (beide sind nun gestorben, sie waren gute Männer) zusammen, und es that mir nur leid, denselben nicht meine Aufwartung machen zu können. Als ich am ersten Sonntag, Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, nach Hause ging, sah ich etwa hundert Schritte von der sog. Bild-Eiche einen Mann ganz von der Statur des obenerwähnten Revierförsters daherkommen und begrüßte ihn. Er sah mich starr an und schlug einen andern Weg ein. Ich erhielt keine Antwort. Er war verschwunden. Abends fragte ich den Revierförster, ob er nicht heute im Walde gewesen. Er erwiederte, er sei noch nirgends gewesen, als zu Hause und in der Kirche.

Zwei Jahre später, als ich von meiner Filiale abberufen wurde, fragte mich der Wirth, ein ehrwürdiger Greis von 86 Jahren, ob mir an der Bild-Eiche noch nichts passirt sei. Er sah mich dabei ernst an, und ich erzählte ihm nun meine Geschichte. Acht Jahre später kam ich zu einem alten Herrn, durchmusterte dessen Bücher und fand ein Gebetbuch, das mir nicht gefiel. Ich sagte dem Herrn, ein solches Buch sei des Aufhebens nicht werth. Darauf erzählte der Herr Benefiziat: „Ich war einmal Kaplan in W. Dort geht, wie das Volk erzählt, der Förster um. Er hatte viele Mädchen verführt und zwar durch Gebetbücher an sich gelockt, in die er die tollsten, unsittlichsten Sachen schrieb. Das Gebetbuch, welches Sie gesehen, ist eins davon. Eine alte Frau hat mir's gegeben." Nun erzählte ich ihm meine Geschichte. Er hatte nicht gewußt, daß ich in W. Kaplan gewesen.

7. Aus Amerika.

In der Stadt R. wurde ich an einem schönen Vormittage in der Fastenzeit zu einem Schwerkranken gerufen. Die christliche und um das körperliche und geistige Wohl ihres Gatten sehr besorgte Frau theilte mir ängstlich mit, daß ihr Mann, sonst von gutmüthiger Natur, schon längere Jahre nicht mehr gebeichtet habe und seinen christlichen Pflichten im Gottesdienst nicht getreu nachgekommen sei. Ich möchte mich doch bemühen, ihm zu einer guten Beichte zu verhelfen; er könne wahrscheinlich nicht mehr lange leben. — Ich fand in einem ärmlichen, nach Außen mit Brettern bedeckten Hause, in der Hinterstube, die zugleich Arbeitsstube war, einen bärtigen Mann von mittlerer Größe auf einem armen Bette liegen. Sein Aeußeres hätte mehr auf einen ehemals feingebildeten, aber jetzt durch Unglücksfälle und Noth tiefgebeugten armen Mann schließen lassen, den vielleicht nur Mißgeschick und Noth zu mancher armen, harten Arbeit und dabei auch zum Mißtrauen gegen Gott und Vernachlässigung seiner religiösen Pflichten brachte. Als er mich eintreten sah, suchte er mir schüchtern, aber höflich zu begegnen, wurde jedoch durch einen fast fortwährenden Husten, durch Blutspeien und Ermattung in seinen Reden unterbrochen. Er glaubte wohl selbst nicht mehr an sein Aufkommen, hätte aber gerne längere Zeit zur Vorbereitung der heiligen Sakramente gehabt. Seine Stimmung war somit ziemlich gut. Ich schickte mich an, seine Beichte zu hören, und entließ die halb weinende und betende Gattin nebst ihren zwei jungen Knaben, aus deren Gesichtern die reinste Unschuld, aber auch bittere Noth sprach. Es waren dieß zwei lebendige Bilder der Leiden unter Dornen gepflegt. Ich kannte den ältesten, sehr talentvollen und fleißigen Jungen, ungefähr 9—10 Jahre alt, von der Schule her, und die Mutter gedachte, ihn einst als Priester am Altare zu

sehen. — Die Beichte mußte eine aufrichtige und reumüthige genannt werden und beruhigte den armen Kranken gegen Erwarten sehr. — Als ich ihm sodann sagte, daß der gute Hirt sein verlorenes Schäflein wieder gefunden, dem er so lange nachgegangen, und daß der liebe Heiland ihn doch nie verlassen habe, erwiederte er traurig und wehmüthig, daß aber er den Heiland so lange verlassen hätte. — O wie groß war dieses Mannes Reue! — Ich reichte ihm sodann später die heilige Kommunion. Nach dem Empfang des heiligen Leibes Jesu Christi, nach meinen Gebeten ꝛc. packte ich die dazu nothwendigen Gegenstände, als Chorhemd, Stola, heilige Oele, Bursa ꝛc. zusammen und wollte gehen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in dem ehemaligen Sünder- und Trauergesicht eine völlige Umwandlung auf dem Angesichte des Mannes fand. Mag man mir es glauben oder nicht, ich glaubte ein Abbild des heiligen Angesichtes Jesu Christi in demselben zu erblicken und erschrack darüber. Ich kann mich nicht erinnern, zuvor oder darnach einen so ähnlichen Fall erlebt zu haben. — Der Kranke schien gänzlich umgewandelt an Leib und Seele, sein Verlangen nach dem öftern Empfange des heiligen Leibes Jesu Christi war ohne Grenzen. Da er längere Wochen in einer todesgefährlichen Krankheit zubringen mußte, so konnte ich ihm alle Wochen einmal die heilige Kommunion als Wegzehrung bringen, und welchen Hunger und Durst hatte er nicht darnach! Wie oft fragte er mit gebrochener Stimme seine christliche, aber zugleich etwas unbeholfene, bäuerische Frau, ob ich denn nicht bald wieder die heilige Kommunion brächte! Kurz, es war das Seufzen eines Durstigen nach einer klaren Quelle, und hätte ich ihm die heilige Kommunion täglich bringen können, er hätte die glücklichsten Tage seines Lebens in seiner letzten Krankheit erlebt. Endlich, als ich am Ostermontag Nachmittag ihn besuchen wollte, hörte ich, daß er todt sei. Den Tag seines Todes weiß ich nicht mehr genau,

glaube aber, daß Gott mit unendlicher Barmherzigkeit seine Liebe belohnte. Ihm wurde viel vergeben, weil er viel geliebt hat.

Den Grund hiefür sah ich vor seinem Tode mit Augen, und seine Frau gab Zeugniß für eine Thatsache, die ich hier noch erwähnen will. Durch den Tod dieses Mannes verlor die Frau zugleich die Nahrungsstütze der Familie. Arbeiten konnte und wollte sie schon, aber ihre Arbeit reichte nicht hin für Alles. Auch waren noch Schulden zu bezahlen auf das kleine Häuslein. Thränen entflossen somit ihren Augen ohne Zahl bei Tag und bei Nacht. In einer Nacht nun, ich weiß nicht wie lange nach seinem Tode, weinte sie wieder, als vielleicht Alles um sie im tiefen Schlafe lag. Sie aber wachte und ihr Elend lag zentnerschwer auf ihrem armen trostlosen Herzen. Die Stille und Einsamkeit der Nacht, das volle Bewußtsein ihrer armen Lage, die zerrissenen Bande der ehelichen Liebe, Alles mochte da wohl ihre Zähren verdoppelt haben. Da erblickte sie plötzlich — im wachen Zustande — im Glanze himmlischer Klarheit, ganz in weißer, blühender, froher Gestalt ihren verstorbenen Ehegatten vor sich. Freundlich und vertraulich im Tone des Mitleides fragte er sie, warum sie denn so weine. — Neue Thränen und Bestürzung mit Freude war ihre Antwort. „Oh, um mich brauchst Du nicht mehr zu weinen, denn der Pater B. (hier nannte er meinen Namen) hat mich vermählt!“ — Das war Alles, was er sagte, aber hinreichend genug, ihren Muth, der ihr beinahe völlig entschwunden, wieder neu aufzurichten. Es lag etwas so Wonnevolles, Vielsagendes in all' seinen Worten, in seinem ganzen Wesen, daß sie das Wort „vermählt“ gleich in dem ächt himmlischen Sinn verstehen konnte, nämlich vereint, bräutlich liebend vereint durch die Liebe, Güte und Barmherzigkeit Gottes, — vereint in Liebe mit Gott auf ewig. Wer dieses Zeugniß der Frau, das sie mir unter vier Augen mittheilte, nicht

glauben will, ist frei, nach seinem Willen zu handeln. Ich glaube es gerne. Die Frau wollte niemals ihre Frömmigkeit zur Schau tragen, ging manchmal alle 14 Tage, drei, vier, oder sechs Wochen zur heiligen Kommunion, wie sie eben konnte. Sie hätte bald wieder heirathen können. Ein Wittwer wollte so eine Arbeitsfrau haben wie sie. Sie aber schlug es einfach ab und Gott sandte ihr eine andere fromme, wohlthätige Frau, die ihr aus der Noth half. Freuen würde es mich sehr, wenn der gute Knabe ein Priester würde. Da ich jedoch schon fünf Jahre von dieser Stadt entfernt bin und Nichts von genannter Frau und Familie seither hörte, bemerke ich nur noch, daß ich der Beichtvater dieser Frau längere Zeit und zur Zeit dieses Vorfalles gewesen und daß sie nie ähnliche Erscheinungen erwähnte, nie außerordentliche Dinge vorgeben wollte, als damals, wo es wirklich wahr gewesen.

8. Aus Tirol.

P., ein beherzter ältlicher Junggeselle, begab sich bei einem tüchtigen Unwetter im Spätherbst 1859 in Oekonomie-Geschäften in das benachbarte Thal S. Man wollte ihn unterwegs deßhalb aufhalten, jedoch vergeblich. Als er bei dunkler Nacht seinen Weg voll Lawinengefahr dennoch fortsetzte, sah er auf einmal ein kleines Mädchen (zwei Schwestern waren als Kinder schon gestorben) neben sich hergehen. Zu diesem sagte er wohlmeinend: „Mädele! ich meinte, Du solltest gerade umkehren, denn da verirrst Du Dich bei solcher Finsterniß.“

Auf einmal war aber das schweigsame Wesen wie in die Erde versunken und nicht mehr zu sehen. Da kommt er zu einer Mühle, wo er Geschäfte halber einkehrt. Da ließen ihn jedoch die Leute nicht mehr weiter, und dieß war sein Glück, daß er sich, theilweise durch die Erinnerung an jenes sonderbare Kind eingeschüchtert, von der weiteren Fortsetzung

seines Weges abhalten ließ. Denn wie er in der Frühe den Thalweg fortsetzte, waren Lawinen mehrfach über denselben hingelegt, wo er leicht hätte sein frühzeitiges Grab finden können.

9. Aus Baiern.

Zu St. Johann unweit der Stadt B. im Sommerkeller des Bräuers M. A. hat sich ein merkwürdiger Vorfall ereignet, welcher allgemeines Aufsehen machte und noch zur Stunde das Tagesgespräch bildet. — Im Garten befindet sich ein neuerbautes, auf gemauertem Grunde ruhendes, von allen Seiten freistehendes, hölzernes Sommerhaus, aus einem Erdgeschosse und einem Stocke bestehend. In jedem dieser beiden Räume sind vier Fensterstöcke mit Doppelflügeln, jeder Flügel mit drei Glastafeln, und jeder Fensterstock von Außen mit sogenannten Winterläden versehen, die vom Zimmer aus geschlossen werden. Von diesen Fensterstöcken sind je zwei gegen Norden und zwei gegen Osten angebracht.

Im Erdgeschoß steht ein Tisch zwischen der Thüre und einem ihr nordwärts gegenüberstehenden Fenster. Am untern Ende des Tisches, in der Nähe der Thüre, saßen am 11. Juli 1837 Nachts um 11 Uhr vier Männer, Zollverwalter B., Bataillonschirurg Fr., der Bräuerssohn M. A. und der Siebmachersohn N. K., und unterhielten sich ganz ruhig mit natürlicher Erklärung unheimlicher Erscheinungen; auch Religionsspöttereien bildeten ihre Gespräche. Die Nacht war dunkel, kein Laut, kein Lüftchen regte sich. Die Winterläden waren geschlossen, auch die Thüre. Gerade sagte der Chirurg: „Meine Mutter war auch noch so dumm und hat mir auf dem Todbett Geld gegeben, daß ich ihr in Altötting solle Messen lesen lassen; ich war aber nicht so dumm, dem Pfaffen das Geld zu geben, sondern ich habe es versoffen“ — als plötzlich der linke, am untern Ende überdieß mit

einem Sperrhaken verschlossene Flügel des der Thüre gegenüber stehenden Fensterstockes aus den beiden Angeln emporfuhr, in bogenförmiger Richtung gegen die Mitte des Zimmers schoß, in diesem Fluge die rechte Schulter eines der Anwesenden, der mit dem Rücken gegen das Fenster saß, empfindlich traf, von diesem sechs Schuh weiter und dann erst auf den Boden schmetterte.

Dennoch zerbrach nur die oberste von den drei Glastafeln. Jener von den Anwesenden, welcher dem Fenster gerade gegenüber zunächst an der Thüre saß, konnte also die Bewegung des Flügels ganz genau beobachten. Rasch zog er die Uhr aus seiner Westentasche und es fehlten 2 Minuten auf $^1/_2$12 Uhr; dann sprang er augenblicklich auf den Fensterstock zu, während der Getroffene den Fensterflügel vom Boden aufhob, schlug mit geballter Faust auf die Winterläden, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich nur vielleicht mangelhaft angemacht oder gar nur angelehnt seien; sie waren jedoch ganz fest geschlossen und zwar, wie schon erwähnt, vom Zimmer aus. Die vier Anwesenden untersuchten nun bis Nachts 1$^1/_4$ Uhr den Fensterstock mit seiner ganzen Umkleidung, ohne weder an jenem, noch an diesem erläuternde Spuren zu bemerken, gaben sich alle erdenkliche Mühe, eine natürliche Erklärung dieser Erscheinung zu finden. Eine bewegende Kraft von Außen konnte in keinem Falle durch verschlossene Winterläden einen gleichfalls verschlossenen Fensterflügel aus seinen Angeln emporheben und in die Mitte des Zimmers schleudern. Auch von einem Luftzuge war keine Rede, wie denn auch selbst ein Sturmwind, stark genug, um Häuser einzustürzen, gerade diese Wirkung nie hervorzubringen vermöchte. Zudem aber saßen alle vier Anwesenden weit vom Fenster entfernt; außer denselben war Niemand im Zimmer, das Licht brannte ruhig auf dem Tische. Die Anwesenden mußten demnach zur Ueberzeugung kommen, daß dieses Ereigniß durch eine Kraft bewirkt wor-

den sei, die sich aus den bekannten Gesetzen der Natur nicht erklären lasse. Am andern Tage suchten sehr angesehene Honoratioren an Ort und Stelle des Ereignisses eine natürliche Erklärung desselben zu entdecken, jedoch ohne den mindest befriedigenden Erfolg.

Anfangs hatten die Gäste geglaubt, Bosheit habe es ihnen angethan. Da sie aber umständlich nachgesehen und keine natürliche Ursache zu entdecken war, überfiel sie Furcht und Schrecken. Der Chirurg Fr. aber ging den andern Morgen in aller Frühe nach Altötting, um seiner Verbindlichkeit bezüglich der hl. Messen nachzukommen.

10. Aus Hohenzollern.

Herr F. B. in N. erzählte mir als sicher und gewiß, und daß er auch mit seinem Namen öffentlich dafür einstehe, das Nachfolgende. Er sei noch nicht lange auf seiner jetzigen Pfarrei N. gewesen, als der hochwürdigste Bischof zur Spendung der hl. Firmung in seine Nähe gekommen. Ein benachbarter Pfarrer, in dessen Pfarrkirche der Bischof firmte, habe von ihm sein Brevier entlehnt. Der Entlehner, dessen Name ich aus Schonung verschweige, hatte keines und betete es auch nicht. Aber auch F. B., weil er nur Eines gehabt und dieses ausgeliehen hatte, betete es während einiger Zeit nicht. Das habe ihm Unruhe und Vorwürfe gemacht, weßhalb er seine Bibliothek mehrmals durchsucht habe, um ein anderes zu finden. Doch alles Suchen sei umsonst gewesen.

Nun in einer darauffolgenden Nacht, während er im Schlafe gelegen, sei er an einem Geräusche erwacht; er habe aufgeschaut und zur Thüre herein sei die Gestalt seines verstorbenen Vorgängers — Pfr. H. R. — gegen sein Bett getreten und habe gesagt: „Warum suchet Ihr so lang und unnöthig? Geht hinaus in's „Rad" (Wirthshaus), dort werdet Ihr eines auf der Bühne finden."

Gleich am andern Morgen habe er seinen Dienstboten in dieses Wirthshaus geschickt und habe fragen lassen, ob sie ein Brevier hätten? — Diese antworteten, sie wüßten nichts von einem Brevier; aber vom verstorbenen Herrn Pfarrer, ihrem Onkel selig, hätten sie noch alle Bücher auf der Bühne liegen; da sie dieselben nicht kennen, möge der Herr Pfarrer nur selbst kommen und nachsehen. — B. kam und fand unter den Dachziegeln einen von hereingewehtem Schnee bedeckten Haufen alter Bücher — und darunter ein noch ganz gutes Brevier in vier Theilen, das er nun erhielt und es noch heute benützt, wie sein verstorbener Vorfahrer.

Pfarrer B. hat seinen Vorgänger H. R. sel., welcher ein sehr eifriger Pfarrer war und äußerst selten ausging, niemals im Leben gesehen, und doch stimmt dessen nächtlich erschienene Gestalt ganz mit der des R. überein, den ich persönlich wohl gekannt habe, und auch das weiß ich, daß derselbe Niemand mit „Sie", sondern Alle mit „Ihr" ansprach.

Zu Ehren des verstorbenen Herrn Pfarrer R. will ich noch anführen, daß er, in der Klosterschule des Benediktinerklosters Zwiefalten erzogen, ein strenggläubiger Priester gewesen und jetzt noch sowohl bei seinen Pfarrkindern als auch in den benachbarten protestantischen Ortschaften in gutem Andenken ist. Von letzteren kamen Viele in Anliegen und Nöthen zu ihm, sie brachten ihre Kranken, auf daß er sie benedizire — sie holten auch Weihwasser in R.

11. Aus Baden.

Da ich Pfarrverweser in K. war, verlangte mich G. J., der schon bei $^3/_4$ Jahr krank darnieder lag, um seine Andacht zu machen. Während jener Krankheit hatte er schon zweimal gebeichtet. Er eröffnete mir dießmal bei meinem Er-

ſcheinen, daß er ſehr beunruhigt wäre durch einen Mann, der neben ihm in ſeinem Bette liege und fortwährend ihm zuflüſtere, er ſolle Alles beichten, was er in ſeinem ganzen Leben Uebles gethan habe und bis jetzt verſchwiegen hätte, er ſolle Nichts verhehlen, ſonſt könne er kein Kind der Seligkeit werden. Er wolle nun Folge leiſten und Alles beichten, was er wüßte. Dieß war die Einleitung, woraus ich nicht klar werden konnte, was er meinte; denn meine guten Augen ſahen keinen Mann im Bette neben ihm. Ich ſchwieg, ohne weitere Aufklärung zu fordern, in der Hoffnung, im Verfolg werde ſich das Dunkel aufklären; dabei nahm ich mir vor, den blaſſen Mann mit ſeinen hellen, zuweilen ſtier auf mich blickenden Augen ſcharf zu beobachten. Ich fürchtete in der That eine Abweſenheit des geſunden Geiſtes. Während der Beichte nun, die er, wie nur immer ein vernünftiger Menſch, auch ablegte, fragte er mich ſchnell, ob ich dieſen Mann nicht ſehe oder nicht höre, was er rede. Ich verneinte Beides und ſagte ausdrücklich: „Ich ſehe weder, noch höre ich Etwas; ich werde durchaus Nichts gewahr.“ Ich fragte nun, ob er ihn ſehe und was er rede. Er erwiederte: „Ich ſehe ihn genau, er iſt hart neben mir, und (dabei blickte er ſeitwärts) ich höre, daß er ſagt, ich ſolle Alles beichten.“ Er ſetzte hinzu: „Und doch weiß ich außerdem, was ich bereits geſagt habe, Nichts mehr.“ — Ich fragte nun weiter, wie denn dieſer nur für ihn ſichtbare Mann ausſehe. Er antwortete, er ſehe gerade ſo aus, wie ein Soldat und wiederholte dieſes Wort mehrere Male. Ich meinerſeits wollte dem Kranken, der ganz bei gutem Verſtande war, die Richtigkeit dieſer Erſcheinung nicht ausreden, was wohl auch ſchwerlich gelungen, und nicht am Ort geweſen wäre, ſondern bedeutete ihm nur, daß hier die Barmherzigkeit Gottes jedenfalls thätig ſei, die nicht will, daß der Sünder verloren gehe, ſondern ſich bekehre und lebe, indem die Erſcheinung ja nichts Unrechtes verlange, ſondern

etwas sehr Heilsames, und sich recht besorgt um sein Seelenheil zeige; daß ferner er Gott und Jesus Christus um die Gnade der wahrhaften Buße bitten solle, unter dessen Schutz uns keine Macht Etwas schaden könnte. Ich setzte ferner noch bei, wenn ihm unterdessen noch eine Sünde einfalle, er mich alsbald rufen lassen solle. — Da das Ende noch nicht so bald nahe schien, ließ ich absichtlich acht Tage verstreichen, bis ich ihn wieder besuchte, um zu sehen, ob er sich noch an diese Erscheinung und an seine Aussage erinnern könnte. Nach einer etwa acht Minuten währenden Unterredung kam ich wieder auf obige Erscheinung und fragte, ob er dieselbe wieder gehabt habe. Er sagte „Ja" und betheuerte, daß der Mann von Zeit zu Zeit komme, bald neben ihn sich lege, bald vor sein Bett stehe in Gestalt eines jungen, blühend aussehenden Mannes mit Montur bekleidet und mit einem Degen umgürtet, jetzt aber nicht mehr ihn beunruhige, sondern tröste. Ungefähr sechs Tage darauf starb der Mann und hinterließ seiner Frau, ich möchte drei hl. Messen für ihn lesen.

12. Aus der Schweiz.

Ein Offizier, welcher in Neapel gedient hatte, kehrte pensionirt in seinen Heimathsort zurück, wo seine alte Mutter noch lebte. Diese war eine sehr fromme Frau, der Sohn aber eben so gottlos, indem er allen Glauben verloren hatte. An Sonntagen ging er zur Zeit des Gottesdienstes gewöhnlich fort, um seine Mutter glauben zu machen, er gehe in die Kirche. Da aber um diese Zeit Alles im Gottesdienste war, so vertrieb er sich die Zeit mit Fischen. Er hatte in einiger Entfernung vom Orte seine Angelruthe am Ufer des Baches versteckt; dahin begab er sich und konnte ungesehen seinem Geschäfte sich hingeben, da Niemand um die Gottesdienstzeit am Sonntag auf das Feld ging. — Nach

der österlichen Zeit besuchte einmal der Ortsgeistliche die alte Frau und beklagte sich, daß ihr Sohn ein so schlechtes Beispiel gebe, indem er nicht einmal seiner österlichen Pflicht nachgekommen sei. Die Mutter war darüber höchst bestürzt und betrübt und machte ihrem Sohne Vorhalt. Er scheint nun so ehrlich gewesen zu sein, daß er ihr eben gestand, wie es mit seinem Glauben oder vielmehr Unglauben stehe. Es versteht sich aber, daß alles Vorstellen, Bitten und Weinen der Mutter den Sohn nicht bekehren konnte.

Nach einiger Zeit wurde die Mutter krank und hat wahrscheinlich bei der Voraussicht des baldigen Todes ihrem Sohne viel zugeredet, doch wieder zur Religion sich zu wenden. Da sagte dieser zu ihr: „Mutter, wenn Ihr gestorben seid und es noch ein Leben nach dem Tode gibt, so zeiget es mir an; dann will ich auch daran glauben.“ — Die Mutter starb, der Sohn bekam keine Erscheinung und dieser Umstand mag ihn gerade in seiner Glaubenslosigkeit befestigt haben. Er packte alle Kleider der Verstorbenen in einen Kasten und lebte wieder fort nach seiner alten Gewohnheit; so ging es zwei Jahre.

Eines Sonntages während des Hauptgottesdienstes sitzt der religionsleere Mann wieder draußen vor dem Ort am Bache. Er meint, es habe ein Fisch an der Angel angebissen, schlenkert die Angelruthe rückwärts und schaut auf, was er gefangen habe. Da sieht er oben am Bache auf dem Fußwege eine weibliche Person herkommen. Zuerst bemerkt er, daß sie Kleider anhabe, wie seine verstorbene Mutter; es kommt ihm der Gedanke, die Fremde müsse in seiner Wohnung den Kasten aufgebrochen und von den Kleidern seiner Mutter gestohlen haben. Die Gestalt kommt näher und bleibt vor ihm stehen; es ist die Gestalt seiner Mutter selbst. Ihre Augen schienen geschlossen, es drangen aber Thränen heraus; in einer Hand hielt sie den Rosenkranz, wovon sie Perle um Perle durch die Finger gleiten ließ,

als betete ſie denſelben. Geſprochen wurde beiderſeits Nichts; hernach hörte die Erſcheinung auf, ſichtbar zu ſein.

Die Wirkung war eine durchgreifende Bekehrung. Der Ordensgeiſtliche, welcher mir dieſe Geſchichte erzählte, hat ſie aus ſeinem Mund; der reumüthige Sünder legte ihm nämlich eine Generalbeicht ab, zeigte ſich aber auch darüber entſetzt, daß ſeine fromme Mutter nach zwei Jahren noch im Fegfeuer leide, wie ihre Thränen anzeigten. Der Pater erwiederte ihm, die Thränen und das Beten, was er an ihr geſehen habe, ſeien keineswegs Zeichen, daß ſie noch im Fegfeuer leiden müſſe — ſondern es wäre damit ihm angedeutet, was ihm Noth thue, Gebet und Bußthränen. Der ehemalige Offizier führte von nun an ein muſterhaftes, chriſtliches Leben, ging in kein Wirthshaus mehr, hielt ſich zurück von allen Luſtbarkeiten und iſt mehrere Jahre lang bis an ſein ſeliges Ende in dieſer frommen Lebensrichtung verblieben.

13. Aus Polen.

Herr S., ein reicher Gutsbeſitzer, Freund von unſerer Familie, hatte einen Sohn und eine Tochter. Die Letztere wollte abſolut in's Kloſter, wo ſie auch wirklich eintrat gegen den Willen ihres Vaters. Dieſer machte in ſeiner Erbitterung und ſeinem Zorn ein Teſtament, in welchem er ſeinen Sohn als einzigen Erben ſeines Vermögens einſetzte. Helena, ſo hieß die Tochter, verließ das Kloſter der Heimſuchung in Warſchau nach einer dreimonatlichen Probe und kehrte zu ihrem Vater zurück, der ſie mit offenen Armen empfing und ſagte, er wolle ſein Teſtament abändern. Er verſchob es jedoch von einem Jahr zum andern, bis er endlich vor drei Jahren plötzlich ſtarb. Der Sohn, welcher unterdeſſen geheirathet hatte, zeigte keine Luſt, das Vermögen mit ſeiner Schweſter zu theilen, da dieſe ein Gelübde ewiger Jungfräulichkeit gemacht habe, ſomit alſo nie heirathen würde.

Er meinte, es sei darum nicht nothwendig, ihr Etwas von dem elterlichen Vermögen zu geben, sie könne ja bei ihm wohnen, und er werde für ihre Bedürfnisse sorgen.

Die ganze Verwandtschaft wurde sehr darüber entrüstet und drang in ihn, den Willen des Vaters zu erfüllen, der doch oft davon gesprochen habe, daß er das Vermögen zwischen beiden Kindern theilen werde. Endlich ließ sich der Bruder dazu bereden. In dem Augenblicke nun, wo er das Dokument der Theilung unterzeichnete in Gegenwart des Notars und einer Zahl Familien-Mitglieder, stieß er ein Geschrei aus und wurde ohnmächtig. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, fragte er, ob die Andern den Vater nicht gesehen hätten, er sei vor ihm gestanden und habe gedankt. — Das geschah ungefähr vor zwei Jahren in Warschau; eine Tante von dem betreffenden jungen Mann hat es mir geschrieben.

14. Aus der Schweiz.

Folgende Begebenheit habe ich nicht aus dem Munde des betreffenden Geistlichen, denn er ist schon lange todt; ich kenne aber seinen Namen und den Ort, wo die Sache vorgefallen ist, und diese scheint im betreffenden Kanton allgemein bekannt zu sein.

Es war in L. ein Verbrecher zum Tod verurtheilt; er zeigte sich aber durchaus verstockt und wollte von Religion nichts wissen. Der damalige Stadtpfarrer K., ein ernster besonnener Mann, brachte es durch seine ausdauernden Bemühungen mit der Gnade Gottes dahin, daß endlich das Eis brach und der Gefangene eine reumüthige Beicht ablegte und in wahrem Bußgeist seiner Strafe entgegensah. Als der Tag der Exekution angebrochen war, setzte sich der Pfarrer zu dem armen Sünder auf den Wagen, der ihn zum Richtplatz führte. Bei den religiösen Zusprüchen, welche

der Geistliche dem Verbrecher gegeben haben wird, sagte dieser: „Herr Pfarrer, ich hoffe jetzt auf die Barmherzigkeit Gottes, daß er mich nicht verdammen wird. Wenn ich bei Gott Gnade finde und ich es darf, so will ich es Ihnen anzeigen.“ Der Pfarrer K. erwiederte in seiner trockenen Manier: „Ja, mach' es aber vernünftig!“ Wahrscheinlich meinte er damit, daß die Anzeige nicht auf eine schreckhafte Weise geschehe.

Nach Verlauf einiger Zeit ereignete sich Folgendes: Der Pfarrer sitzt in seinem Arbeitszimmer; auf einmal steht die Pendeluhr an der Wand still, obschon er sie erst aufgezogen hatte. Er steht auf und bringt den Pendel wieder in Bewegung. Nachdem der Pendelschlag in Ordnung einige Zeit fortgegangen, war plötzlich wieder Stillstand. Nun fiel dem Pfarrer dieß auf, zugleich kam ihm die Erinnerung an das Wort des Hingerichteten, er wolle eine Anzeige machen, wenn er Gnade bei Gott finde; er rief nun gerade zu der Uhr hinüber den Namen des Verstorbenen und sagte: „Bist Du es?“ Alsbald setzte sich der Pendel von selbst wieder in Bewegung, und die Uhr ging wieder in gewöhnlicher Ordnung ununterbrochen fort.

15. Aus Irland.

Mein Beichtvater erzählte mir die folgende Begebenheit, die sich in Dublin ereignete, während er in C. war. Eine reiche Wittwe hatte ein einziges Kind, einen Knaben, von ungefähr sechs Jahren, den sie über Alles liebte. Gott kann eine unsinnige Vergötterung seiner Geschöpfe nicht leiden, sondern will immer den ersten Platz im Herzen der Menschen besitzen; so hat er's gefügt, daß dieses Kind plötzlich erkrankte und starb. Die Mutter war untröstlich; Tag und Nacht weinte sie, und im Ganzen eine fromme Person, wollte sie doch keinen Trost annehmen. Nach ein paar Mo-

naten träumte sie, ihr Kind sei ganz in Licht gebadet, strahlend von Schönheit zu ihr gekommen und habe gesagt: „Mutter, warum weinst Du? Du beleidigst Gott mit Deinen Thränen; ich bin glücklich — weine nicht!“ und verschwand. Als sie erwachte, fühlte sie sich sehr getröstet. Doch dessenungeachtet fing sie bald wieder zu weinen und zu jammern an, wie vorher. Den folgenden Sonntag, da sie in der Kirche war, sah sie während des Amtes plötzlich vor sich einen lichten Punkt, der allmählich größer wurde, bis er eine große Medaille bildete, die mit hellen Strahlen umgeben war; in der Mitte derselben sah sie eigenthümliche Zeichen oder Buchstaben, die ihr ganz unbekannt waren. Sie nahm ein Bleistift und kopirte das Ganze in ihrem Gebetbuche. Kaum war sie damit fertig, als Alles verschwand. Nach dem Amte ging sie in die Sakristei, wo sie ihre Zeichnung einem Priester zeigte, der ihr sagte: Von wo haben Sie das? Es ist griechisch und bedeutet: „Ich bin glücklich!“ Die arme Mutter war ganz damit zufrieden und getröstet.

16. Aus Polen.

Die folgende Geschichte ist in meiner eigenen Familie vorgekommen, als ich ein Mädchen von ungefähr 17 Jahren war. Meine älteste Schwester E. wurde nach der Geburt ihres 13. Kindes schwer krank. Der älteste Knabe, ihr Liebling, schlief im untern Stock und hatte einen Bedienten, der in demselben Zimmer schlief. Das Zimmer der kranken Mutter war unmittelbar über diesem. Gegen drei Uhr nach Mitternacht, es wurde schon hell (es war im Sommer) wacht der Bediente auf und sieht die Gestalt meiner Schwester in ihrem Nachtkleid vor sich treten. Sie legt ihren Finger auf ihren Mund, um Stillschweigen anzudeuten, geht leicht, als wenn sie schwebte, zum Bett des Sohnes und segnet ihn. Das Kind wacht auf und ruft:

„Mutter"; in demſelben Augenblick verſchwindet die Geſtalt und man hört oben großen Lärm. — Der Bediente ſpringt aus dem Bett und läuft nach oben, da ſagt man ihm, die Frau wäre eben geſtorben. Dieſer Knabe iſt auffallend fromm und heiligmäßig aufgewachſen, er iſt bei weitem der frömmſte von der ganzen Familie. Er wurde Architekt, ſein Hauptfach iſt Kirchen zu bauen.

17. Aus England.

Der zweite Sohn eines adeligen Convertiten, L. Ph., wurde Offizier und zog mit ſeinem Regiment nach Indien. Es war die ſchreckliche Zeit des Mordes der Engländer durch die Wilden in Singapore. Lange Zeit blieben die Eltern ohne Nachricht von ihrem Sohne. Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß E. vor ſeiner Abreiſe die Kloſterfrauen von L. beſuchte, um dieſelben um ihr Gebet zu bitten — er war ein ſehr frommer Jüngling. Die Eltern wußten, daß das Regiment im Gefecht begriffen war, aber von ihrem Sohne kam keine Nachricht. Inzwiſchen wurden im September die geiſtlichen Exercitien im Kloſter gehalten und die Mutter ging mit ihren zwei älteſten Töchtern hin, um denſelben beizuwohnen. Eines Abends, während wir beim Abendeſſen ſaßen, ging die Frau Superiorin mit einer andern Schweſter im langen Gang — es war ganz dunkel, und die einzige Erleuchtung kam von zwei Lampen, die an beiden Enden dieſes Ganges vor dort errichteten Altären brannten. In der Mitte des Ganges auf der linken Seite war eine kleine Thüre, die in den Kloſterkirchhof führte. — Auf einmal bemerkten die Schweſtern eine Geſtalt in einen langen Mantel und ſchwarzen Schleier verhüllt, die auf den Ellbogen ſich ſtützend neben dem Muttergottes-Altar ſtand. — Sie wunderten ſich, da die Schweſtern ihre Mäntel und Schleier nur außerhalb des Kloſters trugen und die Regel

das Ausgehen in dieſer ſpäten Stunde verbot. Plötzlich fing die Geſtalt an, ſich raſch zu bewegen, ihnen entgegenkommend; aber das Merkwürdige dabei war, daß ſie keinen Schatten von ſich gab, und da ſie nahe an ihnen war, gerade bei der Kirchhofthüre verſchwand. — Es wurde dem Pater, welcher dazumal die Exercitien hielt, geſagt. Derſelbe hielt ſogleich den andern Tag eine Seelenmeſſe für dieſe Seele und die Schweſtern opferten ihre Kommunion — den Damen wurde Nichts davon geſagt, um ſie nicht zu erſchrecken. Zu Hauſe betete mittlerweile Herr L. Ph. alle Tage eifrig für ſeine Kinder, und hauptſächlich für E. Eines Abends, da er in ſeiner Hauskapelle wieder für E. betete, hörte er eine Stimme, die deutlich zu ihm ſagte: „All is over, but all is well (Alles iſt vorüber, aber Alles iſt gut).“ Daraus entnahm er, daß ſein Sohn nicht mehr lebe. Die ganze Nacht konnte er nicht ſchlafen, und als ſeine Gattin zurückkam, ſagte er zu ihr: „E. iſt todt!“ — Sie beſtrebte ſich, ihn zu tröſten, denkend, es wäre Einbildung geweſen, doch vergebens. Ueber dem Altar in der Schloßkapelle war ein großes, farbiges Fenſter mit den Bildern der Patrone aller Kinder. Eines Morgens bemerkte die Mutter, daß der Patron von E. einen Todtenkopf in der Hand hielt, was ſie früher nicht geſehen hatte, und es gab ihr einen Stich in's Herz und ſie war der Ueberzeugung, er lebe nicht mehr. Endlich kamen Nachrichten von Indien, aber die Adreſſe war von einer fremden Hand geſchrieben — die arme Mutter wirft ſich auf die Kniee und ruft mit Weinen: „Gottes Wille geſchehe!“ Sie gibt der Tochter den Brief zum Oeffnen und Leſen — eine Medaille mit wenigen, wie mit Blut zuſammengeklebten Haaren, fällt aus dem Brief heraus. Ein Offizier, Freund von E., ſchreibt, daß E. am Abend vor dem Gefecht gebeichtet und ihm geſagt habe, er fühle, daß er bald ſterben werde, er möge ihm ſein Wort geben, daß er an ſeine Mutter ſchreiben werde.

Er theile ihr daher mit, daß er als guter Katholik geſtorben ſei und ihr die Medaille der Mutter Gottes ſchicke, die ſie ihm beim Abſchied gegeben hatte, damit er ſie in ſeiner Hand feſthalte. Und wirklich, beim Anbruche des Tages, während er an der Spitze ſeines Regimentes eine Moſchee ſtürmte, hat ihn die erſte Kanonenkugel getroffen und todt hingeſtreckt. Die Medaille hielt er in ſeiner feſt geſchloſſenen Fauſt. Von ſeinen blutigen Haaren ſchicke er etwas mit. Die Kloſterfrauen, die die Stunde der Erſcheinung notirt hatten, fanden, daß es eben dieſelbe Stunde war des Morgens in Indien, in der er gefallen iſt.

Beſonders oft und ausgeprägt kommen Erſcheinungen vor, wenn ein Verſtorbenes zur Erleichterung oder Verkürzung ſeines Leidenszuſtandes Hülfe ſucht bei Lebenden. Da einerſeits derartige Vorkommniſſe häufig und unläugbar ſind, anderſeits die Lehre der katholiſchen Kirche von einem Mittelzuſtand der Seelen nach dem Tod und von der Hülfe, welche ihnen gebracht werden kann, dem Proteſtantismus widerſpricht: ſo wurde in den erſten Zeiten der Reformation die Lehre erfunden, daß alle derartige Erſcheinungen vom Teufel kommen. Derſelbe nehme die Geſtalt der Verſtorbenen an, um die Hinterbliebenen in der falſchen Lehre vom Fegfeuer zu beſtärken. Jetzt macht ſich die Aufklärung die Sache leichter und läugnet kurzweg jede derartige Erſcheinung als lauter Betrug und Einbildung. Hingegen hat ſelbſt der ſcharfſinnige Leſſing die Behauptung aufgeſtellt, daß alle Beweiſe gegen die Möglichkeit von Geiſtererſcheinungen unlogiſch ſind.

Als vorläufige Erläuterung der nachfolgenden Geſchichten bemerke ich: Der Umſtand, daß manches Begehren der Seelen gar zu ſehr nach irdiſchen Anſichten riecht, beweist nichts gegen die Wirklichkeit der Erſcheinungen, indem auch

jenseits (außer dem Himmel) nicht aller Irrthum und Vorurtheil schwindet.

1. Aus Baiern.

Auf der Herrschaft Nieder-P. bei Pl. in Niederbaiern wirkte länger denn 20 Jahre und bis zu seinem Tode in den 1840er Jahren der Benefiziat St. B, als Mensch und als Seelsorger allgemein geachtet und verehrt. Er war ein besonnener Charakter, ruhig und nüchtern im Urtheil. Eine ältere Schwester führte ihm die Haushaltung; der jüngere Bruder, ein Getreidehändler, war ihm seit langer Zeit entfremdet gewesen, als er die Nachricht seines Todes erhielt. Er unterließ nicht, das hl. Meßopfer für ihn darzubringen und für ihn zu beten. Mehrere Monate mochten vergangen sein, als die alte Schwester dem Benefiziaten klagte, daß sie jetzt so oft im Schlafe gestört werde durch lautes Geräusch auf dem Speicher. Anfänglich habe sie gefürchtet, man wolle einbrechen, allein der Lärm sei sehr laut und gerade so, wie wenn Getreide mit Wurfschaufeln umgeschüttet wird, und doch wisse er selbst, daß sie kein Getreide auf dem Speicher hätten. Der Benefiziat gab ihr kein Gehör: es sei Einbildung, Furcht, Ratten, oder ein Traum. Doch die Alte kam immer und immer wieder mit ihren Klagen; auch sei sie schon bis an die Thüre des Speichers gegangen, nun aber fürchte sie sich. Darauf hin erlaubte ihr der Benefiziat, ihn zu wecken, wenn sie den Lärm wieder höre. Das geschah sehr bald. Er nahm Licht und Pistole, und kaum war er mit der Schwester auf den Hausflur hinausgetreten, als auch er das heftige, laute Geräusch des Getreidewerfens hörte. Er öffnete die Speicherthür — da war es leer und still. — Bald darauf sah er seinen Bruder im Traum, und nachdem die Erscheinung sich einigemale wiederholt hatte, sagte ihm der Verstorbene: er habe Einige im Getreidehandel

betrogen, nannte die Orte, Personen und den Betrag, und bat ihn flehentlich, die Schuld zu tilgen. Der Benefiziat zog theils persönlich, theils schriftliche Erkundigung ein. In Allem bestätigte sich die Richtigkeit der Anklage. Der Benefiziat bezahlte die Schuld, und die nächtliche Ruhe wurde seitdem nicht wieder gestört. Er selbst erzählte mir diese Begebenheit.

2. Aus Tirol.

Katharina H., geb. H. in N., Mutter mehrerer Kinder, über die Jahre der Ueberschwenglichkeit schon hinaus, ein sittsam-ernstes und viel beschäftigtes Bauernweib, verlor den 20. August 1868 sehr schnell einen ihrer Brüder, einen braven Jüngling, Johann mit Namen, im Alter von 26 Jahren in Folge einer Bauchfellentzündung. Nach sieben Tagen in einer wegen Pflege des Säuglings schlaflos zugebrachten Nacht um 11 Uhr sieht sie auf einmal den Verstorbenen in leibhafter Erscheinung in der Ecke ihres Schlafgemachs. Vor Entsetzen fährt sie unter das Bett und ruft: „Jesus! Maria und Joseph! Hansl! bist Du es?" Er aber tritt an die Bettstelle und sagt: „Fürcht' Dich nicht, Kathl! Du kennst mich ja! O ist das Herkommen hart! Ich komme nicht mehr! Man muß so viel leiden! Eine Stunde ist wie eine Woche! O wie lange dauerte es bis zum Begräbniß! (Der Gottesdienste wegen.) Sag' dem Seppl (Bruder des Verstorbenen), er soll mir drei Messen lesen lassen, aber er selbst; denn wir hatten einander nicht recht verziehen. (Der Bruder weiß sich aber an Nichts zu erinnern, was von Bedeutung gewesen wäre, und es scheint demnach nur so ein gewöhnlicher geschwisterlicher Hader von keiner Bedeutung gewesen zu sein.) Eine Messe soll mir der Bruder (Franz, Primiziant am 8. Aug. 1868) lesen. Sag' dem Vater, ich lasse ihm recht danken, daß er mir so viele

Gottesdienste hat halten lassen, und der Mutter noch extra für Alles." Dann frug sie: „Was kann ich Dir thun?" „Bet für mich die Bruderschaft. (Hierorts besteht diese im Abbeten vieler Rosenkränze, einem Kleider-Almosen und vier hl. Kommunionen zum Besten eines Verstorbenen.) Ich habe schon Viel gelitten, aber es ist noch Alles zu wenig." „Warum gehst Du denn nicht nach Hause?" „Ich darf nicht!" war die Antwort. Hierauf kniete er sich nieder und bat mit aufgehobenen Händen: „Thue es nicht vergessen." Dann zog er sich wieder in die Ecke zurück und es war Nichts mehr zu sehen. Sie erkannte an seiner Hand selbst die Narbe, die er an einem Finger bei Lebzeiten hatte, so deutlich sah sie ihn, jedoch in trauriger Gestalt.

Am 3. Sonntage im Oktober, als am Feste der allgemeinen Kirchweihe, um 9 Uhr Abends, als besagte Bäuerin gerade mit Aufräumen in der Küche beschäftiget war, trat der Verstorbene auf einmal ohne Geräusch, strahlend vor Heiterkeit, im Bauernfestanzuge zur Thüre herein, und da standen Beide eine Zeit lang sprachlos einander gegenüber. Dann redet sie ihn an mit den Worten: „Brauchst noch etwas?" „Ich nicht mehr; aber eine Messe hätte ich schon gerne zum Austheilen, man kann es so gut brauchen für Andere, sag' es dem Vater. Und ich lasse noch recht danken für Alles, der Mutter noch besonders. Man soll Alles für die armen Seelen thun; die Schwestern sollen nicht aufhören zu beten, sie sollen Alle recht fromm leben, daß wir im Himmel zusammen uns finden." Dann sagte sie zu ihm: „Du hast aber gesagt: Du kommst nicht mehr?" „Ja! zum Betteln durfte ich kommen, zum Danken aber mußte ich kommen. Sagt es nicht viel zu den Leuten, sonst würden sie mir nichts mehr beten. Schwester, tausend Dank." Da ihre Familie in der Stube war, sagte sie ferner: „Darf ich es nicht dem Hans (ihrem Manne) sagen, daß er herausgeht?" Hierauf winkte er verneinend mit dem Kopfe

und verschwand. Verklärt war dießmal sein Aussehen und Alles sprach er unter heiterm Lächeln. Alles dieses erzählt sie auf Befragen immer auf dieselbe Weise. Die Familie ist sehr brav, wie überhaupt in diesem Thale die Leute in Glauben und an Sitten noch unverdorben sind.

3. Von der Mosel.

Die Wittwe des im Jahre 1857 verstorbenen N. L., Mühlenbesitzers in Pl., Anna, war eine Frau von christlicher Gesinnung, die sie hauptsächlich durch Andacht in Haus und Kirche und durch stille Wohlthätigkeit für Arme und kirchliche Zwecke bethätigte. Nach dem Tode ihres Mannes war die Mühle in den Besitz des Philipp K. gekommen, der ihre einzige am Leben gebliebene Tochter Katharina geheirathet hatte. Als auch diese vor einigen Jahren gestorben war, wohnte sie zurückgezogen auf der Stube, die ihr in der Mühle eingeräumt war, altersschwach und kränklich. Am Palmsonntag des Jahres 1871 ließ sie sich auf Veranlassung eines heftigeren Krankheitsanfalles mit den heiligen Sterbesakramenten versehen, erholte sich jedoch so weit wieder, daß sie im Sommer noch einigemale die Kirche besuchen und auch in derselben die hl. Kommunion empfangen konnte. Ende Oktober empfing sie zum letztenmale die hl. Sakramente der Buße und des Altars, bei welcher Gelegenheit ich noch eine längere Unterhaltung mit ihr hatte. Darauf habe ich sie nicht mehr gesehen, da die Pockenepidemie in Pl. ausbrach und ich in jener Zeit alle nicht gerade nothwendigen Besuche in meiner Pfarrei einstellte, weil ich wußte, daß meine Erscheinung in krankheitsfreien Häusern Furcht vor Ansteckung einflößte. Am 28. Januar 1872 erhielt ich die Nachricht, daß die Wittwe L. am Morgen todt in ihrem Lehnstuhl, den Rosenkranz in der Hand, gefunden worden sei. Sie war also des Nachts aus ihrem

Bette aufgestanden und wahrscheinlich unvermuthet vom Tode überfallen worden. Am 31. Januar wurde sie begraben, bei welcher Gelegenheit außer mir der Bruder der Verstorbenen, Herr B., Definitor und Pfarrer in dem $1^3/_4$ Stunden von hier entfernten Moselorte K., die Messe für ihre Seelenruhe las.

Am 3. Dezember 1872 kam die 22jährige Enkelin der Verstorbenen, Käthchen K., in der Abendstunde zu mir und theilte mir unter Anzeichen von Aufregung mit, es sei in voriger Nacht Etwas in ihrem Hause passirt; die Großmutter sei etwa um 12 Uhr dem Knecht, der in der Mühle gemahlen, erschienen. Derselbe, erschrocken, habe ihren Bruder Philipp geweckt und ihn von dem Vorfall benachrichtigt; bei ihrer Rückkehr in die Mühle sei jedoch nichts zu sehen gewesen. Der Knecht habe jedoch fest auf seiner Angabe bestanden und sei deßhalb an den Herrn Definitor B. geschickt worden, um ihm die Sache vorzutragen. Herr B. habe der Familie den Rath ertheilt, für seine Schwester baldigst eine Messe lesen zu lassen und, falls sich die Erscheinung wiederhole, dieselbe anzureden und nach ihrem Begehren zu fragen. Ich möge daher morgen eine Messe für die Großmutter lesen, was ich zusagte.

Nach der Messe kam Käthchen K. zu mir und erzählte, daß sich die Erscheinung schon in voriger Nacht wiederholt habe. Der Knecht habe die Großmutter auf einem Mehlsack sitzend erblickt, worauf sie ihn gebeten, nicht zu erschrecken, sondern ihrer Familie zu sagen, daß sie in der Nacht ihres Todes eine Messe in der Kapelle zum heiligen Kreuz und einen Gang zur schwarzen Mutter Gottes (einer häufig verehrten Statue bei W.) versprochen habe; die Angehörigen sollten das gethane Versprechen erfüllen. Auf die Frage des Knechts, warum sie sich denn an ihn und nicht an ihre Enkel wende, habe sie erwiedert: sie sei bei denselben gewesen, habe sie aber in tiefem Schlafe gefunden, und auf die wei-

tere Frage: warum sie bei der gestrigen Zurückkunft des Knechts mit Philipp nicht mehr anwesend gewesen sei? habe sie geantwortet: die Zeit war um. Das Aussehen der Erscheinung sei ruhig gewesen und sie habe ihn mit den Worten verlassen: „Du hast mich erlöst.“ Auch der Knecht sei während des Vorfalles ruhig geblieben; nach dem Verschwinden der Erscheinung aber habe ihn ein Schrecken befallen, er sei auf das Zimmer gekommen, wo die Erzählerin mit ihrer jüngeren Schwester schläft, und habe ihnen den Vorfall unter großer Aufregung erzählt.

Ich bemerkte nun dem Käthchen K., daß die Annahme, arme Seelen könnten nach ihrem Tode mit göttlicher Zulassung aus dem Reinigungsorte auf Erden erscheinen, an und für sich nicht gegen den katholischen Glauben, daß aber in einzelnen Fällen eine strenge Prüfung nöthig sei und frug, ob man bei dem Knechte nicht Selbsttäuschung oder absichtlichen Betrug annehmen könne. Dieses wies sie jedoch mit Rücksicht auf den Charakter des Knechtes entschieden zurück (derselbe wird mir überhaupt allgemein als brav geschildert) und suchte die Wahrheit seiner Aussage insbesondere dadurch zu begründen, daß die Kleidung der Erschienenen, die der Knecht nach Farbe und Aussehen genau beschrieben habe, durchaus übereinstimme mit derjenigen, die die Großmutter in der letzten Zeit auf dem Krankenzimmer getragen und in der sie der Knecht niemals gesehen habe. (Der Knecht, aus einem fremden Orte gebürtig und schon früher in der K.'schen Mühle dienend, hatte den Feldzug nach Frankreich mitgemacht und war nach Beendigung desselben, wo sich die Wittwe stets auf ihrem Krankenzimmer aufhielt, wieder in seinen alten Dienst getreten.) Sie bat mich dann noch, da die Kapelle zum heiligen Kreuz in einer benachbarten Pfarrei liegt, den betreffenden Herrn Pastor zu bitten, in derselben eine Messe für die Verstorbene zu lesen und der Familie den Tag derselben zu bestimmen, damit sie

beiwohnen könne. Ich erfüllte ihren Wunsch und erfuhr bald darauf, daß der Knecht, Käthchen K. und eine Frau, die zur Begleitung mitgegeben war, der Messe in der Kapelle zum heiligen Kreuz beigewohnt und von der Kapelle aus, die an dem Wege liegt, den Bittgang zur schwarzen Mutter Gottes ausgerichtet, worauf die Erscheinung ausgeblieben sei.

Nicht lange nachher besuchte mich der Kreiswundarzt P. aus W., der mich schon über ein Jahr an einem veralteten äußeren Uebel mit gutem Erfolge behandelt. Derselbe ist Protestant und glaubt nicht an Uebernatürliches. Bei dem erwähnten Besuche brachte er das Gespräch auf die damals allgemein in Rede stehende Erscheinung, die er ungläubig belächelte und über den Knecht spottend hinzufügte: Derselbe sei in so großer Aufregung zu ihm gekommen, daß er sich genöthigt gesehen habe, ihm Ader zu lassen. Diese Mittheilung stimmt mich noch mehr, als die Versicherung der Tochter K.s, zu der Annahme, daß bei der Angabe des Knechts weder Täuschung noch Betrug obwalte.

Endlich war vor einiger Zeit der älteste Sohn K.s, Philipp, der ebenfalls den Feldzug nach Frankreich mitgemacht hat, in einer besondern Angelegenheit bei mir, bei welcher Gelegenheit ich mich nochmals über die fragliche Angelegenheit erkundigte. Der Befragte erklärte ohne Anstand die Erscheinung für eine wahre und unzweifelhafte Thatsache und führte ebenfalls als Bestätigung derselben an, daß der Knecht den Anzug seiner Großmutter in ihrer Todesstunde unmöglich habe kennen können, ihn aber genau als den, in welchem sie ihm erschienen sei, beschrieben habe. Noch fügte er hinzu, daß auf dem Gang zur Kreuzkapelle und zur schwarzen Mutter Gottes seine Großmutter die Betenden begleitet habe, auf dem Wege nur dem Knechte, in der Messe aber auch seiner Schwester sichtbar gewesen sei.

Auf meine Bitte erkundigte sich nun auch ein mir und Herrn Definitor B. befreundeter Geistlicher bei dem Letztern

um ſeine Meinung in der Sache. Auch dieſer erklärte die Erſcheinung für unzweifelhaft und gab ſeine Freude über dieſelbe zu erkennen, weil ſie ihm Troſt gebe über das Schickſal ſeiner Schweſter.

Die Aeußerungen, die die Verſtorbene gethan, ſtimmen mit dem Charakter, den ſie im Leben gezeigt, überein.

Von der K.'ſchen Familie iſt es unglaublich, daß ſie das Gerücht der Erſcheinung verbreitet, wenn dieſelbe nicht ſtattgefunden hätte. In der That hätte ſie davon auch keinen Vortheil, ſondern nur den Nachtheil vorausſehen können, daß ihre Mühle in Folge des Gerüchts wenigſtens in der erſten Zeit von Kunden weniger beſucht ſein würde. Wagte man doch damals Abends nicht in das Pfarrhaus zu kommen, weil der Weg dahin über den Kirchhof führt.

Aus den angegebenen Gründen bin ich der unmaßgeblichen Anſicht, daß der Erſcheinung der Wittwe L. nach ihrem Tode menſchliche Glaubwürdigkeit zukomme. Ebenſo wird ſie auch in der Gemeinde für wahr gehalten. Sie hat auch Nutzen gehabt und zwar den, welchen der hl. Thomas von Aquin als Grund ſolcher Erſcheinungen mit den Worten angibt: „Nach Fügung der göttlichen Vorſehung verlaſſen bisweilen Seelen ihren Aufenthaltsort und zeigen ſich dem Anblick der Menſchen. Dieß darf angenommen werden, daß es bisweilen bei Verdammten der Fall, zur Belehrung und zum heilſamen Schrecken der Menſchen; bei denen im Fegfeuer aber, damit ſie um Fürbitte nachſuchen.“ In der That iſt der Wittwe L. nicht allein die gewünſchte Hilfe durch ihre Angehörigen zu Theil geworden, ſondern es iſt auch unter den Pfarrangehörigen überhaupt der Glaube an das göttliche Gericht befeſtigt und die Erinnerung erneut worden, daß man aus dem Reinigungsorte nicht entlaſſen wird, bis der letzte Heller bezahlt iſt.

4. Aus Preußen.

In dem großen Penſionat zu N. am Rhein war ein zwölfjähriges Mädchen aus Köln eingetreten von hoher oder reicher Familie. Der Vater war Proteſtant, die katholiſche Mutter war todt. — An der Wand, wo das Kind ſchlief, klopfte es immer am Abend, wenn alle Kinder ſchliefen, dreimal nach einander und zwiſchen Pauſen; es lautete, wie wenn ein Gewehrkolben dawider ſchlug und Metall hörbar dabei wäre. Man verſuchte es, das Bett an eine entgegengeſetzte Wand zu ſtellen, ob es auch da klopfe — und es war wieder dasſelbe. Das Kind geſtand, daß es in Köln auch nicht Ruhe gehabt; der Vater habe es deßhalb daher gethan. — An einem Abend ging nun eine der Schweſtern, weil's eben wieder ſo ſtark klopfte, zu dem Herrn Rektor (geiſtlichen Herrn) und bat, er wolle doch kommen, es klopfe ſo ſehr; er glaubte eben nicht zu können. Die Schweſter ging wahrſcheinlich traurig fort; als ſie gegangen, klopfte es wieder, daß auch der Herr Rektor in dem fernen Zimmer es hörte. Er öffnete ſchnell die Thüre und rief nach: „ich komme, ich komme.“ Als er bei dem Mädchen ſtund, ſprach er: „Ich beſchwöre Dich im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, ſag' uns Dein Begehren.“ — Nach kurzer Stille erhob ſich das Kind und ſagte: „Es iſt mein Brüder Ruprecht, er hat geſagt: Ich leide unausſprechliche Schmerzen, laſſet drei hl. Meſſen für mich leſen.“ Am nächſten Morgen wurden dieſe geleſen. — Mit Ruprecht hatte es aber folgende Bewandtniß: Er trat wahrſcheinlich erſt nach dem Tode ſeiner katholiſchen Mutter zu deren Religion über und mußte deßhalb ſchwere Zurückſetzung von Seite ſeines Vaters empfinden. Da geſchah es eines Tages, als er ausfuhr, daß ſein Kutſcher einen Knall hinter ſich hörte: er ſah um und Ruprecht in ſeinem Blute liegen. Ein drei Seiten langer Brief neben ihm ſagte, daß er die ihn ſo ſehr ſchmer-

zende Behandlung von Seite seines Vaters nicht mehr ertragen könne; er hoffe auf Gottes Barmherzigkeit.

5. Aus Württemberg.

Zur Zeit, da mein Bruder, etwa vor 20 Jahren, als Pfarrverweser in H. war, bekam ein sonst heiterer Bursche in seinem Holzstall öfters Erscheinungen einer weiblichen Person ohne Kopf. Endlich faßte dieser durch Zureden des Geistlichen den Muth und fragte sie, was sie wolle; da habe sie ihm gesagt, oder er habe eine Stimme vernommen, er solle dreimal nüchtern nach Walldürn (8—9 Stunden entfernt) wallfahrten. Das erste Mal that es der Bursche unter großer Kraftanstrengung. Das zweite Mal nahm er seinen Schwager mit, der ihn nur mit großer Mühe zum Ziele brachte, da der Bursche ermattet sich auf Steinhaufen niederließ und stets in Versuchung war, Speise anzunehmen. Alle möglichen Zumuthungen von verschiedenen Seiten, besonders auch vom Seelsorger, dem Bruder des Aufzeichners des Gegenwärtigen, vor Allem aber das wimmernde Flehen der Erscheinung, welche zu verstehen gab, welche peinliche und dennoch große Gnade ihr durch diese Möglichkeit der Mittheilung geworden, vermochten endlich den Burschen zur Vollendung seiner Mission zu bestimmen. Als derselbe nach ernstlich vorbereitetem Empfang der hl. Sakramente in die Heimath zurückgekehrt war, hatte er nochmals die Erscheinung, und zwar im Bette; dieselbe war lichthell mit dem Kopfe auf dem Rumpfe und einem kleinen Kinde auf den Armen, bedankte sich inniglich und erzählte, sie habe in Frankfurt im Dienste gestanden, heimlich geboren und das Kind in den Main geworfen, daher ihr nach ihrem Tode diese Strafe geworden, sie sei jetzt erlöst; er (der Bursche) werde zwar wenig Glück und Freude auf der Welt haben, aber um so größere Gnaden im Jenseits. Ein weißes, dar-

gereichtes Tüchlein, wobei der Empfänger eine eisige Kälte verspürt haben will, zeigte die eingebrannte Handfläche eines etwa zwölfjährigen Kindes. Der Schwager des Burschen, der sich sehr gefürchtet und bei ihm im Bette gelegen, sah etwas Lichtes und hörte die Erzählung. Der wahrscheinlich noch lebende, sonst heitere Mensch ist seit der Zeit in sich verschlossen und hat nur erträgliche Ruhe im Gotteshaus.

6. Aus Baden.

Nach dem Tode meines Vaters, der uns plötzlich durch einen Schlaganfall entrissen wurde, als ich ein Kind von sechs Jahren war, erschien mir derselbe etwa dreimal, jedesmal in erbärmlicher Gestalt mit Wunden und Geschwüren bedeckt und mit Ketten gefesselt. Er richtete seine Augen so flehend auf mich, daß es mein Herz fast zerriß, und wimmernd sprach er zu mir: „Bete, mein Kind, bete für mich, ich leide so viel.“ — Die zwei ersten Male theilte ich die Erscheinung meiner Mutter mit, die mich zankte und Alles für Einbildung und Träumerei hielt, hervorgerufen durch Traum und Aufregung. Das dritte Mal getraute ich mir nicht mehr, der Mutter Etwas zu sagen, — ich trachtete Alles zu vergessen, weil die Erscheinungen mir überaus peinlich waren, doch fürchtete ich mich nicht und glaubte, es müsse so sein, wenn Jemand sterbe. Manchmal betete ich dann auch wirklich für meinen Vater, aber weil ich Niemanden hatte, der mich anleitete oder unterstützte, that ich jedenfalls nicht genug. Mein Sinn wurde aber doch durch diese Dinge früh ernst und nachdenklich — ich hatte viele Lust zu frommen Uebungen und hielt mich gerne zu frommen Leuten.

Meine Mutter aber schien zu befürchten, ich möchte eine Schwärmerin werden und verbot mir frühe manche Bücher, z. B. die Heiligen-Legende, die Nachfolge Christi, und

auch den Umgang mit „Betſchweſtern“. — Sonderbare Träume plagten mich oft; ſo ſah ich einmal das Fegfeuer als endloſes düſteres Meer mit zuckenden Feuerflammen und von einem Gitter umgeben, das auf der Seite, wo ich im Traume ſtand, das ſchwarze Gewäſſer vom feſten Lande trennte. Einmal ſah ich meine verſtorbenen Großeltern und viele Vorfahren, von welchen man manchmal ſprach, im Zuge an mir vorübergehen, es waren alle weiß gekleidet und ſie ſahen mich freundlich an — meine Mutter lief hinten nach im grauen Kleide, was mich furchtbar entſetzte und ich aufwachend zu ihr ſprach, ſie müſſe Buße thun, ſonſt komme ſie nicht in den Himmel wie die Andern, worauf ſie mich wieder zankte und mir ſagte, ich ſei ein Plaggeiſt und ein einfältiges Kind, das ſich in Einbildungen und Träumen gefalle und ſie müßte nun viel ſtrenger gegen mich ſein. Da wurde ich verſchloſſen und traurig — ich trug immer ein tiefes Leid und ſchweres Heimweh in mir herum und erinnere mich kaum, ein fröhliches Kind geweſen zu ſein. Zu frommen Leuten, z. B. zu einer frommen Näherin und einer frommen Müllersfamilie, kam ich doch manchmal, und da war mir denn wohl, doch mochte ich Niemanden offenbaren, was in meinem Innern vorging, denn ich liebte meine Mutter und dachte, es wäre unrecht, über ſie zu klagen. Trotz der Liebe hatte ich aber Scheu vor ihr und fürchtete oft, ſie ſei nicht fromm und gottgefällig. Es war dieß ein eigenthümlich ſchwerer Kampf im Herzen eines heranwachſenden Kindes. — Als ich etwa 11—12 Jahre alt war, durfte ich meine Mutter auf einer Reiſe begleiten; wir beſuchten einen Onkel in J. und hielten uns dort im Amthauſe — einem ehemaligen Kloſter — auf. Ich war ruhiger geworden und auch etwas heiterer, beſonders am Geſang hatte ich wahre Freude und vom lieben Gott auch eine gute Stimme empfangen. So ſaß ich dann dort eines Morgens allein in einem großen Zimmer, ſtickte etwas und

ſang hellauf meine Schullieder, die Zimmerthüre hatte ich zugemacht, da ich immer gerne allein war. Während ich ſo ſaß und ganz unbefangen und faſt luſtig ſang, ſah ich auf einmal die Thüre ſich langſam öffnen. Es war mir, als ſtünde Jemand unter derſelben, doch ſah ich Nichts, hörte aber einen ſo unausſprechlich ſchmerzlichen Seufzer, daß ich erſchreckt aufſprang und der Thüre zueilte, die ſich aber ganz langſam wieder ſchloß. Ich riß dieſelbe auf und rief den in der nahen Küche beſchäftigten zwei Dienſtmädchen zu, daß ſie mich nicht erſchrecken ſollten, ich würde es dem Onkel ſagen. Aber Beide, reichlich mit Arbeit überladen, verſicherten, ſie hätten gar keine Zeit zu unpaſſenden Scherzen — es ſei auch ſonſt Niemand auf dem Gange geweſen, deſſen Thüre auch wirklich noch geſchloſſen war. Ich ſolle nur ruhig ſein und ein andächtiges Vaterunſer beten, da in dem Hauſe Etwas „umgehe", und man durch Gebet vielleicht einer armen Seele wohlthun könne. Ich eilte doch zu meiner Mutter, die in einem entfernteren Zimmer ſchrieb, und erzählte ihr Alles. Da ich ſehr blaß und ergriffen war, begnügte ſie ſich zu ſagen, ich möchte doch vernünftig ſein, und ein „geſcheidtes Kind" und nicht wieder mit den alten Einbildungen ihr Kummer machen. Es vergingen wieder Jahre, ich wuchs heran und Weltluſt und Eitelkeit fingen an, die ernſtere Richtung zu verdrängen. Doch auch jetzt noch kamen manchmal unerklärliche Dinge vor, z. B. ein Vorausſchauen von Perſonen, die ich nachher kennen lernte, Warnungen und Mahnungen übernatürlicher Art; auch einmal in der Nacht, da ich ſchlaflos lag, das Anhören einer eigenthümlichen lieblichen Muſik, wie wenn Jemand ganz piano Klavier ſpielte — es waren nur ganz wenige Töne, die aber zu einer einfachen Melodie ſich verſchlangen. Ich dachte ſogar, am Morgen wolle ich die Melodie in Noten ſchreiben und fürchtete mich gar nicht, obſchon ich das Bewußtſein hatte, ich ſei von etwas „Ueberirdiſchem" umgeben.

Ich ſagte mir, es werde eine Mahnung meines Schutzengels ſein, weil ich gar nicht mehr fromm ſei und nicht mehr ſo gerne bete wie früher. Zuletzt kamen mir Thränen und ich machte mir allerlei gute Vorſätze, bis ich, immer noch von der Muſik umgeben, einſchlief. Am Morgen beredete ich mich, es habe mir nur lebhaft geträumt, probirte aber doch auf dem Klavier die Melodie, aber vergebens.

Wieder vergingen Jahre, ich verheirathete mich nach dem Wunſche meiner Mutter, wiewohl ich eigentlich lieber in ein Kloſter gegangen wäre, wenn mir Jemand dazu geholfen hätte. Mein eigenartiges Kindheits- und Jugendleben, ſchwere innere Pein, in ſo frühen Jahren allein getragen, hatten mich ſehr ſelbſtſtändig, ja ſtolz gemacht. Ich war ſehr geneigt, Andere für frivol und oberflächlich zu halten und mein Thun und Laſſen einzurichten, wie es mir gefiel. Daher kam es wohl, daß es in der Ehe nicht recht gehen wollte. Meinen Mann verdroß mein ernſtes Weſen; mir mißfiel ſeine Heiterkeit, und ſo gab es wieder Kämpfe und Leid genug. Ich war ſchon gewohnt, allein zu ſtehen und gefiel mir darin, keiner Stütze zu bedürfen. Für Uebernatürliches war ich immer empfänglich und wäre gerne fromm geweſen, wußte aber damals nicht, wie ich es anfangen müſſe. Ahnungen und Träume plagten mich wieder oft und der Arzt hielt mich für ein „wandelndes Nervenſyſtem“. Ich litt innerlich unſagbar, fand mich nirgends heimiſch und wäre gerne geſtorben. Daß der liebe Gott nicht mit mir zufrieden ſein könne, fühlte und wußte ich wohl und ließ oft meine Kinderchen für ihre Mutter beten. Wir hatten ein kleines Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und Begabung, das ich über Alles liebte, ja alle Liebesfähigkeit meines Herzens nahm dieß Kind in Anſpruch und ich dachte oft, der liebe Gott werde mir auf Erden und Jenſeits gnädig ſein, um dieſes Kindes willen, welches die Frömmigkeit eines Engel an den Tag legte. Hie und da,

wenn das Mädchen gar so schön vom Himmel und den Engeln sprach, durchfuhr es mich wie ein Blitz, es werde sterben; aber dann dachte ich, der liebe Gott könne mir dieß Kind nicht entreißen, das meine Freude und mein Leben war. So wurde es fast fünf Jahre alt und war ein Bild der Gesundheit und Heiterkeit. Einstmal nähte ich ihm ein weißes Kleidchen, da es sich zu maskiren wünschte, wie es an unserem damaligen Wohnort Pf. allgemein Sitte war. Das Kleidchen wurde anprobirt und stand dem Mädchen allerliebst; fröhlich sprang es im Zimmer herum und wir Eltern konnten uns nicht satt sehen an der kleinen „Fee". Endlich entkleidete ich Louischen wieder, hielt das weiße Kleid in meinen Händen und sah plötzlich mein Kind mit diesem Kleidchen im Sarge liegen. Ich trat bebend vor meinen Mann hin und mußte auf innern Antrieb sagen: „Ich habe nun ein Maskenkleidchen ihm genäht, aber es wird zum Todtenkleid und Louischen muß sterben," worauf mein Mann aufgeregt erwiederte: „Geh' doch — Du bist eine unheimliche Person."

Das Kind blieb noch einige Tage gesund, war aber auffallend stille; dann legte es sich zu Bette, es entwickelte sich eine Gehirnkrankheit, in welcher es meist nur von den Engeln und vom Himmel sprach, und daß es lieber in den Himmel wolle, als auf dieser Erde bleiben — und das weiße Kleidchen wurde wirklich zum Todtenkleid. — Nach dem Scheiden dieses unaussprechlich geliebten Wesens wandte sich endlich mein Herz wieder ernstlich nach Gott. Das Leid war so schwer, daß es nicht zu tragen gewesen wäre ohne göttliche Gnade, und in jener Zeit waren übernatürliche Gesichte wieder häufiger.

So kniete ich einst, während es in der benachbarten Kirche die hl. Wandlung läutete, auf dem Boden, inbrünstig um Trost und Ergebung betend. Plötzlich fühlte ich mich von Licht umgeben und eine unendliche Seligkeit, wie ich sie nie

empfunden, strömte in meine Seele. Ich beugte mein Haupt auf die Erde und dachte und betete nicht mehr — ich fühlte nur etwas ganz Unaussprechliches. Das Licht war wie Sonnenlicht, aber es blendete nicht und war wohlthuend. Wie lange es dauerte, vermag ich nicht zu sagen; als es verging und ich aufstand, blieb mir der Gedanke in der Seele, es sei ein Vorgeschmack des Himmels gewesen, und wenn Louischen nun auf alle Ewigkeiten hin in diesem Lichte wohne, wollte ich das Kind nicht mehr so betrauern, sondern mich bemühen, auch zu ihm zu kommen. So ging es mir mit einem Bilde des gekreuzigten Heilandes über der Gottesackerkapelle zu Pf. Jenes Bild des Erlösers sah mich jahrelang so traurig an, wenn ich vorüberging; oft glaubte ich sogar, die milden Augen bewegten sich vorwurfsvoll nach mir hin; dann nach dem Tode des Kindes, als ich wieder mehr und inniger betete, nahm das Bild einen ganz andern, freundlichern Ausdruck an, und ich konnte dasselbe ansehen, ohne den Stich im Herzen zu empfinden, wie in frühern Jahren. — Etwa 13 Monate nach Louischens Tod starb auch meine Mutter, die immer noch in F. gelebt hatte. Sie war noch rüstig und gesund und in letzter Zeit aufrichtig fromm geworden. Mein stolzes, verschlossenes Wesen, meine Mißhelligkeiten in der Ehe machten ihr vielen Kummer — wir blieben aber immer freundlich im Verkehr; nur einmal machte ich ihr den Vorwurf, sie habe mich nicht recht erzogen und zu wenig Rücksicht auf meine Anlagen genommen, ich hätte besser in's Kloster getaugt, als in den Ehestand. Zwei Tage vor dem plötzlichen Tode meiner Mutter bekam ich einen Brief von einer Verwandten in F., welche mir mittheilte, wie meine Mutter so wohl und munter sei, und immer Pläne mache, daß ich sie mit unsern zwei Knaben besuchen müsse. Also konnte ich keinerlei Angst und Sorge um meine Mutter tragen, dachte auch wirklich gar nicht an sie, als dann an ihrem so ganz unvorhergesehenen Todestag

ein entsetzliches Geräusch bei uns entstand zur Stunde ihres Scheidens, daß ich nicht anders dachte, als der Plafond der Küche sei eingestürzt und habe alles Geschirr zerschlagen. Ich begab mich in die Küche, fand jedoch Alles in Ordnung und wollte ganz ruhig in's Zimmer zurückkehren, das Geräusch im Nachbarhause vermuthend, als ich deutlich das Gefühl hatte, wie wenn ein Unsichtbarer mich über die Achsel in's Gesicht anhauchte. Auch da erschrack ich nicht sehr und dachte einfach: nun bist du wieder von etwas Uebernatürlichem umgeben, und erst, als ich Nachts im Traume mein Louischen mit der Großmutter an der Hand in einem wunderschönen Garten wandeln sah, kam mir Morgens der Gedanke, meine Mutter könnte doch, trotz der eben empfangenen guten Nachricht, krank geworden sei. Die Todesbotschaft traf denn auch ein und die Stunde des Abscheidens war genau jene Zeit, wo das Geräusch und die Erscheinung stattgefunden hatte.

Unter mancher schwerer Krankheit und Trübsal war das Jahr 1865 herangekommen. Wir hatten den Wohnort gewechselt und lebten mit einem jungen Knaben in Sch. Der älteste Sohn studirte gerade bei uns auf die erste medizinische Prüfung. Der zweite Sohn befand sich in St. auf dem Conservatorium, da er ein ungewöhnliches Talent für Musik hatte und sich der Künstlerlaufbahn widmen wollte. Der junge Mensch war geistig und körperlich sehr entwickelt und anscheinend ganz gesund. Nur hatte er in einem Briefe über Nasenbluten geklagt, was mich sehr ängstlich machte. Aeußerte ich aber Bedenklichkeiten, so wurde ich von den Meinen ausgelacht und suchte dann auch selbst die Bangigkeit zu unterdrücken, von der ich befallen war. So saß ich am 10. Oktober jenes Jahres bei einer Handarbeit. Ich dachte an den frommen Sohn mit Liebe und Stolz, seine edlen Züge, sein ideales Streben, seine kindliche Herzensgüte — Alles stand lebhaft vor meiner Seele — und plötzlich

war ich auf einem fremden Kirchhofe unter einer großen Menſchenmenge, Kränze und Blumen wurden in ein offenes Grab geworfen, ein unbekanntes Lied wurde geſungen — ich wußte, daß man R. begrabe. Außer mir ſprang ich auf, warf meine Arbeit hin und ging im Zimmer auf und ab, indem ich mir zuzureden ſuchte, es ſei Alles ein Spuk meiner aufgeregten Phantaſie.

Nach und nach kam ich zur Ruhe und nahm meine Arbeit wieder auf; doch kam gleich darauf das Telegramm, das uns R.s tödtliches Erkranken meldete und uns zu ihm rief. Wir trafen den geliebten Sohn noch lebend, aber ſchon im letzten Stadium der Krankheit und in einigen Tagen fand ich mich auf jenem Kirchhofe, den ich vorher geſehen; es war Alles ſo, wie in der Viſion.

Zwei Jahre nachher empfing der jüngſte Sohn die erſte hl. Kommunion und am Vorabend betete ich länger mit ihm, an ſeinem Bette knieend. Ich war in großer innerer Bewegung und ſonderbarerweiſe miſchte ſich in meine Andacht nebſt der Trauer um die Hingeſchiedenen eine Erinnerung an eine Jugendbekannte, die als ſehr hübſches Mädchen von einem Herrn verführt worden, und deren Sohn ich im Laufe des Tages flüchtig geſehen. Die Th., die oft bei uns als Taglöhnerin geweſen und die mich immer intereſſirt hatte, erbarmte mich jetzt nach ſo langer Zeit auf's Neue, und auch ihr Sohn, dem man den „Herrn" anſah, dauerte mich. Endlich begab ich mich zur Ruhe, las noch ein Kapitel in der Nachfolge Chriſti und mein Inneres war ſo ziemlich ſtille.

Die Trauer um den verſtorbenen Sohn war das vorherrſchende Gefühl. Auf einmal ſah ich jenen Menſchen, der mich vorher beſchäftigt hatte, aus ſeinem Hauſe treten, er ging quer über eine große Wieſe, die einige wenige Häuſer umgibt, auf das letzte Haus zu, das von einer ganz einzeln ſtehenden Frau bewohnt war.

Ein Entsetzen packte mich, denn die Frau war todt, ich wußte nicht wie, nur das wußte ich, daß M. sie getödtet hatte. — Ich richtete mich im Bette auf und zündete mein Licht wieder an, sah überall umher, ob ich wirklich da wäre, und war in unbeschreiblicher Angst und Furcht. Dann suchte ich mich zu überreden, daß ich doch geträumt haben müsse, die aufgeregten Nerven hätten das hervorgebracht ꝛc. Ich fing wieder an, in der Nachfolge Christi zu lesen und endlich übermannte mich die Müdigkeit und ich schlief ein. Am Morgen dachte ich nur flüchtig an den Spuk und versuchte darüber zu lachen; dann nahm mich die hl. Handlung ganz in Anspruch. Zu Tische waren einige Gäste eingeladen, und so hatte ich die Sache vergessen, als nach der Vesper Leute herkamen, meinen Mann zu suchen, weil die alte Frau N. ermordet worden sei. In fast athemloser Spannung erwartete ich die Rückkehr meines Mannes, der aber erst Abends heimkehrte und mir Nichts erzählen wollte. Erst als ich ihm sagte, wer die That begangen haben könnte und der Thäter sei so und so gekleidet gewesen, gestand er, daß der schwerste Verdacht wirklich auf jenem Unglückseligen ruhe. — Da übrigens die Beweise nicht festgestellt werden konnten und W. beharrlich läugnete, wurde er freigesprochen und auch ich möchte ihn nicht unbedingt verdammen. Der Arme hatte bei der sehr vermöglichen Frau Geld gegen Schuldschein entlehnt und wollte sie wahrscheinlich um Borgfrist oder Nachlaß bitten; sie war für äußerst grob und rücksichtslos bekannt und so mag sie ihn gereizt und er sie erstlich nur mißhandelt haben. Er war von jeher ein unglücklicher Mensch und seine Herkunft für ihn die Quelle mancher Bitterkeit. Als ich dann gleich seine kranke Mutter besuchte, sagte sie zu mir unter furchtbaren Thränen: „O Sünde, o Sünde! Wie mußt du gebüßt werden!“ Außer dem Fall in früher Jugend war die Th. ein rechtliches, sehr religiöses Mädchen mit großen Verstandesgaben. Sie erlebte

die Freiſprechung des Sohnes nicht mehr, der Tod erlöste ſie vorher von ihrer entſetzlichen Buße; denn als Buße für die Jugendſünde nahm ſie das furchtbare Schickſal an und trug es heldenmüthig!

7. Aus Kurheſſen.

Als ich das hl. Sakrament der Prieſterweihe empfangen hatte und noch Alumnatsprieſter war, bat mich einer meiner Mitalumnen, der noch nicht Prieſter war, ich möchte drei hl. Meſſen nach der Intention ſeiner Mutter leſen. Sie habe ihm Folgendes erzählt: In den letzten Tagen redete mein in Kopenhagen verſtorbener Sohn zweimal deutlich zu mir: „Eile, Dein Verſprechen, neun hl. Meſſen für mich leſen zu laſſen, zu erfüllen, denn ich bin im Fegfeuer; und während die hl. Meſſen geleſen werden, beten neun Chöre der hl. Engel für mich;“ und das zweite Mal: „Mutter, thue ſchnell, was Du Dir vorgenommen haſt, neun Roſenkränze für mich zu beten, aber bete nicht nur neun, ſondern achtzehn.“

Dadurch ſei ſie wieder an die einſt gehörte Stimme ihres ebenfalls verſtorbenen Mannes erinnert worden, welcher ihr geſagt habe: „Laß drei hl. Meſſen für mich leſen.“ Sie habe dieſe Stimme damals für Phantaſie gehalten und die Bitte vernachläſſigt. Durch die neuerdings von ihrem Sohne geſtellten Bitten ſehe ſie deutlich, daß auch früher ihr verſtorbener Mann zu ihr geſprochen, und ſie beeile ſich nun, ſeinen Willen zu erfüllen. Dieſe drei letzten ſeien nun die hl. Meſſen, von welchen ſie wünſchte, daß ich ſie baldmöglichſt leſen möge. Ich habe darauf dieſe hl. Meſſen im Dom zu F. geleſen.

Bisher wurden Erscheinungen vorgeführt, welche von abgeschiedenen Menschenseelen herzurühren scheinen, welche wegen ungelöster Schulden noch nicht in ihre Ruhe eingegangen sind. Es gibt aber auch ein Herübergreifen aus der unsichtbaren Welt, welches einen bösartigen Charakter an sich tragt, wobei von einem Verstorbenen nicht religiöse Hülfe gesucht wird, sondern wo entweder der Teufel gleichsam auf eine Seele wartet, oder wo böse Geister Freude zeigen, die Menschen zu schrecken und zu plagen. Die hl. Schrift spricht sich sehr bestimmt darüber aus, daß uns von bösen Geistern nachgestellt wird. In wie weit und wenn Gott es zuläßt, daß selbst sinnlich wahrnehmbar Unfug von jenen Geistern getrieben wird, können wir nicht berechnen. Vielleicht will uns Gottes Fürsehung unter Anderem damit auch zeigen, in welch' entsetzliche Gesellschaft wir gerathen werden, wenn wir durch unsere Schuld einmal von seinem Angesicht verstoßen und die bösen Geister ungehindert Gewalt an uns üben können. Aber auch in diesen Vorkommnissen, wie in zahllos vielen andern, sind Gottes Rathschlüsse unerforschlich.

1. Aus Preußen.

Es ist jetzt ungefähr Jahreszeit, daß der protestantische Bruder einer braven katholischen Dame an einer auszehrenden Krankheit litt. Er selbst mußte bald alle Hoffnung auf Wiederherstellung aufgeben. Ein nahe verwandter katholischer Priester versuchte, ihn auf das Ueberirdische hinzuweisen, da er seit seiner Confirmation (jetzt 55 Jahre alt) keine Kirche mehr betreten, vielleicht im Uebrigen ganz und gar ungläubig war, gleich Tausenden seiner Glaubensbrüder hiesiger Gegend. Er versuchte sogar bei längerem Krankenlager durch Uebergenuß von Wein und selbst Liqueur seinem Leben in Bewußtlosigkeit ein Ende zu machen. Da es nicht möglich erschien, ihn noch von der Wahrheit der

katholiſchen Kirche zu überzeugen, wurde der betreffende proteſtantiſche Pfarrer gerufen, der auch einige Male ſalbungsvolle Anſprachen hielt, aber Angeſichts der Gleichgültigkeit des Kranken oder auch im Bewußtſein der eigenen Unfähigkeit, mehr wie menſchliche Heilsmittel zu bieten, beim Nahen der Auflöſung ſich nicht mehr blicken ließ. Da wurde ich denn von der Schweſter von einem furchtbaren Traum, den der Kranke gehabt haben wollte, benachrichtigt. In heftiger Aufregung ſprach er nach kurzem Schlummer: „Da, halt' ihn, Theodor (der Name eines Bekannten), halt' ihn feſt, der Teufel will mich holen.“ Anfangs trat die Dame hinzu, ihn zu beruhigen. Aber erregter fuhr er fort: „Da, ſiehſt Du denn nicht das ſchwarze Thier mit den glühenden Augen? Siehe, der Teufel will mich holen.“ Er ſank in Bewußtloſigkeit zurück und ſchlummerte. Ich rieth Beſprengung des Zimmers mit Weihwaſſer und hielt mich im Nebenzimmer auf, um beim Erwachen ſogleich an das Bekenntniß von der Exiſtenz des Teufels, worüber er vorher noch gelacht, anzuknüpfen und zu Gott überzuleiten. Ich wurde ſogleich benachrichtigt, konnte ihn jedoch nicht mehr überzeugen, indem alsbald mit dem letzten Hauche die Seele in die Arme oder vor das Angeſicht ihres Richters eilte.

2. Aus Preußen.

In einem mir ſehr bekannten Dorfe (E.) lebte ein ganz ſchlechter Katholik; er war jahrelang nicht in die Kirche gegangen und die hl. Sakramente hatte er während neun Jahren nicht empfangen und wies ſie auch auf dem Todtenbette von ſich. Aber dagegen hat er fortwährend die Umſtehenden gebeten: „Thuet mir doch den daliegenden ſchwarzen Hund weg!“ „Wo iſt denn ein Hund?“ „Da iſt er ja!“ ꝛc. Es hat aber Niemand außer dem Sterbenden den ſchwarzen Hund geſehen.

3. Aus Tirol.

Sattlermeiſter K., ein Mann nach dem Herzen Gottes, kämpfte in ſeiner letzten Krankheit noch den guten Kampf zu Ende. Das Sterbekreuz hielt er feſt in Händen und küßte es ohne Aufhören. Da mit einem Male ſpuckt er voll Unwillen und Abſcheu auf dasſelbe. Gefragt, warum er dieß gethan? antwortete er: „Ich habe es dem Satan gethan, der ſich auf das Kruzifix geſetzt hatte. Jetzt ſeh' ich ihn nicht mehr!"

4. Aus Tirol.

In W. bei B. war ein Mädchen (ungefähr zehn Jahre alt), das auf einmal eine ganz ſonderbare Krankheit bekam. Es lag die ganze Zeit im Bette und ſprach faſt Nichts, ſtieß nur unartikulirte Töne aus oder ganz abſcheuliche Worte, z. B. Teufel ꝛc.; beſonders geſchah dieß, wenn man vorbetete. Als ich einmal die Litanei vom ſüßen Namen Jeſu betete, rief das Mädchen, ſo oft ich den Namen Jeſus ausſprach: „Teufel! Teufel!" — Ich gewann die Ueberzeugung, daß da der böſe Feind im Spiele ſei. Ich forſchte nach der etwaigen Urſache dieſes Zuſtandes und erfuhr, daß in jener Familie außerordentlich viel geflucht wurde. Das Kind iſt dann bald geſtorben.

5. Aus Weſtfalen.

Mein Onkel Franz K. war Kaplan in H., einem Pfarrorte, welcher in jener großen Heide belegen iſt, die ſüdweſtlich durch den L.-Fluß, nordöſtlich durch das T.-Gebirge oder den Teutoburger-Wald begrenzt wird. Die Gegend hat etwas Triſtes, Unheimliches; denn ſoweit das Auge reicht, ſieht man Nichts als Haidekraut, Sand und Fichten. Doch bietet ſie auch das Angenehme, daß der Geiſtliche, wenn

er, was oft vorkommt, fernwohnende Parochianen verſehen muß, bei der hier herrſchenden Sabbathruhe durch Nichts in ſeinen Meditationen geſtört wird. Es ereignete ſich nun einſt, daß mein Onkel an einem mondhellen Herbſtabende zu einem abgelegenen Gehöfte gerufen wurde, um daſelbſt einen ſchwer Erkrankten zu verſehen. Nachdem er ſchon eine geraume Strecke mit dem Boten zurückgelegt, ertönte hinter einem der niedrigen Hügel ein mit überaus häßlicher Stimme ausgeſtoßener Ruf: „Blief mant do! Hei is all daut!“ (Bleibe nur da! Er iſt ſchon todt!) Mein Onkel hat, erleuchtet durch Den, welchen er trug, ſeinen Weg getroſt fortgeſetzt und die Freude gehabt, den Kranken bei vollem Bewußtſein und wohl vorbereitet anzutreffen. Er hat ihn dann mit den hl. Sakramenten verſehen und mit ihm gebetet, bis er erſt gegen Morgen hin ſeinen Geiſt aufgegeben hat.

6. Aus Böhmen.

Ein Häusler, Namens A. zu B., verfolgte einen Prozeß gegen die Ortsgerichte, den er doch unmöglich gewinnen konnte. In unſinniger Verzweiflung nimmt er Gift ein, um ſich aus der Welt zu ſchaffen. Doch das Gift, zu ſchwach, um ihn ſchnell zu tödten, macht ihn halb raſend. Er bereut ſeine That und verlangt den Herrn Pfarrer. (Unſer Herr Pfarrer M. hat es ſelbſt erzählt und würde es auch jetzt noch erzählen, denn er lebt noch.) Beim Eintritt in die Stube des Vergifteten ſagt der Pfarrer: „Weiche Satan und mache Jeſu Chriſto Platz!“ In dieſem Momente reißen beide Gewichte von der Wanduhr ſich ab und fallen mit tollem Gepolter zu Boden. Der Schrecken des Herrn Pfarrers war nicht klein, zumal da es bei Nachtzeit war. Er hat den Kranken aber noch mit den hl. Sakramenten verſehen können, welcher dann geſtorben iſt.

7. Aus Preußen.

Vor etwa 20 Jahren lebte in S. ein Rechtsbeamter, der sich durch besonders christlichen Lebenswandel gerade nicht auszeichnete. Derselbe wurde als Anwalt nach einer benachbarten Kreisstadt versetzt, wo ich ihn später nicht mehr gesehen und mich auch nicht mehr um ihn erkundigt habe. Der Zufall wollte, daß vor beiläufig zehn Jahren ein junger angehender Lehrer, ein durchaus braver, christlicher Jüngling, längere Zeit in meinem Hause wohnte. Derselbe erzählte mir eines Abends das Folgende: „Als ich in O. auf die Rektoratsschule ging, geschah es, daß der Rechtsanwalt H. erkrankte. Die Angehörigen schickten zu den Geistlichen des Städtchens, damit der kranke Herr doch die hl. Sterbsakramente empfangen möchte, allein es war zur Zeit keiner der Geistlichen disponibel, und so mußte unser Lehrer, der gleichfalls Geistlicher war, in Anspruch genommen werden. Dieser ging auch bereitwillig zu dem Rechtsanwalt hin. Als er am andern Tage in die Schule kam, waren wir Schüler nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß die sonst dunklen Haare unsers verehrten Lehrers gebleicht waren. Es gab darüber eine große Aufregung im Städtchen und man erzählte, daß der Geistliche den Kranken lange nicht zu dem Empfange der hl. Sakramente habe bewegen können, und daß man die Gestalt eines Hundes auf dem Kranken habe liegen sehen, und der Geistliche noch schließlich den Exorzismus angewendet habe. Kurz, unser Lehrer war vor Schrecken in Einer Nacht zum Greis geworden."

8. Aus der Schweiz.

Den 22. April 1849 wurde ich als Krankenwart in Sch. zu einer Sterbenden berufen, die schon mit den heiligen Sterbesakramenten versehen war. Allein in unserer

Gegend verlangt man einen Priester zu den Sterbenden. M. St. hieß die Kranke. Sie hatte die Lungenentzündung, war erst 21 Jahre alt und eine bildschöne Jungfrau. Sie hatte das volle Bewußtsein, empfing mich gar freundlich. Ich sprach einige Trostesworte zu ihr. Sie röchelte sehr und ich dachte, es könne nicht lange mehr gehen. Auf einmal sprach sie: „Seht, Pater, welch' ein schöner, junger Bursche kommt da herein!" Ich sagte: „Mach' das hl. Kreuz." Es geschah. Ich gab ihr die Benediktion. „Jetzt ist er wieder fort!" sprach die Kranke, fällt in die Agonie und in fünf Minuten ist sie in der Ewigkeit.

9. Aus Preußen.

In einem Dorfe des Kreises D. ereignete sich Ende des Jahres 1851 Folgendes: An dem Morgen des 10. Oktober, an welchem ein Einwohner des Dorfes beerdigt wurde, war die Thüre am Garten des allgemein beliebten Pfarrers mit Menschenkoth beschmiert. Der Kirchenrathspräsident läßt den Schmutz wegfegen. Dieser Präsident, Wittwer, wohnte mit seinem Schwiegersohne in demselben Hause, welches fast in der Mitte des Ortes liegt, an der Hauptstraße. Dieses Haus bildet mit den dazu gehörenden Oekonomiegebäuden einen rundum geschlossenen Bauernhof. Der Einfahrtsweg in den Hof ist abgeschlossen nach der Straße hin durch ein weites, hohes Thor, in welchem sich noch eine kleine Thüre befindet für den Aus- und Eingang der Leute. An der linken Seite des Thorweges ist die Thüre in's Wohnhaus.

Acht Tage, nachdem jener Kirchenrathspräsident den Schmutz von der Gartenthüre des Pfarrers hatte entfernen lassen, kommt der Knecht seines Schwiegersohnes gegen acht Uhr Abends entrüstet in die Wohnstube und sagt, daß die kleine Thür in dem großen Einfahrtsthor mit Menschenkoth beschmiert sei, und seine Hände, die er voll gemacht, stanken

ganz abscheulich. Nun wurde 4—5 Wochen nacheinander das Thor jeden Abend mit Menschenkoth beschmutzt, der schwarz, wie verbrannt aussah und einen fürchterlichen Gestank verbreitete. Der Schmutz war aufgetragen oft fingerdick in langen breiten Strichen in's Kreuz und in die Quer und manchmal so hoch hinauf, daß die Magd ihn nur mühevoll mit einem Schrubber wegmachen konnte.

Anfangs glaubten die Leute des Hauses, ein böswilliger Mensch wäre der Uebelthäter, obschon sie sich nicht bewußt waren, Jemanden Anlaß zu solcher Böswilligkeit gegeben oder auch nur überhaupt einen Feind zu haben.

Nach acht Tagen, seit sich die Verunreinigung des Thores einstellte, entschlossen sie sich, hinter demselben Wache zu halten. Ein besonders kühner Mensch versah den Dienst abwechselnd mit jenem Schwiegersohne; Beide drohten, den Uebelthäter, wenn sie ihn erwischten, exemplarisch abzustrafen, und zum Zeichen, daß es ihnen Ernst sei, hatten sie sich verschiedene Male mit dem geladenen Gewehr postirt. Aber so lange sie dastanden, geschah Nichts; doch hatten sie sich nur einen Augenblick entfernt, so war wieder das ganze Thor auswendig beschmiert. Ehe sie für kurze Zeit ihren Posten verließen, öffneten sie fast regelmäßig das Thor, um sich zu vergewissern, ob Niemand draußen in der Nähe sei; ebenso, wenn der Schmutz soeben wieder aufgeschmiert war, stürzten sie vor das Thor, aber nie sahen sie Jemanden, der es konnte gethan haben. Nur hörten die Leute zuweilen, wenn die Magd, die eine sehr brave, fleißige, der Herrschaft verwandte Person war, Abends gegen 7 Uhr in den Kuhstall zum Melken ging, ein Pfeifen, wie auf einer kleinen Flöte. Vier bis fünf Fußangeln wurden auswendig vor das Thor gelegt, damit der Uebelthäter sich selber fange. Nie ein Erfolg. Im Gegentheil fanden die Hausleute die Fußangeln manchmal inwendig im Thorweg an der Hausthür, wenn sie dieselben soeben auswendig angebracht hatten,

doch wurden die Hausbewohner durch dieſe Fußangeln nie verletzt. Das Alles geſchah, ohne daß die Leute je ein verdächtiges Geräuſch gehört hätten, als nur jenes Pfeifen.

Namentlich in der erſten Zeit wurde der Unrath ſchon Abends entfernt und alsdann wiederholte ſich oft die Verunreinigung noch desſelben Abends, bis die Leute einſahen, daß das doch nichts nütze und den Schmutz bis des Morgens früh hangen ließen. Die erſten vier Wochen glaubten ſie noch immer, es geſchehe ihnen die Widerwärtigkeit von böſen Menſchen, obſchon es faſt undenkbar, daß Jemand ſich ſo lange Zeit ſo ſchmutzige und gefährliche Mühe mache

Als aber nach dieſer Zeit auch im Innern des Hofes allerlei räthſelhafte Erſcheinungen ſich zeigten, fingen ſie an den Spuk einem plagenden Geiſte zuzuſchreiben. Zweimal wurden nämlich die 12 bis 13 Kühe von ihren Ketten losgemacht am hellen Tage — einige kamen in den Hof — wobei es ſich zeigte, daß wenn die Ketten an einem Ende der Reihe wieder feſtgemacht wurden, ſie an dem andern auf's Neue von den Hälſen der Thiere fielen; es war aber unmöglich, daß die Thiere ſelbſt die Ketten vom Halſe löſten, auch war dieß früher nicht geſchehen und auch jetzt nur zweimal, wobei ſich die Thiere außergewöhnlich unruhig und wild geberdeten. Ebenſo wurden die Schweine, ohne daß irgend ein Menſch ihnen die Thür geöffnet, in den Hof gelaſſen; die Schweinſtallthüre war aber immer feſt von Außen geſchloſſen.

Nebenbei bemerkt: die Verunreinigung des Thores hörte allmählich auf, als der Spuk im Hofe und Hauſe anfing und fortging.

Für das Nikolausfeſt hatten die Eltern allerlei Backwerk für ihre Kinder gekauft. Um die Kinder am Nikolaustage mit den Geſchenken um ſo mehr zu erfreuen, wurden die Zuckerſachen in der ſogenannten Spinde verborgen, in die man aus der Küche nur durch das Wohnzimmer gelangen

kann. Am Vorabende jenes Festes nun fanden sich, als die Hausfrau einmal in die Küche ging, all' die Geschenke, kleine gebackene Männchen ꝛc. in den Schnauzen und Oeffnungen der Küchengeräthe, die rundum standen, in drolliger Weise aufgestellt, und doch war an dem Abende die ganze Familie im Wohnzimmer versammelt gewesen, und Niemand hatte, trotzdem selbstverständlich auch das kleinste Geräusch in der anliegenden Küche die Aufmerksamkeit und den Verdacht hätte wachrufen müssen, auch nur das geringste Auffallende vorher gesehen oder gehört. Das Mobiliar fand sich häufig kunterbunt über und durcheinander gestellt und den Leuten namentlich Abends in den Weg gelegt. Dabei zeigte es sich, daß je größer die Furcht, desto toller auch das Durcheinander der Möbel war; machten sich aber die Leute ein Herz und stellten selbst noch einmal die Möbel so in die Quere, wobei sie gewöhnlich sagten: „Ei, das kann ich auch," dann ließ es für den Abend nach. Eine schwere Kiste, die zwei starke Männer nur mit Mühe fortbewegen konnten, war einmal von Innen vor eine Schlafzimmerthür gestellt, so daß man erst nach ziemlicher Anstrengung hineingelangen konnte. Ein Geräusch wurde bei diesen Manövern nicht bemerkt, auch Niemand aus dem Hause hatte die verkehrten Streiche ausgeführt, sondern Alle waren darüber gleichmäßig bestürzt und verwundert.

Manchmal fand sich Licht auf den Zimmern, das Niemand aus dem Hause angezündet. Einmal verläßt man Abends, um zu Bette zu gehen, das Wohnzimmer, ohne irgend eine Unordnung in demselben zu bemerken. Bevor die Magd sich zu Bett legt, geht sie nochmal herunter und findet nun, daß in der kurzen Zeit sämmtliche Kupfer- und Zinngeschirre, die sie am Nachmittag gescheuert und aufgestellt hatte, aus einem Schranke, der in der Wohnstube stand, herausgenommen waren und bunt durcheinander auf dem Fußboden standen. Wie das in der Bestürzung sonst mei-

stens auch geschah, wurde den andern Hausleuten davon Mittheilung gemacht, die sich zum Theil von dem Spuk überzeugten, ohne auch nur jemals den leisesten anhaltenden Verdacht auf eine Person im Hause in sich aufkommen zu lassen, da er gleich im Hinblick auf alle Umstände zerrinnen mußte.

In dem Kleide der Hausfrau und auch in einem Sonntagskleide der Magd fand sich eines Tages ein Loch, so groß wie eine Manneshand, eingebrannt, was dem Schwiegersohn Veranlassung gab, dem Ortsbürgermeister von dem Vorfall Mittheilung zu machen, damit, wenn etwa das Haus in Brand geriethe, ihm keine Schuld zugemessen würde. Der Ortsbürgermeister hat dieß dem Berichterstatter bestätigt. Die Kleider hingen auf verschiedenen Zimmern. Auf dem Speicher lagen drei losgerissene Bretter auf dem Boden, mit denen eine Ecke des Daches zugenagelt war. Ungefähr drei Wochen lang sahen die Leute häufig auf dem Hofe eine schwarze Katze herumlaufen, die, soviel sie wußten, weder ihnen, noch den Nachbarn gehörte. Einer sagte: „Das ist am Ende der Teufel oder die Hexe, die uns all' das Spektakel macht." Die Katze wurde gefangen, todtgeschlagen und an einem Strick auf dem Speicher aufgehangen. Einige Tage später fand sich die Katze herabgenommen und im Bett des noch unverheiratheten Schwagers. Zweimal fanden sich Abends beim Zubettegehen die Betten verunreinigt und zwar die Betttücher so, als hätte ein Mensch seine Nothdurft darin verrichtet. Auch hier ein unausstehlicher Gestank. Eines Abends sagt der Knecht, als von den Begebenheiten gesprochen wurde, scherzweise: „Das hängt zwischen euch Frauenzimmern." Als der Knecht nun am andern Abend auf sein Schlafzimmer kommt, auf dem bis dahin noch nie etwas Auffallendes sich gezeigt hatte und auch später nicht vorkam, findet er in seinem Bett das Unterste zu oberst und auf dem Bett Tisch, Stuhl, kurz das sämmtliche Mobiliar

des Zimmers und in dem Bett die Laken mit Menschenkoth beschmutzt.

Vor der Hausthüre unter dem Thorwege lagen oft außer jenen Fußangeln ein Beil oder andere spitze Gegenstände, die Schärfe nach oben gekehrt; jedoch verletzten sich die Leute nie daran, auch wurde überhaupt außer jenen Kleidern Nichts verdorben oder zertrümmert. Gar häufig von Anfang bis zu Ende fanden sich Strohhalme in exakter Kreuzform angelegt überall im Hofe und in den Gebäuden, gar häufig auf dem Abtritt über der Oeffnung. Die Aehren waren dabei stets abgeschnitten.

Wurde Abends in der Wohnstube von den Hausbewohnern Etwas von der Spukgeschichte gesprochen, so sah man das Alles draußen auf dem hölzernen Fensterladen am andern Morgen sehr deutlich und schön mit Kreide aufgeschrieben, selbst auf dem Thore, wo der Schmutz noch Platz ließ.

Durch die lang anhaltenden, so schmutzigen, quälenden und beängstigenden Vorfälle waren die Hausbewohner, namentlich der Schwiegersohn, äußerst mißmuthig und verdrießlich geworden. Anfangs hatten sie die Vorkommnisse so viel als möglich geheim gehalten, so lange sie dieselben für eine böswillige, schmachvolle Beleidigung eines ihnen feindlich gesinnten Menschen hielten; am Ende jedoch wurde die Sache allgemein bekannt in der ganzen Umgegend; durch den ganzen Kreis ging die Aufregung und noch jetzt erinnern sich die älteren Leute noch lebhaft der Geschichte.

Bis dahin hatte man noch keine besondern Gegenmittel angewendet, als nur vergeblich Wache gehalten und Fußangeln gelegt.

Da in einer Nacht, als die Mutter sich erhebt, um ihre in der Wiege liegenden Zwillinge zu beruhigen, sieht sie, daß beide Kinder, an denen man Abends vorher nichts Auffallendes wahrgenommen, im ganzen Gesicht so schwarz sind,

als wären sie mit Ruß angestrichen, alles Andere, der übrige Leib, das Kinderbettzeug u. s. w. war rein gelassen; auch war den Kindern sonst nichts Schädliches passirt. In dem Zimmer aber schliefen nur die Eltern und ihre kleinen Kinder.

In seiner Angst, die nun durch die Sorge um das Leben seiner Kinder ihren Höhepunkt erreichte, ging jetzt der Vater zum Pfarrer, erzählte ihm Alles und bat ihn um religiöse Mittel dagegen. Der rieth ihm, am bald eintreffenden Feste Mariä-Empfängniß sollten alle Erwachsenenen des Hauses beichten und die hl. Kommunion empfangen, ihrem gewöhnlichen gemeinsamen Abendgebete noch die Litanei vom süßen Namen Jesus beifügen und alle Betten mit Weihwasser besprengen, was auch geschah.

Am Morgen des Festes wurde es dem 15jährigen Kindermädchen unmittelbar vor der hl. Kommunion so übel, daß es nicht mitkommuniziren konnte und es sah sehr angegriffen aus. Jedoch erregte dieser Umstand nicht den geringsten Verdacht, der auch in Erwägung all' jener Vorfälle, Drohungen, Vorsichtsmaßregeln und des Alters des Mädchens ganz unbegründet gewesen wäre.

Seit jenen religiösen Uebungen schwand im Laufe von wenigen Tagen der Spuk; „es schlief allmählich ein," wie der Schwiegersohn sich ausdrückte.

Einige Zeit später, nachdem wieder Alles ruhig geworden, theilte diesem Schwiegersohn ein anderer Einwohner des Dorfes mit, daß er zu wiederholten Malen und längere Zeit von ähnlichen Widerwärtigkeiten zu leiden gehabt, namentlich von Verunreinigung seines Hauses, was er aber für sich behalten, da er es der Böswilligkeit der Menschen zugeschrieben.

Die Bewohner des Hauses, an und in dem die erzählten Spukgeschichten vorkamen, sind im ganzen Dorfe bekannt als ruhige, besonnene, brave Leute. Eine sinnlich wahrnehmbare

Urſache haben ſie für jene Vorfälle trotz alles Nachdenkens, aller Vorſicht und Wachſamkeit bis heute nicht finden können und haben ſchließlich alle jene Widerwärtigkeiten dem Einfluß einer böswilligen unſichtbaren geiſtigen Macht zuſchreiben müſſen. Hätten ſie auch nur den geringſten begründeten Verdacht auf Jemanden im Hauſe gehabt, den hätte der Schwiegerſohn ohne alle Nachſicht in ſeinem großen Zorn aus dem Hauſe gewieſen; aber alle, auch Knechte und Mägde, blieben noch eine geraume Zeit in dem Hauſe zuſammen.

Auf den Berichterſtatter machte die Erzählung der Leute durchaus den Eindruck der Treue und Wahrheit. Die zu Papier gebrachten Mittheilungen wurden, wie ſie hier vorliegen, den Hauptperſonen, welche die Begebenheiten miterlebten, vorgeleſen und als richtig befunden.

10. Aus der Schweiz.

Die zwei Kapuzinerpatres P. A. und P. E. kamen im September 1868 nach Z. bei Ch. Der Erſtere als Pfarrer, der Letztere als Pfarrhelfer. Beide ſind untadelhafte, nüchterne und fromme Ordensmänner. P. A. war ungefähr 60, P. E. über 30 Jahre alt. Sie bewohnten mit der Schweſter des Erſtern das Pfarrhaus. Schon einige Tage nach ihrer Ankunft trafen ſie Abends bei ihrer Heimkunft von Ch. die genannte Perſon zuſammengekauert und faſt ſprachlos vor Schrecken im Wohnzimmer an. Sie hatte ſeit mehr als einer Stunde im obern Stock beſtändig ſtarke Fußtritte gehört, wie wenn ein Mann beſtändig hin- und hergehen würde. Von da an gab es jede Nacht irgend welche Erſcheinungen. Nachdem die Patres einige Tage zugewartet und den Urſachen nachzuforſchen geſucht hatten, begaben ſich Beide zum Biſchofe und erzählten Alles. Derſelbe wies ſie ziemlich barſch ab. Erſt auf eine zweite Vorſtellung gab er

ihnen Anleitung, die Sache zu beobachten und zu unterſuchen. Die Beobachtungen mußten ſie aufſchreiben und dem Biſchofe von Zeit zu Zeit (gewöhnlich jede Woche einmal) ſelbſt überbringen. Die Erſcheinungen waren ſehr mannigfaltig, ich führe deßhalb nur einige an, da eine vollſtändige Aufzählung nicht wohl möglich wäre. Faſt alle Abende hörte man Fußtritte in verſchiedenen Zimmern und von einem Zimmer in ein anderes, ſowie auf den Treppen. Oefters konnte man durch das ganze Haus die Tritte verfolgen, ohne Jemanden zu ſehen. Die Perſonen des Hauſes vertheilten ſich öfters, um dieſe Tritte zu beobachten, Alle hörten dieſelben, konnten aber Niemanden entdecken. Wenn man Abends die Treppen des Hauſes paſſirte, ſah man oft kleine Feuerfunken vorbeifliegen, die bald wieder verſchwanden. Oft hatten die Patres das Gefühl, als würde ihnen Jemand in's Geſicht blaſen, worauf der Kopf jedesmal ſtark geſchwollen wurde. Die Geſchwulſt war nicht ſchmerzlich und verging ſchon vor einem Tage wieder. Nachts bemerkten oft beide Patres in ihren Schlafzimmern ſtarkes Klopfen, das bei der Thüre anfing, dann in den Wänden die Runde machte und, bei der Thüre wieder angekommen, aufhörte. Einmal erſchien während dieſes Klopfens dem P. E. ein unbekleideter männlicher Arm; dem P. A. ein Mann, der ſich zu ihm in's Bett legte, aber verſchwand, als der Pater Licht machte.

In der Küche hörte man oft im Kamin ein unheimliches Lachen; öfters kamen Steine durch das Kamin herunter. Als P. E. in der Bibliothek auf einer kleinen Stiege ſtand, um ein Buch zu ſuchen, wurde er unter den Armen gefaßt und auf den Boden geſchleudert, ohne daß ſich Jemand im Zimmer befunden hätte. Einmal erſchien Abends im Wohnzimmer ein ekelhaftes Thier, das ſich gegen den Hund zu wälzte. Bei demſelben angekommen, verſchwand es, dagegen fiel der Hund um und war längere Zeit wie todt. Auf

eine Benediktion des P. A. ſtand der Hund wieder auf und war munter wie zuvor. Oefter ſchlug die Uhr ohne Aufhören fort, hörte aber auf eine Benediktion zu ſchlagen auf. Die Erſcheinungen wurden ſo unerträglich, daß die Patres ſich entſchloſſen, im Wohnzimmer zu ſchlafen und beſtändig Licht zu haben. Ein fremder Prieſter, der von der Sache nichts wußte und im Hauſe übernachtete, ſtand um Mitternacht auf, ſuchte die Patres auf und ließ ſich durchaus nicht abhalten, das Haus ſogleich zu verlaſſen, da er es nicht mehr aushalten könne. Der Biſchof ließ die Patres bis Weihnachten, alſo bereits drei Monate, die Beobachtungen machen und gebot ihnen ſtrenges Stillſchweigen. Endlich erlaubte er ihnen, den Exorzismus anzuwenden, worauf alle Erſcheinungen etwa $1^1/_2$ Jahre hindurch vollſtändig aufhörten. Bei Anwendung des Exorzismus erfuhren die Patres auch die Urſache der Erſcheinungen ꝛc., worüber ſie aber ſtrenges Stillſchweigen zu beobachten ſich verpflichtet fühlen. Nach etwa $1^1/_2$ Jahren wiederholten ſich die Erſcheinungen. Wie früher, ſo waren ſie auch dießmal beſonders heftig, wenn ein Pater entweder mit dem Biſchofe oder mit andern Geiſtlichen über dieſelben geſprochen hatte. Dießmal fiel beſonders auf, daß in der Hauskapelle vom Altar das Bild des hl. Fidelis, die Altarleuchter und das Kruzifix von unſichtbarer Hand langſam weggenommen und auf dem Boden übereinandergelegt wurden. Es geſchah dieß in Gegenwart der beiden Patres am hellen Tage. Der Biſchof beauftragte dießmal mit Vornahme des Exorzismus zwei Profeſſoren des Seminars. Seither kamen keine Erſcheinungen mehr vor.

11. Aus Baden.

Vor etwa drei Jahren kam ein Mann zu mir, der ſelber reich war, aber auch noch fremdes Geld zu verwalten hatte und ſich in einer eigenthümlichen und ſchweren Bedrängniß

befand, die ihn endlich gezwungen hatte, ſeinem Seelſorger das Herz zu öffnen. Schon ſeit geraumer Zeit, ſo klagte der Mann, verſchwinde ihm Geld, ſowohl vom eigenen, wie vom fremden, ohne daß er angeben könne, auf welche Weiſe. Auf die hier natürlicherweiſe zuerſt folgende Frage, ob denn in ſeinem Hauſe ſich ein Dieb befinde, oder ob er vielleicht auf ſonſt Jemand Verdacht haben könne, antwortete er, daß in ſeinem Hauſe ſeit vielen Jahren manchmal größere Summen ſich befunden hätten, daß er nie ein Defizit habe wahrnehmen können, obgleich er ſchon durch ſeine Stellung zur ſtrengen Rechenſchaft verpflichtet war, daß er jetzt erſt bei dieſem ſonderbaren Geldverſchwinden von Mißtrauen gegen Dienſtboten, ja gegen Frau und Kinder erfüllt worden ſei und ſie deßhalb der ſtrengſten Bewachung unterzogen habe, aber ebenſowenig als früher auch nicht den geringſten verdächtigen Schritt wahrgenommen habe. Es ſei auch gar nicht möglich, daß weder eigene noch fremde Leute wiſſen können, wo er das Geld verborgen habe, noch daß ſie es nehmen könnten; es müſſe in ſeinem Hauſe ſich etwas Unrechtes befinden. Ich fragte ihn darauf, wie und wo er denn das Geld verberge. Hier erzählte der Mann nun Folgendes: Es ſei ſchon das auffallend, daß nie etwa ein Sack Geld oder ein Paket oder eine Rolle wegkomme, ſondern immer nur ein größeres Stück Geld aus denſelben fehle, z. B. aus dem Geldſack fehlten etwa 1 oder 2 Napoleons, oder aus einem Paket Papiergeld fehlte plötzlich ein Fünfzigguldenſchein, oder aus einer Rolle Silbergeld fehlten 1 oder 2 Thaler. Ein gewöhnlicher Dieb hätte doch kurzweg die Rolle oder das Paket in die Taſche geſchoben und ſich damit fortgemacht, aber wie geſagt — ſo geſchah es nie. Auf die Frage, wie viel ihm denn bis jetzt abhanden gekommen ſei, ſagte er, daß er allein an dem anvertrauten Geld habe faſt 1100 Gulden erſetzen müſſen, daß er, wenn es ſo fortgehe, ſeine Kapitalien einziehen müſſe und der

Verarmung entgegenſehe, aber, und hier brach der Mann in Thränen aus, das ſei noch nicht das Aergſte, er befürchte, daß er noch als Dieb in Verdacht komme, denn wenn er ein Paket Geld eben zur Poſt zugerichtet habe und nach einer Viertelſtunde nochmals öffne und wenn es immer ganz ruhig vor ihm auf dem Tiſche gelegen habe, ſo fehle wieder ein Goldſtück oder ein oder zwei Scheine; ſo lebe er in beſtändiger Angſt, ſo daß ihm allerlei böſe Gedanken kamen vom Hausanzünden, Selbſtmord ꝛc., er wiſſe ſich gar nicht zu helfen. (Hier bemerke ich, daß die Familie eine durchaus ſtreng religiöſe iſt, ohne übertrieben zu ſein, und daß mir ſpäter manchmal der Gedanke kam, ob nicht der Verſucher durch das Geldverſchwinden den Mann gerade zu jenen Miſſethaten treiben wollte?) Doch wollen wir den Mann weiter hören, wie er ſein Geld aufbewahrte. Er hatte das Geld gewöhnlich ſortirt in ſeinem Pulte liegen, deſſen Schlüſſel er ſtets bei ſich trug. Als Geld zu fehlen anfing, ſchloß er die Münzen in einen Sack (das Papiergeld in einem Paketchen that er ebenfalls hinein), den er feſt zuband, mit ſeinem Siegel die Schnur feſtſiegelte und dann in einen andern Kaſten verſchloß. Schlüſſel und Siegel behielt er in der Taſche. Es fehlte doch wieder eine Münze oder ein Schein. Darauf verpackte er das Geld feſt in Rollen, die ganz zugeſiegelt waren, Papierſcheine nähte er und pappte er zuſammen, er trug es tagelang in der Taſche bei ſich (hier bemerke ich, daß nie ein Siegel verletzt, eine Schnur oder Naht zerriſſen war ꝛc., auch wenn er es in der Taſche hatte, er ſpürte, hörte und ſah Nichts), er legte es Nachts unter ſeinen Kopf, er band es ſich um den Leib, er gab es endlich, nachdem er ſie in's Geheimniß gezogen, ſeiner Frau, er wechſelte ſtets den Ort der Aufbewahrung, allein es half Nichts — ſobald er wieder zählte, fehlte wieder, oft des Tages zwei- bis dreimal, oft erſt wieder in zwei Tagen. Ich rieth ihm zur äußerſten Aufmerkſamkeit gegen ſeine Hausgenoſſen, denn

immer ſträubte ſich mein Verſtand gegen die Annahme von etwas Uebernatürlichem, das aber der Mann ſich durchaus nicht mehr nehmen ließ. Ich rieth ihm nun Gebete an, Empfang der hl. Sakramente, ſie machten Gelübde, Wallfahrten, ich gab ihm hl. Reliquien und ein Agnus Dei, die er zu dem Geld legte, — half Alles Nichts. Ich rieth ihm, zu probiren, das Geld andern Leuten zur Bewahrung anzuvertrauen in andern Häuſern, es fehlte nie Etwas; ſobald er es wieder nur eine halbe Stunde in ſeiner Taſche hatte, fehlte wieder. Es läßt ſich begreifen, daß dieſe Leute zuletzt von großer Angſt und Furcht gepeinigt wurden und oft Nächte im inbrünſtigſten Gebete durchwachten. Da der Uebelſtand nicht aufhören wollte, ſo wandte ich mich, von dem Manne gebeten, nach mehreren Seiten um Erkundigung und Rath, was denn zu thun ſei, aber immer erhielt ich die Nachricht, daß dieſer Vorfall ganz unerhört ſei und man mir keinen Rath geben könne. Da hörte ich einmal durch Zufall in einem Wirthshauſe, daß irgendwo etwas Aehnliches vorgekommen ſei und daß die Leute dort den Pfarrer zur Ausſegnung des Hauſes haben rufen laſſen, worauf Ruhe eingetreten ſei. Dieſes erzählte ich dem Manne und er bat mich, das ebenfalls an ſeinem Hauſe zu thun. Ich ging hin und wendete dort den Exorzismus an, wie er in dem Büchlein Pastor fidelis, Einſiedeln 1853, S. 212 angegeben iſt. Es hörte etliche Tage auf, brach aber dann noch viel heftiger wieder aus. Der Mann war der Verzweiflung nahe. In dieſer Zeit traf ich einen frommen Ordensmann aus der Schweiz, dem ich die Sache auch erzählte und deſſen Rath ich erbat, da ich ſelber noch im Zweifel war, ob ich Recht gethan und ob ich mich nicht aus Theilnahme habe täuſchen laſſen. Er erkundigte ſich ebenfalls dort, konnte auch nichts Näheres erfahren, ſchickte mir aber beſonders geweihtes Wachs, das ich dem Manne zum Ausräuchern ſeines Hauſes geben ſollte. Das that er, bat mich

aber zugleich nochmal, die Segnung vorzunehmen (so nannte er es, und ich sagte ihm nicht, welcher Art der Exorzismus gewesen sei, um ihn nicht weiter zu beängstigen), wobei er mich aufmerksam machte, daß ich doch in alle Räume des Hauses gehen möchte, was das letztemal nicht geschehen sei. Es verhielt sich wirklich so und ich folgte seinem Willen, und seit jener Zeit ist, Gottlob! Nichts mehr vorgekommen.

12. Aus Oestreich.

Unser Kloster in R. ist ehemals eine Grenzfeste gewesen, dann Gerichtshaus, und noch gegenwärtig sieht man an der Front gegen die Stadt und gegen das Land je zwei aus der Mauer hervorragende Granitstücke, auf welchen der Pranger für städtische und ländliche Verbrecher geruht. Auch die Thüre zu einem derselben ist noch erhalten. Später wurde es ein Benediktinergymnasium und endlich unser Kloster, obwohl es mehr hoch als lang ist, und deßhalb eher Alles zu sein scheint, besonders in Anbetracht der zwei Klafter dicken Mauern. Unsere Provinz besitzt dieses Kloster erst seit den dreißiger Jahren. Erzählen will ich nur, was während meines Aufenthaltes alldort, von 1862 bis 1865, vor sich gegangen, wo es wieder besonders lebendig wurde, denn es ist nicht zu jeder Zeit gleich, und auch in jener Zeit ging es besonders kunterbunt, vorzüglich zu Quatemberzeiten und in der Nähe hoher Festzeiten, zu. Wir waren fast Alle im Kloster Zeugen derselben. So z. B., um zu den Thatsachen überzugehen, klopfte es an der Zelle des P. Guardian tagtäglich um $^3/_4$1 Uhr Nachmittags, und zwar durch lange Monate. Letzterer meinte natürlich zuerst, daß Jemand aus der Familie sich melde, und fragte uns fortwährend darüber, da die Thüre auf das „Ave Maria" sich nie öffnete. Nun richtete er sich unmittelbar vor dem Dreiviertelschlag an die Thüre, und wenn es dann klopfte,

öffnete er schnell die Thüre, aber ohne Jemand zu entdecken, obwohl es unmöglich wäre, in den langen Gängen ungesehen zu entkommen. Der Spuk dauerte so lange, bis P. Guardian seine Stola an die Thüre hing. — Einst war P. Vikarius beim P. Guardian in der Zelle. Plötzlich hörten sie einen furchtbaren Schlag an die Wand der von Außen auf allen Seiten freien Zelle. Sie traten vor die einzige Zellthüre, um zu sehen, was die Ursache sei, und gingen, als sie Nichts entdeckten, wieder die paar Schritte in die Zelle zurück, wo sie noch mehr staunten, ein großes Oelgemälde in weiten, perpendikulären Schwingungen begriffen zu sehen. — Einst kam ein frommer, couragirter Priester, P. F., in R. an; er wurde dorthin versetzt. Als wir die ersten Tage auf die Spukgeschichten zu sprechen kamen, von denen er auch schon gehört, schmähte er auf uns junge Patres als abergläubische Leute. Nach einigen Monaten fragte ich ihn, ob er wirklich nie etwas höre oder merke? Er antwortete mir: „Sei still, alle Nacht höre ich an der Thüre meiner Zelle klopfen, bis ich Ave Maria sage und dasselbe zu Ende bete."

Ich will Sie nicht langweilen, wie ich durch starkes Auftreten vor meiner Zelle aufgeweckt wurde, welches von Schritten herkam, welche in den sogenannten Geistergang eintraten und dort, ohne zu öffnen, dann in einer verschlossenen Zelle verhallten; es waren mehrere Mitbrüder Zeuge mit mir; auch nicht, wie ich es an der Decke meines Strohsackes ziehen und zappeln merkte, und zwar wiederholt. Aber ein besonderes Nachtstücklein muß ich anführen. Ich hatte einmal bis tief in die Nacht hinein gelesen und die Broschüre dann vor dem Schlafen vom Pult wie gewöhnlich auf die Bücherstellage gelegt, denn Nachts müssen mir die Bücher alle auf ihr Lager; von jener Nacht weiß ich aber jetzt noch genau, was ich gelesen und daß ich die Broschüre weg- und das Pult abgeräumt. Des Nachts werde ich geweckt

durch eine merkwürdige Kobolderei. Ich hörte, vollkommen wach, wie ich war, und wovon ich eine Sicherheit und Gewißheit habe, daß ich ſelbſt einen Zweifel für eine Lüge erklären müßte — hörte meine Zither, die ich in einem hölzernen Käſtlein und dieſes im Pulte hatte. Nicht nur eine und andere Saite, ſondern viele tönten ganz deutlich zu meinem Ohre. Doch das hörte ich wohl öfters des Nachts. Aber zu einer Muſik paßt ein Tanz und dieſen führten zwei langhalſige Flaſchen, eine Oel- und eine Waſſerflaſche auf, die ich in der engen Zelle, deren entgegengeſetzte Wände man mit ausgeſtreckten Händen oder auch Fäuſten kommod erreicht, auf dem Boden unter dem Pulte aufgeſtellt hatte. Ich nahm die deutliche Bewegung derſelben auf ihren runden Böden, und zwar eine kreiſende, ganz deutlich wahr, wollte ich zweifeln, ſo überzeugte mich von der Wahrheit das oftmalige Zuſammenſtoßen der Flaſchen (entweder aus Ungeſchicklichkeit oder weil es ſo zum Geiſtertanz gehört; doch Scherz bei Seite); mir war damals nicht wohl zu Muthe, das Blut ſchien in den Adern zu gerinnen und alle Bewegung in den Gliedern war gehemmt. Ich weiß mich noch gut an dieß eigenthümliche Gefühl zu erinnern, denn ich habe es öfter erfahren müſſen in jener Zeit. Nur das Anrufen der hl. Namen war mir in ſolchen Augenblicken möglich, aber ſelten mit dem Munde, ſondern nur im Herzen. Da aber ſolche Sachen manchmal zum täglichen Brode gehörten, ſo ſchlief ich, als es ruhig geworden war, wieder ein. Als ich zur Metten und zu den übrigen gottesdienſtlichen Verrichtungen des andern Tages die Zelle verließ, zog ich den Schlüſſel nach Schließung der Zelle ab. Da ich dann wieder in die Zelle eintrat, ſo fand ich zu meinem Schrecken zwei Zettel auf dem Pulte liegen, die ich nie in meiner Zelle geſehen, abgeſehen davon, daß ich noch heute genau weiß, daß ich vor dem Schlafengehen das Pult leer verlaſſen. Mir ging's kalt über den Rücken,

bis ich die Zettel näher beſehen und wenigſtens den Inhalt ganz harmlos fand. Ein Zettel enthielt das ſogenannte „Gelübde oder Liebeswerk zu Gunſten der armen Seelen", wonach man Alles, was man durch Gebete und gute Werke an Sündenſtrafen tilgen kann, den armen Seelen zuwendet, welche Jeſu und Maria die liebſten ſind, auch die Gebete und hl. Opfer, die nach dem Tode für ſich verrichtet werden ſollten; durch welches Liebeswerk man unter Anderm das Privilegium eines täglichen privilegirten Altars erlangt. Pius IX. hat dieſe Andacht unter dem 30. September 1852 wieder beſtätigt ſammt den großen Vergünſtigungen. Ich machte die Meinung ſchon ſeit dem Noviziat, wo wir einen ſolchen Zettel bekommen, den ich aber ſchon lange verloren hatte. Ob's der nämliche war, den ich plötzlich auf dem Pulte traf, weiß ich nicht; jetzt iſt er in meinem kleinen Raritätenmuſeum. Der andere Zettel war ein geſchriebenes Altarsſakramentslied, das ich, wie ich beſchwören könnte, nie zu Geſicht bekommen hatte, das ich aber auch in dem Pulte damals verſchloß, unwiſſend, was damit anzufangen. Mittlerweile kam der Sonntag heran, wo nach unſerm Gottesdienſt der Pfarrgottesdienſt in unſerer Kirche begann, da die Pfarrkirche abgebrannt war. Letzterer Gottesdienſt wird mit einer kleinen Prozeſſion des Celebranten und der Miniſtranten in der Kirche mit dem Allerheiligſten eröffnet, wobei ein Altarsſakramentslied geſungen wird. Kurz vor Beginn ſchickt der Chorregent einen Miniſtranten zu mir, der ich noch in der Zelle war, und verlangte das Altarsſakramentslied. Ich antwortete, ich hätte ja Alles zurückgeſtellt. Ich hatte nämlich früher einmal das Lieberheft, worin das betreffende Lied war, entlehnt, um mehrere Kirchenlieder für die Zither zu arrangiren, und dann das Heft zurückgeſtellt. Da aber der Miniſtrant dabei beharrte, der Chorregent vermiſſe etwas, da dachte ich hin und her, bis mir endlich der obige Zettel mit dem Texte eines Altars-

ſakramentsliedes einfiel. Ich dachte: „Nichts iſt es immer!“ wie man zu ſagen pflegt, d. h. hilft's Nichts, ſchadet's Nichts. Als ich dann ſpäter zum Chorregenten kam, fragte ich, ob er wirklich den Zettel vermißt habe, und er bejahte es mir zu meiner Freude. Ich mag nun wirklich den Zettel aus dem Liederhefte verloren haben; geſehen habe ich ihn nie. Weiß der liebe Himmel, wo er mir aus dem Hefte fiel, und Sie können nun denken, was Sie wollen, wer ihn mir geſucht und auf's Pult gelegt, nachdem ich das Liederheft ſchon geraume Zeit vorher zurückgegeben. Es mag mich einer einen leichtgläubigen Menſchen ſchelten, ich kann's ihm nicht verargen und ich hab's auch oft hören müſſen, ohne daß man mir die Idee aus dem Kopfe brachte über den Zuſammenhang dieſer Sache. Vorher pflegte ich nämlich immer zu ſagen, wenn man auf dieſe Geiſtereien in R. zu ſprechen kam: „Ich bete weiter Nichts für dieſe Geiſter, denn man hat ſchon ſo viel gebetet und Meſſen geleſen (auch P. Guardian ließ vom Kloſter aus oft Meſſen dafür leſen) und doch wird's nie beſſer. Das ſind alles verdammte Geiſter!“ Auf dieſe Weiſe ſchloß ich ſie alſo faſt poſitiv vom Gebete aus. Nun legten mir die Betreffenden oder Einige der Unſichtbaren den Zettel mit dem Liebeswerke auf das Pult, als wollten ſie um Gebet und mildere Beurtheilung bitten, und um mich dafür zu gewinnen, thaten ſie mir den Dienſt und ſuchten mir das weiß Gott wie verlorene Altarsſakramentslied. Letzteres war ein um ſo größerer Dienſt, weil ich nicht einmal Kenntniß davon hatte, was verloren ſei, und nur auf gerabewohl daher den Zettel dem Miniſtranten einhändigte; ferner weil immer dasſelbe Lied geſungen wurde und zwar ohne Noten von Seite der Sänger, nur von dem Zettel herab, wie ich ſpäter erſt inne wurde; ferner weil die Zeit drängte, da ſicher nur fünf Minuten früher der Mangel vom Chorregenten bemerkt wurde. Seitdem ſagte ich nicht mehr, daß das Beten für alle dieſe Gei-

ſter nichts nütze, aber daß es für manche derſelben nichts nütze, das ſcheint mir jetzt noch. Zwei Mitbrüder wurden einmal des Nachts geweckt durch den Ton der Glocke an der Pforte, während ſchon im nämlichen Augenblicke Schritte wie von zwei Perſonen über alle Stiegen bis zum oberſten Stockwerke erſchallten, von wo ein Weſen kläglich wimmerte und weinte und flehte, während das andere wie ein raſender Gerichtsdiener unter Fluchen und Heulen das eine Weſen zu eskortiren ſchien. Nach einigem Tumultuiren gerade über den Zellen der beiden Patres A. und C. wurde es oben ruhig, im nämlichen Augenblicke aber hörte P. A., daß ſeine mit einem Riegel verſchloſſene Thüre aufging und ſich etwas zu Füßen ſeines Strohbettes aufſtelle. Doch P. A. rief keck: „Was gibt's? Ich will Ruhe haben, denn ich ſchlafe aus Gehorſam jetzt!“ Alſogleich verſchwand die Unruhe auf immer. Es ſcheint mir faſt, als ob dieſe R.er Gegend etwas, wie interiora deserti Aegypti habe, wohin die Teufel arme Seelen mitſchleppen, denn es ſpukt in dieſer Gegend an mehreren Orten und iſt gut, denn ſelbſt in Bauernhäuſern des S.ſchen Gebirges ſchleicht ſich der ausgeſprochenſte Unglaube an ein anderes Leben nicht gar ſo ſelten ein, wie ich mich ſelbſt überzeugte.

Das ſicherſte Zeichen, daß wir uns nicht immer getäuſcht, obwohl wir auch eine oftmalige Täuſchung für ſehr leicht möglich halten — iſt, daß ſelbſt Fremde, denen man natürlich von dieſem Spuke nichts ſagte, darüber klagten. So war Herr T., um die Altäre zu renoviren, drei Wochen in der oberſten Etage, übrigens ſehr wohnlich hergerichtet, über Nacht. Als ich und P. Guardian ihm einſt gute Nacht wünſchten, ſo ſagte er zu uns: „Ich brauch's; ich weiß nicht, zu Hauſe ſchlafe ich immer ſo gut die ganze Nacht, und da werde ich Punkt 12 Uhr immer wach, ohne daß ich etwas ſehe oder höre, nur ein merkwürdig banges Gefühl beſchleicht mich bis 1 Uhr. Es iſt halt die Geiſterſtunde!“

ſetzte er halb im Ernſt, halb im Scherze hinzu, da wir ohne etwas zu ſagen, nur ſtumm zuhorchten. Und doch iſt dieſer Herr nichts weniger als leichtgläubig, es wäre ihm ſogar mehr entſchiedener Glaube zu wünſchen. Freilich ſind ſolche Leute oft abergläubiſcher als andere, aber er war gerade nicht furchtſam. Zwei Kapläne aus St. waren einſt im im Kloſter, Exercitien zu machen. Dieſen erging es ebenſo. Als man ſie erſt darnach mit dem Rufe des Gebäudes als Spukneſt bekannt machte, rückten ſie mit der Sprache heraus und bekannten, daß ſie ſich nicht getrauten, allein zu ſpeiſen, ſo waren ſie von einer merkwürdigen Bangigkeit erfüllt während ihres achttägigen Aufenthaltes in dem oberſten Stocke des hohen Gebäudes. Sie wußten es ſich nicht zu erklären, aber getrauten ſich auch nicht, es uns zu offenbaren. Sonſt ſahen und hörten dieſe nichts. In früheren Zeiten ſoll man manchmal auch Perſonen geſehen haben. Man gab ſie für Hingerichtete aus. Einſt wurden wir Alle mitſammen geraume Zeit vor der gewöhnlichen Stunde geweckt und da man nichts an- und auszuziehen braucht, ſo iſt vom Strohſack bis zur Thüre kein weiter Weg. Ich war auch die nächſte Sekunde vor der Thüre, aber erſt um die gewöhnliche Zeit erſchien der uns weckende Laienbruder und verwunderte ſich, daß wir ſchon auf den Füßen waren. Der eigentliche Wecker wurde von Niemand geſehen. Kurz, hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß und erfahren, ſo hätte ich damals Alles verſucht, um den Befehl, nach R. zu gehen, rückgängig zu machen. Allein ich wußte zum Glücke nichts und beſtand den erſten Heidenſpektakel ohne Lebensgefahr und Angſt, weil ich nicht wußte, was es war, und ſeitdem wuchs meine Courage, ſo daß ich heute noch nach R. ginge. Ja, das ganz einzige Gefühl in ſolchen Fällen hatte einen ſo eigenen Reiz für Neugierde und Gemüth trotz aller Beklemmung, daß ich mich immer ordentlich freute auf ein ſolches Intermezzo aus der andern Welt.

Ich ging manchmal absichtlich des Nachts in abgelegenere, besonders verrufene Theile des Gebäudes und kehrte oft nur aus Gewissensskrupeln zurück, da ich mir dachte, daß ein eventuelles Gespenst bei meinen schwachen Nerven einen Schlaganfall nach sich ziehen könnte.

13. Aus Oestreich.

In F. erzählte dem Einsender ein sehr braver Bauer eine selbsterlebte Geschichte. Er mußte im Auftrag seines Vaters mit einem Knechte Holz in den Pfarrhof nach B. liefern. Als sie dort ankamen, ersuchte sie der Pfarrer, auch das Holz zu machen um Lohn; Kost im Wirthshause, Bett im Pfarrhofe. Weil Beide verläßliche Leute waren, so benützte der Pfarrer die Gelegenheit, vertraute Beiden die Wohnung an und reiste mit der Wirthschafterin irgendwohin, nachdem er zuvor noch den Beiden zugesprochen, sie sollen sich nicht fürchten, es geschehe ihnen nichts! Beide Bauersleute verstanden noch nicht, warum er's sagte, erfuhren es aber bald. Als sie schlafen gingen und das Haus gesperrt hatten, so wollten sie vor dem Schlafengehen noch die Pfarrwohnung näher besichtigen und fingen mit dem Dachboden an. Während sie sich dort umsahen, schlug es in den untern Etagen alle möglichen Zimmerthüren zu. Beide erblaßten und examinirten sich, ob sie wohl die Thüre des Hauses gesperrt hätten? Da sie sich dessen gut erinnerten, so gingen sie kleinlaut vom Dachboden herab in das ihnen angewiesene Schlafzimmer. Sie waren aber noch nicht dort, als sie die Dachthüren wüthig zuschlagen hörten. Der Bauer, der es mir erzählte, suchte dann das Bett auf, das weiter von der Thüre entfernt war, um sicherer zu sein, denn er war damals erst 19 Jahre alt und traute dem ältern Knechte mehr Muth zu. Kaum jedoch war er zu Bette gegangen, als sie Rasseln und Tritte der Thüre zu hörten,

und im nämlichen Augenblicke fühlte der Bauer einen furchtbaren Schlag im Gesicht, ohne daß aber Verwundung oder Geschwulst eintrat. Der Knecht schrie laut auf bei dem Lärm, und man kann sich denken, was für eine Angst Beide die Nacht über auszustehen hatten, obwohl der Tumult nun zu Ende war. Bezeichneter Bauer erzählte die Sache beim Heirathsexamen auch dem Pfarrer von F., der aber sagte, daß jenes Gebäude lange schon in diesem Rufe stehe.

Die scharfe Grenze zwischen der Zeit, wo der Sünder noch Gnade finden und sich bekehren kann, und zwischen der Zeit, wo keine Bekehrung, sondern nur Vergeltung stattfindet, ist der Tod. „Nach dem Tode kommt das Gericht," schreibt der Apostel und lehrt die Kirche. Aber schon in diesem Leben kommt mancher Mensch zu einem Zeitpunkt, wo die Gnade gleichsam müde geworden scheint, noch länger bei ihm anzuklopfen, nachdem er innerlich und äußerlich vielleicht Jahre lang der Gnade widerstanden ist — und er stirbt in Verstockung, oder erlangt die heiligen Sakramente nicht mehr, welche er lange verschmäht hat. Es gilt darum die Warnung des alten und neuen Testaments allzeit und Jedermann: „Heute, da ihr seine Stimme höret, verstocket euere Herzen nicht!" Keiner weiß, ob ihm schon morgen nicht die Zeit kommt, wo es heißt: „Zu spät!"

1. Aus Rheinpreußen.

Professor N. in B., Protestant, Sohn des Hauslehrers in der Familie des Grafen F. L. v. St., verrieth lange Zeit hindurch große Hinneigung zum Katholizismus. Nicht nur, daß er sich katholischer Andachtsbücher bediente, er fuhr auch alle Sonntage nach K., um der hl. Messe beizuwohnen, was

er in B. wegen seiner Frau Gemahlin nicht zu thun wagte. Zudem spendete er bei beschränkten Vermögensverhältnissen reiche Almosen an alle möglichen katholischen Anstalten. Er ließ dieselben, um sie zu verheimlichen, durch die Hand seines Buchbinders, eines religiösen Mannes, gehen, der ihm sehr vertraut war. Einmal wurde sogar seine Konversion als schon geschehen öffentlich besprochen. Als ihn damals bei einer zufälligen Begegnung die Frau Prof. B. fragte: „Herr Professor, dürfen wir Sie wirklich als einen der Unsern betrachten?“ erwiederte er: „Noch nicht.“ Einige Zeit darnach, vielleicht beeinflußt durch den protestantischen Pfarrer, stellte er den Besuch der hl. Messe ein, ebenso seine Almosenspenden und den Verkehr mit dem Buchbinder, seinem oben genannten katholischen Freunde. Als der Letztere den Herrn Lic. B., damals Repetent am Konvikt in B., jetzt Pfarrer in K., um seine Meinung in Betreff des Prof. N. befragte, erwiederte selbiger mit Bestimmtheit: „N. wird nie katholisch. Er hat die Zeit der Gnade vorübergehen lassen.“ Diesen Bericht habe ich aus dem Munde des mehrfach genannten Buchbinders, Herrn K., welcher jetzt hier in H. ansässig ist.

2. Aus Vorarlberg.

Vor längern Jahren begab sich in der Pfarrei R. nachstehender tragischer Vorfall. In einem Bauernhause erkrankte plötzlich eine dortselbst angestellte Dienstmagd, welche ihrer großen Leichtfertigkeit und ihres jugendlichen Leichtsinnes wegen als „weitum die frischeste Dirn“ berüchtigt war. Da die Krankheit immer bedenklicher wurde, hielten es die Hausleute für ihre Pflicht, die Kranke darauf aufmerksam zu machen und zu ermahnen, einen Priester rufen und sich versehen zu lassen; allein sie, für die in gesunden Tagen der Priester eine unliebsame Erscheinung war, wollte auch in

der Krankheit von einem Geiſtlichen nichts wiſſen und wies jedes dießbezügliche Anerbieten unter allerlei Vorwänden entſchieden und hartnäckig zurück. Leider hat man, wie es ſcheint, unterlaſſen, den Seelſorger darüber in Kenntniß zu ſetzen, doch ſetzte man, wahrſcheinlich weil auch der Arzt darauf drang, der Kranken ſo lange zu, bis ſie endlich halbwegs die Zuſtimmung gab: „Wenn's leicht ſein kann, mag ein Geiſtlicher kommen.“ Auf dieſes wurde nun eines Morgens ein Knecht abgeordnet. Allein, geſtützt auf die Aeußerung der Kranken ſcheint der Knecht die Tragweite ſeines Auftrages nicht im entfernteſten geahnt und noch weniger erfaßt zu haben. Im Laufe des Vormittags wurde die Kranke von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſchlechter, und von einer innerlichen Unruhe, ja von einer entſetzlichen Angſt befallen, wälzte ſie ſich im Bette hin und her und ſagte endlich: „Jetzt ſeh' ich's wohl klar ein, daß es für mich zu ſpät iſt; in geſunden Tagen hab' ich die Prieſter nicht wollen, ſie nicht gehört, noch weniger ihnen gefolgt, und jetzt, wo ich wollte, iſt's zu ſpät, es kann nicht mehr ſein, es iſt zu ſpät, viel zu ſpät!“ Die Wärterin ſuchte ſie nach Vermögen zu tröſten, allein umſonſt, auf alle Zuſprüche gab die Kranke nur die Antwort: „Nein, es iſt zu ſpät!“ Ueber eine Weile fuhr die Kranke erſchrocken auf und rief: „Schau, ſchau! Jetzt kommen ſie, o welch' ſchreckliche Geſtalten!“ — und als wollte ſie den Blick von etwas fürchterlich Anzuſchauendem wegwenden, verdeckte ſie ihr Geſicht mit der Bettdecke. Gelähmt vom Schrecken rangen die Umſtehenden ſich rathlos die Hände. „In Gottes Namen, wenn doch der Herr (der Prieſter) käme!“ Und als Jemand demſelben entgegen laufen wollte, um den Prieſter, von dem ſie glaubten, daß er nicht mehr lange aus ſein dürfte, zu bitten, er möchte eilen, trat der Abgeſandte allein, d. h. ohne Prieſter, zur Thüre herein und ſagte: „Heute kann's nicht ſein, der Kooperator war in eine entfernte Filiale fort, die Meſſe

zu leſen, und kommt nicht vor Mittag, und der ältliche Herr Pfarrer iſt heut' ſelbſt ſo kränklich, daß er den über eine Stunde weiten Verſehgang nicht vornehmen kann; morgen, oder wenn's mit der Kranken ſchlimmer werden ſollte, Nachmittags ſollen wir kommen." „Ja, morgen lebt die Kranke nicht mehr." „So will ich in die Nachbarſchaft laufen und einen dortigen Geiſtlichen bitten." „Bis dahin ſind's auch 3/4 Stunden, aber ſo lang wird's bei ihr nicht mehr dauern." Jetzt nahm die Wärterin der Kranken die Decke vom Geſichte, die Arme rang in den letzten Zügen und war in einigen Minuten eine Leiche.

3. Aus Baden.

In der Gemeinde Rh., Filiale der Pfarrei M., lebte ein lediger Menſch, derſelbe ſtand 1856 im 26. Lebensjahre. Er hatte einwärts gebogene Füße und war einige Jahre früher einem Arzte auf etliche Wochen anvertraut, um ſeine Füße in die richtige Stellung zu bringen.

Nach ſeiner Zurückkunft aus ärztlicher Behandlung war er gleichgiltig in Sachen der Religion, ſo daß er nicht einmal zur öſterlichen Zeit die hl. Sakramente empfing. Sein eifriger Pfarrer beſuchte ihn, als er zu kränkeln begann, oftmals, um ihn zum Empfange der hl. Sakramente zu beſtimmen, aber es war vergebens. Der Pfarrer brachte den jungen Mann bis zu Thränen, aber weiter nicht. Einwendungen wußte er keine zu machen. Seine Antwort war ſtets: „Ich thue es nicht." — Am Sonntag in der Frohnleichnamsoktav, Mittags 2 Uhr, war ich gerade beim Herrn Pfarrer in M., als Jemand eintrat, ihn in's Verſehen zu rufen zu dieſem Menſchen, mit dem Anfügen, er ſolle erſt um 6 Uhr, nach beendigtem dritten Gottesdienſt, kommen. Als dieſer fort war, erzählte mir der Pfarrer die nähern Umſtände des zu verſehenden Menſchen, worauf ich ſagte: „Da die Sache ſich

so verhält, will ich Vesper und Abendandacht besorgen, damit Sie sogleich gehen können, um ja nicht zu spät zu kommen." Gesagt, gethan. Der Pfarrer kam vier Stunden früher in dem Hause des Kranken an, als er bestellt und erwartet wurde. Wie er die Thüre öffnete, ertönte ihm der klägliche Ruf der Eltern und Geschwister entgegen: „Jetzt ist's aus mit ihm." Und so war es auch. Der Pfarrer kam bis unter die Thüre des Krankenzimmers. Warum kam er, obgleich vier Stunden früher auf dem Platze, doch um etliche Minuten zu spät? — „Gott läßt seiner nicht spotten." „Wie oft wollte ich dich, wie eine Henne ihre Jungen, um mich versammeln, du aber hast nicht gewollt."

4. Aus Württemberg.

Der Zollbeamte H. v. R. war ein roher, sinnlicher Mensch und brummte, wenn von Geistlichen gesprochen wurde, nur: „Pfaffen". Als er krank wurde, besuchten ihn die verschiedenen Geistlichen der Stadt, er wies sie jedoch auf rohe Weise von sich. Endlich schickte man einen alten Klostergeistlichen, den pensionirten Kämmerer A., als Landsmann zu ihm — Beide waren Baiern. Der Besuch freute den Kranken, allein als Ersterer auf das Religiöse überging, kehrte sich Letzterer um. Betrübt, unverrichteter Sache weiter gehen zu müssen, verließ der alte Herr Zimmer und Haus, kam aber kaum zum Ende der Straße, so wurde er zurückgerufen, der Kranke hatte ihn verlangt in einem Erstickungsanfall — allein zu spät; er war erlegen, dem Ewigen verfallen, bis der Landsmann zurückgekehrt war.

5. Aus Nordamerika.

Vom 4.—11. Januar 1874 hielten die Redemptoristen-Patres W. und R. hier eine Mission. Am Dienstag er-

mahnte der P. R. die Gemeinde, die Gnadenzeit zu benützen; es könnte sein, daß Gott Manchem zum letzten Male seine Gnade anbiete. — Eine Frau, M. G., war zwei Stunden weit hierher gekommen, um die Missionen zu hören. Sie lebte ein ziemliches Sündenleben, war besonders dem Trunk ergeben. Sie ging nicht zu den Sakramenten, wie aufgefordert, sondern nach der Kirche in ein befreundetes Haus. Da unser kleines Städtchen an diesem Tage überfüllt war, schlief sie mit zwei jungen Mädchen zusammen. Sie legte sich vollkommen gesund nieder und wurde am andern Morgen todt im Bette gefunden! Dieß wurde allgemein als Gottesgericht angesehen.

6. Aus Nordamerika.

E. B. erklärte mir, daß er zur katholischen Kirche zurückkehren wolle, aber der Stolz habe in ihm seinen Sitz. Ich antwortete: „Heute, wo Sie die Stimme Gottes hören, verhärten Sie nicht Ihr Herz, wählen Sie die Wahrheit.“ Drei Monate später kam zu mir ein protestantischer Freimaurer, der von jener Unterredung nichts wußte, und erzählte: „E. B. ist zu einer Muckersekte übergetreten, wurde gleich darauf wahnsinnig, in eine Irrenanstalt gebracht und jammert fortwährend: „O, hätte ich gefolgt und wäre katholisch geworden!“

Nachträge.

Nachdem das erste Heft der „Schreibenden Hand" ausgegeben war, kamen wieder viele Einsendungen. Zum Schluß des Ganzen wird aus denselben hier ein Nachtrag gebildet. Ich werde die Ereignisse, welche in diesem Anhang erzählt werden, bezüglich des Inhaltes so ordnen, daß jedesmal die beigefügte Ziffer bezeichnet, zu welcher Art von Erzählungen dieselben gehören, wenn sie nämlich mit den Nummern des gemeinsamen Registers verglichen werden.

Zu Nr. 1. Von der Mosel.

(Seite 1.)

Dicht vor dem Martinsthor der Stadt Tr. liegt das Gebäude der ehemaligen Abtei St. Martin am Moselufer. Ehe man zum jetzigen Eingange gelangt, dicht vor demselben, stehen unter einem zweihundertjährigen wilden Kastanienbaum Christus und die beiden Schächer mit Maria und Johannes, meisterhaft ausgeführt, errichtet im Jahre 1481 durch die milde Hand der reichen, hier noch immer gefeierten Wittwe Adelheid von Besselich. Im Jahre 1803 waren die Gebäulichkeiten für wenige tausend Franken an einen Gutsbesitzer und Holzhändler M. verschleudert worden. Es wurde bald in dem schönen, großartigen Gebäude eine Porzellanfabrik angelegt. Nicht lange, und die Kreuze — der Kalvarienberg — wurden auf Veranlassung eines Mitunternehmers von dort weg an die Kapelle des Dorfes verpflanzt. Die Fabrik ging anfangs der zwanziger Jahre ein. Der

gedachte Mitunternehmer kam fort und ging, wie mir versichert wurde, elend zu Grunde. Der Besitzer des Klosters, M., ließ die Kreuze wieder hinbringen — indessen starb er — und die Erben seines Vermögens leben, wie hier alle Erben von Besitzern früherer geistlicher Güter, in wenig beneidenswerthen Verhältnissen. In den vierziger Jahren kaufte ein junger reicher Kaufmann aus S. das Gebäude von den Erben für 8000 Thlr. Der junge Mann, K., etablirte mit einem Freunde, C. Sch., dort eine Stearinfabrik. K. spöttelte über die an den Kreuzen Betenden, er war Protestant; Sch. sagte aber: „die Dinger müssen weg!" Sch.s Eltern hatten sich bei Lebzeiten (ich war in den vierziger Jahren, kurz vor dem Tode der Eltern, etwa sechs Jahre Arzt der Familie) von unserer hl. Religion losgesagt und wurden unkirchlich begraben.

Schräg gegenüber dem Kloster, auf einer steilen Felswand prangend, liegt das Gut W., von dem Landrath v. H. erbaut. Auf St. Jakobstag im Jahre 1845 feierte der einzige Sohn des Landraths seinen Namenstag dort. Große Gesellschaft, Mittag- und Abendessen. Ich hatte mit mehreren Freunden versprochen, gegen Abend hinzukommen. Gegen halb acht Uhr traf ich dort ein. Die Gesellschaft war äußerst munter. (Das bringt der Moselwein fertig.) Der junge v. H. kam uns entgegen. Mir wies er einen Platz an dem oberen Ende des Tisches an, gegenüber K., mit der Bitte, die Verwaltung der Ananas-Bowle in die Hand zu nehmen. Ich hatte Gelegenheit, K. wiederholt zu bitten, doch einmal zu trinken. Mein Nachbar sagte mir: „Er hat, ich habe ihn beobachtet, heute Nichts gegessen und Nichts getrunken." Im Laufe des Gespräches hörte ich, daß K. sich wiederholt geäußert habe, er werde heute Abend über die Mosel schwimmen. (K. und Sch. wohnten im gegenüberliegenden Kloster St. Martin.) Wir lachten, er versicherte, es sei Ernst. Um 10 Uhr gingen unserer fünf bis sechs

Gäſte, darunter Sch. und K., fort. Für jeden der Gäſte war wegen des bei Dunkelheit gefährlichen, in den Felſen gehauenen Weges eine Fackel bereit. An dem Ufer der Moſel angekommen, wiederholte K. ſein Vorhaben, über die Moſel zu ſchwimmen, auf das Beſtimmteſte und gab ſeiner Rede dadurch Nachdruck, daß er ſeinen Rock und Weſte auszog; mir übergab er ſeine Brieftaſche. Er war nicht davon abzubringen. Als K., ein ſehr tüchtiger Schwimmer, eben in's Waſſer geſprungen war (wir leuchteten ihm mit unſern Fackeln), regnete es leicht und beim Aufblick ſah ich, daß ſich der vorhin prachtvoll klare Sternenhimmel mit ſchwarzen Wolken überzog. Uns Allen fiel aber auf, daß die Moſel plötzlich ſtark zu wachſen anfing. Nicht lange (die Moſel hat hier ſogenannte Stromſchnellen), ſo hörten wir Hilferuf deutlich von ſeiner unverkennbaren Stimme. Wir liefen moſelabwärts auf einem lang ſich hinſtreckenden Damme, hörten noch einigemal: „Hilfe! Hilfe!“ — dann Stille! — Wir fuhren in einem Kahne, welchen ein nahe haltender Schiffer auf unſern Fackelſchein geſchickt hatte, moſelabwärts, um K. zu retten. Das Bemühen war eitel. K. war ertrunken. Sch. war im Kahne auf die Kniee geſunken und ſtöhnte mit gefalteten Händen: „Ich bin ruinirt.“ K. wurde begraben. „Er war ein braver Mann, ich habe ihn nicht gekannt“, meinte der evangeliſche Pfarrer bei ſeiner Leichenrede.

K. war beinahe vergeſſen, als eines Morgens ich zu einem Freunde komme, welcher mir Folgendes erzählt: „Einige Maurer arbeiteten vor Kurzem bei mir, und als ich eines Morgens frühe bei ihnen ſtehe, erzählten ſie vom Tode K.s, und daß ſie Beide den Auftrag hatten, in der Nacht, da K. ertrunken, die Kruzifixe in die Moſel zu werfen, dem ſie allerdings, ohne vom Tode K.s zu wiſſen, nicht nachgekommen ſeien, weil ſie ſich die Sache noch einmal ordentlich überlegt hatten und Gewiſſensbiſſe wegen des Verſprechens

bekommen hätten. Die Nachricht der Maurer machte natürlich in der Stadt großes Aufsehen. Herr Domkapitular Dr. M. hat in seiner Geschichte der Erzdiözese Tr. bei der Geschichte von St. Martin des Vorfalles Erwähnung gethan.

Sch. hat auch büßen müssen; aber eigenthümlich bleibt der Fall. Immer beschäftigte ihn die Frage, welches die richtige Religion sei. Einmal sagte er zu meinem Bruder: „Es gibt nur eine richtige Religion und das ist die katholische, ich werde mich wieder zu ihr bekehren, aber dann sagt man: Der Sch. ist verrückt.“

Er wurde verrückt und bekehrte sich auf seinem Todbette 1853, nachdem er wieder Besinnung hatte.

Zu Nr. 1. Aus der Schweiz.

In S. ging einst eine Schaar Nachtbuben an einem Kreuz vorbei, woran ein gekreuzigter Heiland hing. Im Muthwillen rief einer aus ihnen zum Heiland hinauf: „Halt' einmal Deine Arme herunter, Du hast sie schon lange droben gehalten.“ Die Uebrigen, die es hörten, machten sich damals weiter Nichts daraus; jetzt erst kommt es dem Einen und Andern wieder in den Sinn, da sie mit eigenen Augen den genannten muthwilligen Kameraden schon gegen 20 Jahre eine solche Gliedsucht in Armen und Händen leiden sehen können, daß er sich nicht einmal allein ankleiden kann. Derselbe hat bis jetzt schon an vielen Orten Hilfe gesucht, nur nicht in der Kirche. Möchte ihm doch der liebe Gott die Augen des Glaubens öffnen, daß er den Finger Gottes an seinem Unglück erkenne, damit er, wenn auch nicht die Gesundheit seines Leibes, so doch wenigstens noch die Gesundheit seiner Seele wieder erlangen könnte!

Zu Nr. 1. Aus Preußen.

An einem Herbstabend, als soeben die Sonne unter den Horizont gegangen war und ich die Abendglocke oder das Ave geläutet hatte, sah ich durch mein Stubenfenster, wie ein Mann eine Leiter an das Kreuz auf dem Kirchhofe anlegte und hinaufstieg. Er griff mit beiden Händen nach den Armen des Kreuzbildes. — Ich war der Meinung, es sei am Kreuze Etwas schadhaft geworden und man wolle es wieder in Stand setzen. Unten bei der Leiter standen zwei Mann und sahen dem auf der Leiter zu. Der Sprossen der Leiter, auf welchem der Mann stand, brach unter seinen Füßen und er stürzte zur Erde nieder. Die Beiden, welche zugesehen, rannten schnell fort, der Herabgefallene stand langsam auf und entfernte sich auch langsam. Ich ging aus meiner Stube auf den zehn Schritte nahen Kirchhof, die Leiter stand noch am Kreuze, von den drei Personen konnte ich trotz Suchen keinen mehr erblicken, auch konnte ich nicht erforschen, zu welchem Behufe der Eine an das Kreuz hinaufgestiegen war. — Als ich den Morgen darauf in die Kirche ging und in der Sakristei den Ornat für meinen Herrn Pfarrer auslegte, kam der Kirchvater auch dazu. Diesem theilte ich mit, was ich am Abende vorher gesehen hatte, worauf dieser mir erzählte: „Mein Sohn war gestern Abend im Gasthause, dort saß der Knecht N. aus B. und behauptete vor meinem Sohne und noch einem Zweiten, er sei stärker wie Christus. Da sie das Gegentheil behaupteten, forderte er sie auf, mitzukommen, er werde es ihnen beweisen. Der Knecht habe aber die Wette verloren, sei von der Leiter heruntergefallen, als er das Christusbild abreißen wollte, habe sich sehr zerschlagen und liege krank." — Es war wahr, was dieser mir gesagt hatte. N. starb nach einem halben Jahre in Folge des Falles.

Zu Nr. 1. Aus Baiern.

In R. ſteht an der Straße, die nach Kl. führt, in der Nähe eines Brunnens ein ſteinernes Kreuz, an welchem dem Gekreuzigten vor etwa 30 Jahren der eine Arm verſtümmelt wurde. Die dortige Gemeindeverwaltung beauftragte deßhalb einen Steinhauer von Gr., einen neuen Arm zu machen. Als derſelbe nach vollendeter Arbeit ſein Geld hiefür bei dem Gemeindeverwalter holen wollte, machte ihm dieſer unter der Erklärung, er habe zu viel verlangt, ſeine Arbeit ſei nicht ſo viel werth, als er fordere, einen kleinen Abzug. Voll Erbitterung hierüber hob der Steinhauer, der allerdings auch in einem etwas angetrunkenen Zuſtande war, auf dem Rückwege einen Stein, ſo groß ihn ſeine Hand faſſen konnte, von der Straße auf und ſchleuderte ihn unter dem gottesläſterlichen Fluche: „Du Himmel-Herrgott-S....t biſt Schuld, daß mir von meinem Lohne abgezogen worden iſt," gegen die Bruſt des Gekreuzigten. Etwa acht Tage darnach fühlte er an der Bruſt und zwar an der Stelle, an welcher er den Heiland getroffen hatte, einen ſtechenden Schmerz, herrührend von einem Gewächſe, das ſich daran gebildet und immer mehr zunahm bis zur Größe eines halben Brodlaibes. Die Schmerzen wurden ſo furchtbar, daß er ſich einmal, um ſeiner Marter los zu werden, kopfüber zum Fenſter hinausſtürzen wollte, wobei ihn aber ſeine Frau noch rechtzeitig an den Füßen packte und zurückzog. Ein halbes Jahr dauerte dieſer ſchreckliche Zuſtand, bis ihn endlich der Tod erlöste, nachdem er jedoch noch vorher ſeinen Frevel erkannt, bitter bereut und ſchwer gebüßt hatte.

Zu Nr. 1. Aus Baiern.

Etwa vor zehn Jahren hieb ein Schäfer aus A. aus frechem Muthwillen einem Chriſtusbilde, das damals noch

an einem Feldkreuze hing, am linken Fuß den großen Zehen mit seiner Schippe ab, bekam aber darob nach einiger Zeit solchen Skrupel, daß er keine Ruhe fand, bis er sich denselben Zehen am eigenen Fuße gewaltsam entfernte. — Der Schäfer lebt noch.

Zu Nr. 2. Aus der Pfalz.

(Seite 11.)

Im Garten eines Bürgers von L. steht ein sehr altes, ehrwürdiges Kruzifix, am Fuße desselben die liebe Muttergottes und die hl. Magdalena. Eines Morgens hing am Hals des Muttergottesbildes eine Leiter, um das Haupt des lieben Heilandes war Heu gewickelt und noch sonst einiger Spott angethan. Viele, die es sahen, gingen mit weinenden Augen davon, und es war im Städtchen eine Art Trauer über diese große Schmach des Gottmenschen und seiner lieben Mutter. Es wurde ein Bürger, ein Schuhmacher, heimlich als Thäter angegeben, der aber unschuldig war.

Am Kirchweihsonntag 1873 arbeitete ein Müllerssohn, J. H., an der Maschine; das Räderwerk ergriff seine Hand und verletzte ihn so, daß man ihn in das Spital nach H. brachte. Dort nahm man ihm zuerst einen Finger ab; da aber der Brand sich ansetzte, hernach die Hand; zuletzt auch den Arm. Als der Mensch so in unsäglichen Schmerzen dalag (man holte ihm den Eiter sogar aus dem Rücken), rief er aus: „Soll ich das verdient haben, als ich dem Muttergottesbilde mit dieser Hand die Leiter an den Hals hing!“ Dieß gestand er auch seiner Mutter. Er war Protestant, hat es aber bitterlich bereut und bat Gott um Verzeihung und darauf ist er gestorben. Es stellte sich später heraus, daß es ihrer Drei waren bei diesem Frevel, und zwar waren alle Drei protestantisch. Der zweite Bursche war ein Maurer, stürzte von der Leiter herab und verletzte

seine Hand so sehr, daß sie steif wurde. Der Dritte hat noch zu warten, bis ihn die Hand Gottes ergreift.

Zu Nr. 2. Von der Mosel.

In Pf., am Ufer der Mosel, eine Stunde stromabwärts von Tr., war es üblich, daß im Frühjahr jedes Jahres eine Prozession, bei welcher die Standbilder von Heiligen getragen wurden, nach dem eine starke halbe Stunde entfernten Orte E., an dem kleinen Flüßchen K. gelegen, über welches eine Brücke führt, gehalten wurde. Nach Ankunft der Prozession war in letzterem Orte feierlicher Gottesdienst, nach welchem die Prozession nach Pf. wieder zurückkehrte.

Bei dieser Gelegenheit geschah es gegen Anfang dieses Jahrhunderts, daß von den vier jungen Burschen im Alter von 21 Jahren, welche die Statue des hl. Joseph trugen und am Ende der Prozession sich befanden, drei den sakrilegischen Gedanken aussprachen: „Heiliger Joseph, wir haben Dich lange genug getragen, Du kannst jetzt nach Hause schwimmen!“ und ungeachtet der Vierte der Träger sich widersetzte, die Statue des hl. Joseph von der Brücke hinab in die K. warfen. Die strafende Gerechtigkeit Gottes folgte noch in demselben Jahre diesem Frevel auf dem Fuße, indem zwei von den Trägern in der Mosel ertranken und der Dritte derselben ward auf dem Weg von E. nach Pf., demselben, welchen die Prozession gegangen war, nach einem starken Regen in einem Graben neben dem Wege, der sich mit Wasser gefüllt hatte, ertrunken gefunden.“ Der vierte Träger, welcher sich dem Vorhaben widersetzt hatte, erreichte ein hohes Alter und starb eines natürlichen Todes.

Zu Nr. 2. Aus Baden.

Als die Saline zu D. entdeckt und zum Betrieb eingerichtet war (unter Hofrath S., als Inspektor von der Regie-

rung dahin beordert), war in D. selbst noch Mangel an größern Gebäulichkeiten zur Unterbringung und Lagerung des Salzes. Die Regierung bestimmte die schöne Kirche des aufgehobenen Benediktinerklosters in B. als einstweiliges Magazin zur Aufbewahrung der Salzsäcke. Drei Männer, Bürger von dort, waren mit Tragen und Aufbeugen der Masse von Salzsäcken im Dienst der Saline in genannter Kirche thätig. Eines Tages, da diese Drei gerade wenig zu thun hatten, kam einem derselben beim Anblick des prächtigen Hochaltars der teuflische Gedanke, sie wollten um die Wette es versuchen, wer dem einen Engel zuerst mit einem Steine den Kopf herunter werfe, es gelte ein Fäßchen Bier. Nach manchem erfolglosen Versuche gelang es einem der Drei, B. St., den Engelskopf herunter zu werfen. Unter hölliſchem Jubel über das gelungene Bubenstück wurde ein Fäßchen Bier geholt und getrunken; es war dieß am Kirchweihmontag. Von dieser verruchten That wurde viel gesprochen, aber auch wieder vergessen. Jahrs darauf, am Kirchweihmontag, triumphirte die Nemesis über diese Schandthat. Da war in B. wie alljährlich ein Frei- oder Scheibenschießen. Bei diesem Schießen hatte B. St. als Zeiger die Scheiben zu bedienen, und wenn ein Schütz das Schwarze der Stechscheibe traf und der Hanswurst aufsprang, die Pflicht, einen Böller abzufeuern. Schreiber dieses saß gerade in seinem Familienkreise beim Mittagessen, als plötzlich ein ganz verdächtig klingender Böllerschuß hörbar war. Ich, ziemlich mit den Feuerwaffen vertraut, sagte zu meinem Vater selig: „Der ist geplatzt.“ Es dauerte kaum eine Viertelstunde, so trug man die Leiche eines Mannes auf einer Bahre mit Stroh bedeckt — ohne Kopf — in die Stadt. Es war der entseelte Leib des B. St., dem der zerplatzte Böller das Haupt in tausend Stücken vom Rumpfe riß, dessen Splitter später noch auf dem Felde, wo die Scheiben standen, gefunden wurden. Dieß geschah nach einem Jahre

und an selbigem Tage, wie zur selbigen Stunde, als B. St. dem gypsernen Engel am Hochaltar der Benedjktinerkirche in B. den Kopf herunterwarf.

Zu Nr. 2.*)

Als ich noch Student war, machte ich mit zwei Kameraden eine Vakanzreise auf französischem Gebiet. In H. besuchten wir auch die große alte Stadtkirche, und gingen überall darin umher, weil gerade kein Gottesdienst gehalten wurde. In einer Nebenabtheilung standen zur ebenen Erde einige alte Statuen von Heiligen. Einer von uns, Namens H., gab ohne alle Veranlassung und ohne etwas zu sagen, dem einen Heiligenbild einen Nasenstüber, obschon er selbst aus einer frommen katholischen Familie stammte.

Derselbe wurde Priester. Als die Ronge-Periode kam, fiel er ab, ließ sich mit der Person, welche er bei sich hatte, von einem protestantischen Pastor kopuliren, nachdem er schon vorher unsittlich mit ihr gelebt hatte, wie sich später herausstellte. Der unglückselige Mann führt jetzt ein leeres Leben; wenn er etwas thut, so ist es einzig, daß er bisweilen Artikel schreibt in kirchenfeindliche Zeitungen.

Zu Nr. 2. Aus Baden.

Folgende Thatsache rührt aus dem Kriege von 1806 bis 1814, welche mir mein Großvater, der jenen Krieg mitmachte und vor fünf Jahren gestorben ist, oftmals erzählte. Dieselbe hat sich zugetragen im Feldzuge gegen Spanien, zu welchem auch badische Truppen beigezogen wurden. Nach der Schlacht bei Talavera, 28. Juli 1809, in welcher das badische Kontingent furchtbar litt, wurde ein Theil desselben

*) Die Bezeichnung des Landes wird aus Rücksichten hier weggelassen.

in einer alten Klosterkirche einquartirt. Es wurde da allerlei Holz zum Feuern und Kochen herbeigetragen. Unter Anderm brachte auch der Soldat F. aus L. eine Statue des hl. Johannes des Täufers, um dieselbe zu verbrennen. Er stellte die Statue vor das Feuer und schlug sie mit der rechten Hand um, daß sie in das Feuer fiel, und sprach dazu folgende infame Worte: „Da, Du alter Graukopf, wärme Dich, es wird doch schon lange sein, daß Du Dich das letztemal gewärmt hast!“ — Am nächsten Morgen, als dieser Lästerer erwachte, war sein rechter Arm lahm. Die Soldaten, welche von dieser Begebenheit wußten, erkannten daraus, daß Gott Seiner und seiner Heiligen nicht spotten läßt.

Zu Nr. 3. Aus Schlesien.

(Seite 15.)

In einem Dorfe bei B. lebte vor wenig Jahren ein Bäckermeister, der als Gotteslängner und Spötter, sowie als hartherziger Mann in der ganzen Gegend bekannt war. Zu diesem kam vor einigen Jahren zur Fastnachtszeit, als es zu thauen begann und naßkaltes, widerwärtiges Wetter war, die kleine Tochter einer armen Wittwe und bat, ihr ein Brod zu leihen. — Sie habe wohl ein Gespinnst fertig, sagte sie, aber die Mutter wolle sie heute nicht in die Stadt gehen lassen, weil das Wetter so schlimm sei und noch schlechter werden könne und die Mutter sie auch zu Hause brauche, indem dieselbe lange krank gewesen, aber doch jetzt etwas essen könne. Morgen solle er bald sein Geld erhalten.

Der Bäckermeister S. wies das Kind hart ab.

„Hole erst Geld,“ sagte er, „und dann komme nach Brod. — Ich borge nicht!“

„Aber ich kann heut' nicht gehen, die Mutter hat zu viel Kummer um mich; es wird wieder schneien und stürmen.

Und doch hungern wir Beide so sehr. Um Gottes Barmherzigkeit willen, gebt uns ein Brod!"

So sprach weinend das arme Mädchen.

„Laß Dir es von Gott geben," sprach spöttisch der harte Mann, „bei mir kommst Du bei der Berufung auf ihn nicht an. Es gibt keinen Gott!"

„Also glaubt Ihr nicht an Gott?" rief das Kind betrübt aus.

„Nein," erwiederte S., „unsereiner hat das nicht nöthig, man hat für sich gesorgt. Bei euch armen Leuten ist das etwas Anderes, ihr müßt's wohl glauben, sonst hättet ihr gar Nichts. Was aber das Wetter anbetrifft, so brauchst Du Dich nicht von Deinem Gange abhalten zu lassen, heut' schneit und stürmt es nicht mehr; ich gehe auch noch zur Fastnacht nach G., wo ich recht vergnügt sein will, und gib Acht, was ich sage, wird eintreffen, denn ich bin ein Wetterkundiger."

Während des letzten Theils seiner Rede war ein Freund und Gesinnungsgenosse des Bäckermeisters eingetreten. An diesen wandte sich daher der Letztere jetzt, indem er sagte:

„Was die Witterungsangelegenheit überhaupt betrifft, meinst Du nicht, August, so werden wir Menschen wohl auch bald eine Rolle dabei spielen und nicht Alles mehr der Natur überlassen; die Wissenschaft macht ja doch Fortschritte."

„Gewiß," antwortete August, „man hat ja Elektrisirmaschinen, Luftpumpen u. dgl., erzeugt Blitze und Niederschläge im Kleinen, warum sollte man das nicht später auch im Großen machen können? Hast Du nicht den schönen Artikel neulich in der Zeitung gelesen, wie es im Jahre 2000 sein wird, wo gelehrte Beamte angestellt sind, die Wind und Regen hervorbringen und wo man durch kunstvolle Maschinen in den dritten und vierten Stock der Häuser einfährt, ohne erst Stiegen zu steigen?"

„Ja," versetzte S., „ich habe es gelesen und mich gefreut, wie ich mich auch darüber freue, daß es heut zu Tage Gelehrte gibt, die das Volk so aufklären und ihm Alles verständlich machen. Das ist doch eine ganz andere Zeit als in früheren Jahrhunderten!"

Das arme Mädchen war, von Beiden unbeachtet, noch immer stehen geblieben und hatte wahrscheinlich noch auf eine günstige Aenderung in der harten Gesinnung des Meisters gehofft. Seine Hoffnung war vergebens gewesen; denn derselbe fuhr das Kind jetzt grob an:

„Was stehst Du noch immer hier? Hole Geld, so bekommst Du Brod; kein Geld, kein Brod!"

Die Kleine ging hierauf betrübt aus dem Laden des Gotteslängners.

Dieser aber rief seine Frau in die Verkaufsstube, legte seinen warmen Rock an und begab sich auf den Weg nach dem Nachbardorfe G., wo er sich bei dem Fastnachtsscherz in dem dortigen Kretscham wohl zu vergnügen gedachte. Eine Strecke Weges begleitete ihn noch sein „aufgeklärter" Freund, und Beide spotteten weiter über Gott und Religion und priesen sich glücklich, daß sie nicht so weit zurück wären, wie andere Leute, und daß sie Geld hätten, was nach ihrer Meinung der beste Gott sei. Darauf trennten sie sich an einem Flusse, S. ging über den Steg nach dem genannten Orte an dem Flußufer fort. August entfernte sich auf der andern Seite von demselben.

Als zu G. die Fastnachtsfreuden im vollen Gange waren, zogen sich außen, wie das Kind der armen Wittwe geahnt, die Schneewolken zusammen und es entstand ein so heftiger Schneefall und Sturm, daß die Wege gefährlich wurden. Nach Mitternacht brach der Bäckermeister auf, eher hatte er sich nicht losreißen können. Man wollte ihn nicht gehen lassen und rieth ihm, bis es Tag geworden, zu bleiben. Aber durch einen Rausch dreist gemacht, gab S. Nichts

auf den wohlgemeinten Rath, ja, er entgegnete frevelhaft, er müsse nach Hause, das Gebäck solle früh fertig sein, Gesell und Burschen könne er es nicht anvertrauen. Andere Leute überließen so Etwas Gott, er verlasse sich nur auf sich selber. Da der Mann zum Bleiben nicht zu bewegen war, obgleich der Sturm jetzt stärker zu toben begann, so gab ihm der Wirth eine Laterne und man ließ ihn gehen.

Als Mitternacht längst vorüber war, das Unwetter aber nur heftiger geworden, und S. noch immer nicht nach Hause kam, ward der Frau desselben bange. Wenn auch der Mann zu ihr nicht gut war, so wollte sie ihre Pflicht für ihn doch nicht versäumen. Sie bewog die Gesellen und einen Mann aus dem Dorfe durch Bitten und Geschenke, daß sie ihn zu suchen gingen. Allein das Wetter war zu schlimm, und vom Meister entdeckten sie keine Spur. Sie kehrten daher unverrichteter Sache bald wieder zurück.

Sobald es Tag geworden, wurden die Nachforschungen fortgesetzt. Da fand das Kind der Wittwe, dem er gestern ein Brod versagt, bei seinem Gange nach der Stadt den Spötter in der Nähe des Steges todt im Flusse liegen und brachte die Nachricht in's Dorf.

S. hatte jedenfalls in seinem halbtrunkenen Zustande bei Sturm und Schneetreiben den Steg verfehlt und war von dem hohen Damme herab und mit dem Kopfe zuerst in den Fluß gestürzt. Die scharfe Eisdecke hatte ihm beim Durchbrechen den Mund, mit dem er gegen Gott gefrevelt, arg zerschnitten und das Gesicht schrecklich verstümmelt. — Gott läßt Seiner nicht spotten.

Zu Nr. 3. Aus Baden.

In M. lebte um die Jahre 1840—1850 eine Saufbrüdergesellschaft, etwa zwölf an der Zahl, welche alle vollendete Bauchmenschen waren. Unter denselben befand sich

ein gewiſſer J. T., der täglich bei 40 Schoppen Wein trinken konnte, ohne voll zu werden. Zu der Geſellſchaft gehörte als Schmarotzer ein Advokatenſchreiber, D. N. Sämmtliche ſind längſt geſtorben. Der obengenannte J. T. hatte ein ſchreckliches Ende. Er faulte buchſtäblich bei lebendigem Leibe an einer langen Krankheit. Durch die Taufe gehörte er zur katholiſchen Kirche. Als ſeine Beerdigung ſtattfand, bemerkte der Geiſtliche, jetzige Stadtpfarrer K., auf dem Wege zum Friedhofe den bei ihm im Wagen ſitzenden Freunden des Verſtorbenen: „Es ſei ſehr zu bedauern, daß kein Geiſtlicher zu dem Sterbenden gerufen wurde, damit er die hl. Sakramente empfangen und ſich mit Gott verſöhnt hätte.“ Nach der Beſtattung kam ein Theil der Leichenbegleitung, darunter auch obengenannter D. N., in ein Bierhaus, woſelbſt auch ich mich befand. Zwei derſelben ſetzten ſich an den Tiſch, an dem ich mit Andern ſaß. Einer der Beiden von der Leichenbegleitung, N., der bei dem Geiſtlichen im Wagen geſeſſen hatte, erzählte von dem Hergange bei der Beerdigung und insbeſondere die oben angeführte Bemerkung des fungirenden Geiſtlichen. In dieſem Augenblicke ſtand der Advokatenſchreiber beim Tiſche und ſagte in einem unbeſchreiblich verächtlichen Tone: „Ja, der hätte ihm in die hl. Sakramente ge....“ Mich durchzuckte ein Schauder, und ich ſagte mir in Gedanken, dieſe Gotteslästerung werde geſtraft werden. — Zwei Tage darauf ſtand ich, um zu verreiſen, auf dem Perron des Bahnhofes in M. Es war am frühen Morgen. In meiner Nähe befand ſich ein Saufkumpan des Verſtorbenen, A., ein anderer Bekannter, kam hinzu, und dieſer ſagte zu A.: „Weißt was Neues? Geſtern Abend hat D. N. (der Advokatenſchreiber) das Bein gebrochen und zwar das geſunde.“ Mir fiel ſofort die Läſterung des D. N. auf das hl. Sakrament ein. In der Folge ſah ich den Frevler, der einen unheilbaren Schenkelbruch hatte, oft verelendet am Fenſter ſeiner Wohnung, und jahrelang ſchleppte er ſich in

dieſem Zuſtande hin, bis der Tod ihn erlöste, ſeine Familie in tiefſter Armuth zurücklaſſend.

Zu Nr. 3. Aus der Rheinpfalz.

Ein lediger Burſche, M. W. in E., noch jung, der auch das Schnapstrinken verſtand, ſtieß immer im nüchternen wie im trunkenen Zuſtande fürchterliche Flüche und Gotteslästerungen aus. Er hatte auch im letzten Jahr und, wenn ich nicht irre, ſchon mehrere Jahre die Oſtern nicht mehr gehalten. Eines Tages fand ihn ſeine vom Felde heimkehrende Schweſter zuſammengeknickt und im Lehnſeſſel ſitzend — todt. Der Herr hat dem Läſterer keine Zeit gegeben, ſich mit ihm zu verſöhnen.

Zu Nr. 4. Aus Baden.

(Seite 18.)

Im Dorfe G. hatte J. M., ein ſtolzer Bauernſohn, mit der Magd allzuvertraulichen Umgang, in Folge deſſen ſie Mutter wurde. Wegen Läugnung der Vaterſchaft wurde dem Burſchen der Eid auferlegt. Von der Amtsſtadt zurückgekehrt in ſcharlachenem Bruſttuche, weißen Hembärmeln und die ſchwarzſammtene Jacke am Arm, begegnete er im Dorfe einigen Kameraden, die vor der Schmiede zuſahen, wie einem Pferde Eiſen aufgeſetzt wurden. Als dieſe ihn auf ſich zukommen ſahen, ſagten ſie: „Dort kommt der Sepple; wenn er geſchworen hat, ſo hat er falſch geſchworen. Er pfeift, bemerkte einer, das iſt ein Beweis, daß er falſch geſchworen.“

Auf die Frage, wie es gegangen, antwortete der Sepple: „Gut!“ Während der Schmied mit Zurichten eines Hufeiſens in der Schmiede beſchäftigt war, erhob das ſonſt fromme Pferd das mit Hufeiſen verſehene Bein und ſchlug dem

hinten ſtehenden Sepple das Eiſen dergeſtalt in's Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte. Zwei herbeigerufene Aerzte nähten und pflaſterten die Wunden und kurirten ihn; jedoch blieben die Spuren (Narben) und das krumme Geſicht, ein Kains-zeichen. Sepple erhielt ſpäter den väterlichen Hof, verehelichte ſich mit einer Bauerntochter, die ihm mehrere Kinder gebar. Ueberſchuldung nöthigten ihn zum Verkauf ſeines Hofgutes und bald nachher fiel er in eine Krankheit — es war die Schwindſucht! Als er ſein Ende nahe fühlte, ſagte er ſeiner Frau, er wolle die hl. Sakramente empfangen, da er noch bei Verſtand ſei, er wolle nicht ſterben wie ein Hund, und ſchickte ſein zwölfjähriges Töchterlein, mich abzuholen. Ich begab mich ſogleich in die Kirche und von da zu dem Kranken. Ich traf ihn am Tiſche ſitzend, grüßte und verrichtete die vorbereitenden Gebete. Mutter und Kinder verließen die Stube, um nach abgelegter Beicht wieder einzutreten und mitzubeten. Aber welcher Schrecken bemächtigte ſich meiner! Der Sepple geſtikulirte, deutete auf ſeinen Mund, ſchlug die Hände zuſammen, ſtreckte ſie dann gegen Himmel und machte mir bemerklich, daß er die Sprache verloren und Gott ihn ſo heimgeſucht habe. Die herbeigerufene Frau und Kinder erhoben ein herzdurchdringendes Geſchrei; ſie meinten, es ſei das nicht möglich, er habe ja ſoeben noch mit ihnen geredet.

Ich ſtellte die Frage an den Unglücklichen, ob er denn nicht beichten könne? Mit den Händen verneinte er es. Alſo ſollte er nur das hl. Sakrament der Oelung empfanden. Kopfnickend willigte er ein. Er erhielt die Sprache nicht wieder. In meiner Angſt dachte ich nicht daran, ihm Tafel und Griffel zu geben, oder Fragen an ihn zu ſtellen und ſo ihm noch das hl. Abendmahl reichen zu können; er ſollte dieſe Gnade nicht haben.

Zu Nr. 4. Aus Baiern.

Im Jahre 1866 entlehnte eine Frau, B. M., geb. Sch., beim gegenüberwohnenden Nachbarn, welcher einen Spezereihandel hatte, 26 fl. 30 kr. Es wurde ihr gern gegeben, weil sie Kredit hatte. Ihr Mann war unter der Woche abwesend; ihren Lebensbedarf holte sie auf ein Monatsbüchlein. In dieses Büchlein ließ sie das Geld ebenfalls als Guthaben auf das letzte Blatt einschreiben mit der Zusage, von Zahltag zu Zahltag die Schuld abzutragen. Es vergingen vier Jahre, die B. M. sagte Nichts mehr von dem Geld. Bemerkt muß werden, daß ihr Mann (Bergmann) Nichts davon wußte und auch Nichts sah, da diese Schuld extra auf ein Hinterblatt eingezeichnet wurde, um nicht gesehen zu werden. Der Nachbar forderte das Geld einstens und erhielt die Antwort: „Ich bin Euch Nichts schuldig." Es kam vor Gericht; die Frau schnitt das betreffende Blatt noch vorher aus dem Büchlein. In Folge dessen wurde ihr ein Eid auferlegt, man warnte sie und sagte ihr, sie solle doch nicht vor Gericht gehen und nicht schwören, wenn sie das Geld schuldig sei. Sie läugnete jedoch beharrlich, es schuldig zu sein, wie ihr unwissender Mann, und sagte, sie habe abgerechnet und da sei ihr von der Frau B. das Geld falsch in's Buch eingeschrieben worden, und wirklich stimmte es nicht zur Abrechnung, so daß der Pfarrer, welcher sie darüber besprach, selbst glaubte und um so mehr, nachdem sie sagte, es sei andern Leuten Aehnliches schon passirt bei der Frau B., daß dieselben auch Nichts schuldig waren, von welchen sie gefordert hatte. Die Frau B. sagte auf der Treppe vor dem Gericht, als der Eid abgelegt war, zu der Schuldnerin: „Du sollst nicht sterben können und sollst zittern vor dem Gericht Gottes, bis Du bekannt hast, was Du uns schuldig bist." Dasselbe wiederholte sie oft während zwei Jahren, was zum größten Aergerniß führte

und oft vorkam. Endlich wurde die Frau M. krank, wassersüchtig; sie wurde zweimal Nachts mit den hl. Sterbesakramenten versehen. Sie konnte aber, trotzdem sie kaum mehr leben konnte, nicht sterben. Als wir sie als gute Bekannte besuchten, bemerkte sie uns: „Ich bin doch verloren, ich bekomme keine Gnade mehr.“ Auch verrieth ihr unruhiger Blick ihre innere Qual. Am Feste Mariä Empfängniß 1871 mußte auf Anrathen des Seelsorgers die Frau B. zu der kranken M. gehen und sie fragen, ob sie mit dem Geld und dem falschen Eid in die Ewigkeit wolle; sie sagte es in Gegenwart der Tochter der Kranken. „Nein!“ sagte diese, „ich bin es Dir schuldig, ich habe falsch geschworen; ich kann nicht sterben, bis ich bekannt habe, daß ich es Dir schulde.“ Sie gestand auch ihrem Mann, daß sie das Geld geliehen habe, hätte sich aber gefürchtet, es ihm zu sagen, deßhalb habe sie — falsch geschworen. Ihr Mann übernahm die Schuld zu zahlen. Jetzt wurde die Kranke ruhiger, versöhnte sich mit B. und Allen, denen sie Unrecht gethan hatte; auch hat sie öffentlich von der Kanzel herab um Verzeihung bitten lassen, worauf sie denn nach fürchterlichen Leiden 1872 in die Ewigkeit ging.

Zu Nr. 4. Aus Baden.

M. B. in G. hat im August 1847 mit seinem dreizehnjährigen Sohn Feldfrevel begangen und gegen das bürgermeisteramtliche Straferkenntniß von 48 Stunden Arrest rekurrirt und den Prozeß, der ihn etwa 120 Gulden kostete, verloren.

Einem Landwirth, dem er 500 Gulden Darlehen schuldig war, läugnete M. B. die Schuld ab, mit dem Vorgeben, er habe die Quittung über die heimgezahlten 500 Gulden. Als es zur gerichtlichen Klage kam, paßte die Ehefrau des Schuldners dem Kläger auf dem Wege nach der Amtsstadt auf,

als Mann verkleidet, und da dieſer auf den erſten Streich nicht zu Boden fiel, ſondern ſich zur Wehr ſetzte, ergriff die Mörderin die Flucht.

Eine andere Schuld von 400 Gulden auf Obligation an ein Fräulein St. in F. wurde er los durch einen Eid, den er vor dem Hofgericht in F. ablegte. Die Sache verhält ſich wie folgt: J. M., der ſchwarze Sepp genannt, ſchuldete nämlich dem Fräulein St. ein Darlehen von 200 Gulden; er zahlte dieſes ab bis auf 10 Gulden. Dieſe Reſtſchuld berichtete J. M. an einem Sonntag, als Fräulein St. im Begriff war, in die Kirche zu gehen. Sie wollte, daß er nach dem Gottesdienſt komme; J. M. ließ ſich aber nicht abweiſen. Sie öffnete nun die Kommode und nahm die nächſte Obligation, auf der ſie den Ortsnamen G. ſah, ſchrieb darauf, daß Kapital und Zins abgetragen ſei, und behändigte ſie dem Sepp. Dieſer war nicht wenig erſtaunt, daß er die Obligation zu 400 Gulden des M. B. erhalte. Fräulein St. gewahrte, aus der Kirche heimgekommen, den Irrthum; ſie machte ſogleich Anzeige beim Bürgermeiſteramt. Indeß hat J. M. die Reſtſchuld von 10 Gulden der Fräulein St. nochmals bezahlt. Auf Vorhalten: er habe ja am Sonntag dieſe ſchon berichtigt und die letze Obligation, nämlich die von M. B., erhalten, läugnete er es frech ab. Und M. B. behauptete bezahlt zu haben, nachdem er vom Sepp ſeine Obligation gegen Verabfolgung fraglicher Reſtſchuld und Vergütung erhalten. Es kam nun vor das Gr. Hofgericht, und beide Beklagten, M. B. und Sepp, produzirten ihre quittirten Obligationen. Dem M. B. wurde der Eid auferlegt. Er ſchwur, daß er der Fräulein St. das Darlehen zu 400 Gulden heimgezahlt und die Pfandurkunde, mit Quittung verſehen, entgegengenommen habe. Das hofgerichtliche Erkenntniß lautete zu ſeinen Gunſten und Fräulein St. verlor den Prozeß. Was ich bei der Eidesvorbereitung dem M. B. vorausgeſagt, traf ein. Gottes Segen

wich von seinem Hause. Am Tage, an dem er den Prozeß gewann, fiel ihm ein junges Pferd von 20 Louisd'or Werth von einem Rain und war todt. Dem J. M. fiel ein Kind von einem Baum herunter. M. B. versuchte anderer Schulden auf ähnliche Art, wie jene von 400 Gulden, los zu werden. Im Jahre 1848 verweigerte er einer Verwaltung in F. die Heimzahlung eines Kapitals mit dem Vorgeben, er habe es schon abgezahlt und habe Quittung hierüber in Händen. Er mußte diese nun vorweisen. Der Verwalter sah aber, daß die Quittung gefälscht, und meinte, es müsse sonst wo fehlen, und entließ den Schuldner. Am andern Tag fand sich auf Requisition der Verwaltung ein Gensdarm und ein Gemeinderath bei M. B. ein. Auf Verlangen mußte der Kasten in der Stube des M. B. geöffnet werden.

Der Gensdarm öffnete eine Schachtel und fand, was er suchte, obenauf die Quittung. M. B. riß diese dem Gensdarm aus der Hand und schob sie zusammengedrückt in die Hosentasche. Der Gensdarm packte ihn an, allein es gelang dem Betrüger, das Papier in den Mund zu bringen. Jener würgte diesen, drückte ihm den Hals zu, um so das Hinunterschlucken zu verhindern. Da schrie das Weib des M. B.: „Ihr erwürgt meinen Mann!" Darauf ließ der Gensdarm los und — verschluckt war die Quittung. Sogleich wurde M. B. festgenommen und nachdem er einige Worte seiner Frau still in's Ohr geraunt hatte, nach B. in's Gefängniß abgeführt. In der darauffolgenden Nacht brach in des Nachbarn Scheuer und in seiner, einige Schritte von jener entfernten, Feuer aus. Ich sah von der Pfarrwohnung zwei Flammen hoch über die Scheuerdächer emporschlagen. Einer der Ersten auf dem Brandplatze, fand ich die Wohnung des M. B. verlassen und geschlossen. Im Stalle fand ich zwei schöne Pferde und drei Kühe, die mit Ketten so fest angebunden waren, daß man sie nicht loslösen konnte; ich sah sie jäm-

merlich verbrennen. Ein Nachbarsburſche ſagte mir, es ſei im Hauſe des M. B. gearbeitet worden bis Nachts 11 Uhr. Vieles war in Nachbarhäuſer verbracht und die Frucht vom Speicher im Keller verborgen. Die von M. B.s Haus nur etwa zwei Fuß weit befindliche Wohnung ſammt Scheuer verbrannten, ſowie die eigenen Oekonomiegebäude. Das eigene Haus, deſſen Dach an jenes, welches verbrannte, anſtieß, wurde gerettet, und es entzündete ſich nicht einmal das Stroh, das unter dem Dache hervor unmittelbar an das Feuer gelegt worden war. Die Leute fanden das wunderbar. M. B. hatte kurz vor ſeiner Arretirung ſeine Fahrniſſe für 4600 Gulden verſichern laſſen. Das amtliche Gutachten war aber derart, daß die Verſicherungsgeſellſchaft jegliche Vergütung verweigern konnte. Denn als man das Haus ganz leer — ohne alle Fahrnißgegenſtände fand, fiel der Verdacht auf abſichtliche Brandſtiftung. M. B. baute ſpäter eine neue Scheuer. Die harten Schläge, die ihn, ſeit er jenen Eid vor dem Hofgericht geſchworen, empfindlich getroffen, haben ſeine ſonſt feſte Geſundheit gebrochen. Er erlag einer ſchweren Krankheit, während er in den letzten Tagen in Elend und Armuth ſeine Kinder der Obhut eines Freundes empfahl, bloß winkend mit Aug' und Hand — denn er hatte die Sprache verloren. Schreckliches Strafgericht Gottes!

Zu Nr. 4. Aus Baden.

In den 20er Jahren hatte ein angeſehener Mann von G. als Pfleger eines Waiſenkindes wegen eines Defizits von 800 fl. in der Pflegerechnung einen Eid in der Amtskanzlei zu St. zu ſchwören. Man war moraliſch überzeugt, daß er fragliche Summe unterſchlagen habe. Als er aufgefordert worden, die rechte Hand zu erheben und zu ſprechen: „Ich ſchwöre" ꝛc., fiel er um und war todt zum größten Schrecken

der Anwesenden. Die Nachricht von diesem schrecklichen Strafgericht Gottes verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend und machte einen furchtbaren Eindruck; denn es hieß allgemein: das ist Gottes Strafgericht!

Zu Nr. 4. Aus Baiern.

In dem Orte L. lebte der ledige J. M., welcher mehrere Jahre lang mit der ledigen K. K. Bekanntschaft hatte. Nun ereignete sich, daß der hiesige Ortsnachbar, F. S., dahier starb, welcher ein sehr schönes Anwesen hatte. Da, dachte gleich J. M., kann ich einen guten Fang machen, wenn ich diese Wittfrau heirathe. Er schlich nächtlicher Weile zu dieser Wittfrau und bei Tag ging er zu seiner bisherigen Bekanntschaft. Als nun diese dieß hörte, wollte sie nichts mehr von ihrem bisherigen Liebhaber hören und sagte ihm die Liebschaft auf. Da betheuerte er hoch und theuer, daß dieß eine Verläumdung sei und daß er sie ganz gewiß heirathen werde und zum Beweise wolle er ganz blind werden, wenn er sie nicht heirathen werde. Siehe da, nach Verlauf einiger Monate heirathete er doch die Wittfrau. Nach Umfluß eines Vierteljahres wurde er krank und zugleich stockblind. Auf seinem Sterbebette gestand er mir seine schändliche That unter den bittersten Thränen ein. Uebrigens ist diese That ganz ortskundig!

Zu Nr. 4. Aus Württemberg.

In E. im württembergischen Donauthal mußte im Jahre 1870 ein junger, ungläubiger und unzüchtiger Mensch, D., in den Krieg fortziehen, nachdem er kurz zuvor seiner Bekanntschaft die Vaterschaft seines Kindes abgeschworen mit den Worten: „Wenn ich der Vater Deines Kindes bin, so soll die erste Kugel mich treffen, wenn wir in die Schlacht

kommen." Bevor er zum Regiment ſtieß, brachte er die ganze Nacht noch bei dieſem Mädchen zu — und als es kurze Zeit bei Wörth in's Treffen ging, war der erſte, der fiel, eben dieſer Menſch, der meineidig geſchworen. Eine Kugel hatte ihm den Kopf durchbohrt.

Zu Nr. 5. Von der Tirolergrenze.

(Seite 23.)

Ein reicher Bauersſohn gab jedesmal, wenn er gefragt wurde, was er mache oder wo er herkomme, die ſpöttiſche Antwort, er ſei in der Kirche geweſen beim Beten, damit er Glück habe mit ſeinen Kindern. Als er ſich ſpäter verheirathete, brachte ſein Weib lauter blinde Kinder zur Welt.

Zu Nr. 5. Aus Baiern.

In W. lebte vor nicht gar langer Zeit ein proteſtantiſcher Wirth, Namens F. Nicht weit davon befand ſich ein Kloſter, das jährlich eine eigene Frohnleichnamsprozeſſion abhielt, welche an den Fenſtern des F. vorüberzog. Dieſe Prozeſſion mußte dem proteſtantiſchen Wirth ein Dorn im Auge geweſen ſein. Einmal am Frohnleichnamsfeſte gerieth er wieder derart in Wuth, daß er ausrief: „Wenn ich nur dieſe Prozeſſion nicht mehr vorübergehen ſehen müßte!" Sein Wünſchen und Verwünſchen wurde erfüllt. Andern Jahres war er ſtockblind. Ich habe ihn noch viele Jahre lang als Blinden herumführen geſehen.

Zu Nr. 5. Aus Württemberg.

Der Nagelſchmied S. in M. hatte die leichtfertige Rede im Gebrauch: „Man legt ſich hin, wenn's ausgehen ſoll, macht ein krummes Maul und ſtirbt." Allein es rächte ſich ſchrecklich: drei Tage lang lag der Frevler in den letzten

Zügen, den Mund ſchief, faſt der ganzen Geſichtslänge nach derart verzogen, eine Verzerrung bildend, daß es nicht zum Anſehen war.

Zu Nr. 5. Aus den Rheinlanden.

Ein Steinbrecher iſt eben damit beſchäftigt, einen Steinſtoß zu untergraben, um durch den alsdann zu erhoffenden Zuſammenſturz des Ganzen ſich Arbeit zu erſparen und doch eine reichliche Steinernte zu gewinnen. Aber ſiehe da, ein Felsblock wartet nicht ab, bis unten die Arbeit zu Ende iſt — vor der Zeit ſtürzt er herunter — zum Glücke des Arbeiters aber derart, daß er den letztern nur oben an der Seite ſtreifte, während er ihn ſonſt vollſtändig zermalmt hätte.

Um ſich von dieſem Schrecken zu erholen, begibt ſich der Mann ſofort in den benachbarten Ort in ein Wirthshaus. Nachdem er dort bei einem Schoppen ſein Begegniß erzählt, äußert einer der Zuhörer: „Wahrhaftig, Matthes, da haſt Du einen guten Schutzengel gehabt!“ Der Matthes aber will vom Schutzengel nichts hören — in Zorn aufwallend erklärt er: „Bleibt mir mit ſolch' einfältigem Geſchwätz weg, ich glaube an ſolche Kindereien nicht. Daß ich nicht gefaßt worden bin, war purer Zufall.“ Es vergingen darnach acht Tage, da iſt der Matthes damit beſchäftigt, die Felſen mit Pulver abzuſprengen. Schon verſchiedene Male war es ihm geglückt, hartnäckige Steinmaſſen ganz nach Wunſch auseinander zu treiben. Eben hat er wieder auf's Neue ſeine Mine angelegt und ſich auf die Seite geſtellt. Er wartet und wartet — aber es will nicht losgehen. Da findet er es für gut, einmal nachzuſehen. Der Zunder will nicht brennen — er bückt ſich, um ihn durch Blaſen anzufachen. Da aber ſpielt ihm der Zufall einen ſchrecklichen Streich. Die Mine explodirt, ein gewal-

tiger Krach — und unser Matthes liegt im Nu bewußtlos am Boden. Zufällig waren die losbrechenden Steine ihm mit solcher Wucht an den Schädel gefahren, daß sein ganzes Gesicht in tausend Fetzen zerrissen, sein Schädel vollständig zertrümmert war. Alsbald war er eine Leiche.

Zu Nr. 5. Aus Baiern.

Im Februar d. J. wurde in der Pfarrkirche zu N. das Fastenpatent und der mit demselben verbundene bischöfliche Hirtenbrief von der Kanzel verlesen. Ein Eisenbahnarbeiter, H. A. von R., ging aus der Kirche fort in's Wirthshaus und sprach dort: „Der Pfarrer liest heute die Zeitung in der Kirche, das kann ich auch, da brauche ich nicht in die Kirche zu gehen."

Einige Tage darauf geht dieser Mensch an sein Geschäft an der Bahn, nämlich mittelst Dynamitpatronen Felsenmassen zu sprengen. In der Meinung, ein Schuß, der sich über die gewöhnliche Zeit nicht entlud, werde nicht mehr losgehen, ging A. an die Ladungsstelle, aber in dem Augenblicke als er sich niederbückte, knallte es, und ein Theil des entzündeten Pulvers fuhr ihm in's Gesicht. Ganz geblendet brachte man den Unglücklichen in's Spital. Fürchterliche Schmerzen und die Gefahr völliger Erblindung trat ein. Ein renommirter Augenarzt in W. nahm ihn in Behandlung und erzielte wenigstens so viel, daß mit Hilfe blauer Gläser sich die Sehkraft einigermaßen bessert, aber es besteht noch gegründeter Zweifel, ob nicht das Augenlicht trotz aller angewandten Mühe dennoch erlischt. Die Kameraden des A. sahen aber gerade in dem Vorfall den Finger Gottes und eine Strafe für seinen Frevel und sagten: „Dießmal könnte es wohl so weit kommen, daß Du keine Zeitung mehr lesen kannst."

Zu Nr. 5. Aus den Rheinlanden.

An einem Herbſtſonntagmorgen befand ſich ein junger Mann auf dem Wege nach dem benachbarten Ort zum Beſuche des Gottesdienſtes. Da er dabei jedoch gar wenig Eile an den Tag legte, rief ihm ein ihm begegnendes Mädchen ermunternd zu: „Schneller vorwärts, Joſt; auf dieſe Art kommſt Du viel zu ſpät zur Kirche.“ Der Joſt aber ließ ſich in ſeiner Gemüthsruhe nicht ſtören; ruhig weiterſchreitend gab er zur Antwort: „Das letzte Kreuz bekomme ich immer noch.“ Und in der That, bei dieſer hl. Meſſe hat er wirklich das letzte Kreuz erhalten. Denn kurz nachher ſchon war er eine Leiche. Er war nämlich mit den Pferden auf die Weide gefahren. Nach etwa zwei Stunden kehrten dieſe ohne ihren Hüter zurück, ihn aber fand man entſeelt auf einem nahen Felde liegen. Auf Grund der angeſtellten Unterſuchung läßt ſich mit Sicherheit annehmen, daß der Arme in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde und einer dabei erfolgten ſchweren Verletzung am Unterleibe mittelſt eines Huftrittes ſein junges Leben eingebüßt hat.

Zu Nr. 5. Von der Tirolergrenze.

Ein Bauer hatte die Ernte glücklich beendigt und führte das letzte Fuder Getreide in den Stadel. Nachdem dieſes geſchehen, blickte er zum Himmel und ſprach: „Bisher biſt du über das Getreide Herr geweſen, jetzt aber bin ich Herr darüber.“ Nach einigen Wochen brannte Stadel und Wohnhaus nieder.

Zu Nr. 5. Aus Vorarlberg.

In Br. war vor einigen Jahren ein Frühmeſſer, der einen Bauern zum Feinde hatte, ſo daß dieſer ſogar den

läſterlichen Ausſpruch that: „Lieber hätte ich einen Stier bei meinem Ende an meiner Seite, als den Frühmeſſer!“ Der Frühmeſſer war richtig nicht beim Tode des Bauern, denn dieſer wurde von einem Stiere todtgeſtoßen.

Zu Nr. 5. Aus Weſtfalen.

Im Jahre 1869 war für die hieſige katholiſche Pfarrkirche ein neuer ſogenannter Kreuzweg beſchafft. Derſelbe beſteht aus 14 in München angefertigten und ſehr gelungenen Stationsbildern. Proteſtanten ſowohl als Katholiken des hieſigen Ortes ſprachen darüber das günſtigſte Urtheil aus. Einige Tage vor der feierlichen Einweihung entblödete ſich ein proteſtantiſcher Werkmeiſter der hieſigen Fabrik nicht, die Aeußerung zu thun: „Ach was, ſolche Bilder noch einweihen, ſie ſind nicht werth, daß man ſie anp...“ Was war aber die Strafe für dieſe frevelnde Aeußerung? Am folgenden Tage litt der Proteſtant an Waſſernoth und iſt dicken Leibes einige Zeit nachher geſtorben.

Zu Nr. 5. Aus Baiern.

Vor mehr als zwei Jahren wurde im Schullehrerſeminar zu N. ein junger Menſch, der viele Anlagen verrieth und auch ſchon viele Kenntniſſe erworben hatte, als Seminariſt aufgenommen. Schon in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes im Inſtitute zeigte er eine auffallende Gleichgültigkeit in Hinſicht auf Religionsunterricht und religiöſe Uebungen. Allmählich entwickelte ſich aus dieſer Gleichgültigkeit eine feindſelige Stimmung gegen alles Religiöſe, die ſich durch Spott und Hohn über die Gebräuche und Ceremonien der Kirche und über ſeine beſſern Mitzöglinge kund gab. Die Vorſtände erkannten es als ihre Pflicht, ihm ſein irreligiöſes Benehmen vorzuhalten und ihn ernſtlich zur Beſſerung zu

ermahnen. Alles war umſonſt, und das zweite Seminarsjahr ging bald zu Ende. Der Religionsſpötter wurde immer frecher und muthwilliger, allein man hatte keine ſichern Anhaltspunkte, um gegen ihn weiter vorgehen zu können. Endlich erhielt man auch dieſe. Der religiös verwahrloste Menſch hatte eine gottloſe und ſchändliche Traveſtie des „Vater unſer" geſchrieben und dieſelbe ſeinen Kameraden zum Beſten gegeben. Unter dieſen fanden ſich einige, die ſich in ihrem Gewiſſen verpflichtet fühlten, dieſen Frevel den Vorſtänden anzuzeigen. Nun wurde der Prozeß eingeleitet, und der Religionsſpötter wurde noch vor dem Schluſſe des Jahres aus dem Seminar entfernt und vom Lehrfache für immer ausgeſchloſſen. Bald darauf wurde der junge Mann, der militärpflichtig war, in's Heer eingereiht und mit den übrigen Truppen nach Frankreich befördert. Längere Zeit erfuhr man Nichts von ihm. Endlich las man ſeinen Namen unter den bei Orleans Verwundeten. Niemand wußte, welcher Art dieſe Verwundung ſei; wenige kümmerten ſich um ihn, denn ſein früheres Benehmen hatte ihm die Herzen der Menſchen entfremdet. Auf einmal erſchien er wieder in ſeiner Heimath — ein rechtes Bild des Jammers und der Leiden, nur mehr mit einem Arme. Eine Kugel hatte ihm den rechten Arm und die Hand, mit welcher er die gottesläſterliche Traveſtie geſchrieben, weggeriſſen. Nun regte ſich das Mitleiden für den Unglücklichen, den die Hand des Herrn ſo ſchwer getroffen. Was ihm aber die Herzen gewann, das war ſein offenes Geſtändniß: „Ich habe dieß und noch weit Aergeres verſchuldet, es war dieß eine gnädige Strafe des gerechten Gottes, der nicht den Tod des Sünders, ſondern ſeine Bekehrung will." So hat es der Herr gefügt, daß Derjenige, der auf dem Wege des Verderbens ſchon weit fortgeſchritten war, da er noch zwei Hände hatte, jetzt verſtümmelt eingehen kann in's ewige Leben. Und Allen, die ihn jetzt tagtäglich ſehen können, iſt

er eine ſtehende Predigt über die Gottloſigkeit der Läſterung und Verhöhnung des göttlichen Namens und des Wortes Gottes.

Zu einiger Entſchuldigung des frühern Frevels muß noch bemerkt werden, daß der Unglückliche von Jugend auf im Verkehr mit Religionsſpöttern war, daß er durch dieſelben verführt wurde, und daß er das inkriminirende Schandſtück nicht ſelbſt erdacht, ſondern aus einem ſchlechten Judenblatte abgeſchrieben hat. Der Allwiſſende allein iſt der berechtigte Richter und ſeine Gerichte ſind Barmherzigkeit und Gnade, ſo lange der Menſch im irdiſchen Daſein weilet.

Zu Nr. 6. Aus Oberöſtreich.

(Seite 32.)

Es ſind nun, ſeit ich von Samſtag Nachts 12 Uhr bis Sonntag Nachts 12 Uhr nicht mehr mahle, zehn Jahre verfloſſen. Ich ſagte damals dem Müller, daß ich nur noch bis zum Neujahrstage des Jahres 1863 an den Sonn- und Feſttagen mahlen werde, darnach nicht mehr. Sei es ihm nun recht, ſo bliebe ich bei ihm, und wenn nicht, ſo müſſe er ſich bis dorthin um einen andern Müllerknecht umſehen. Als ich am Mariä-Geburtsfeſt des Jahres 1859 in ſeinen Dienſt eintrat, klapperte die Mühle, als wenn es gar kein Feſttag wäre. Nun das kam mir auch zur ſelbigen Zeit als ganz in der Ordnung vor. Ich zog mein Feiertagskleid aus und ſetzte auch die Arbeit fort. Weil nun nicht viel zu mahlen war, ſo wurde ich an den Werktagen leicht damit fertig. Als nun der zweite Sonntag kam, ſo dachte ich: „Heute kann ich doch auch einen Feiertag halten“ und ſtellte die Mühle zu. Am andern Tage bedeutete mir die Müllerin, daß es dem Müller unausſtehlich ſei, wenn er am Sonntage die Mühle nicht gehen höre; die andern Müllerknechte hätten, wenn ſie nichts zum Mahlen hatten, die

Mühle leer laufen lassen und Thüren und Fenster aufgemacht, damit die vorbeigehenden Kirchgänger nicht meinen sollten, es sei nichts zum Mahlen da. Ich solle daher, damit die Mühle nicht leer zu laufen brauche, weil es dem Mahlwerk schade, an Werktagen die Mühle Nachts zustellen, damit auf den Sonntag etwas zum Mahlen übrig bleibe. — Ich mahlte nun wieder alle Sonn- und Festtage bis zur Zeit, welche ich oben erwähnt. Als ich dem Müller meinen Entschluß ankündigte, gab es einen argen Auftritt. In seiner Wildheit wußte er vor Zorn gar nicht, was er anfangen sollte. Weil er den Zorn nicht auslassen konnte an mir, so weinte er ihn aus und fluchte und schimpfte dabei. Zuletzt entschloß er sich aber doch zum Nichtmahlen unter der Bedingung, daß ich ihm nicht aus dem Dienst treten dürfe, wenn in trockenen Jahren der Bach ausbliebe und ich daher keinen andern Lohn hätte, als die 50 Kreuzer Wochenlohn, da das Andere, was ich von den Leuten bekomme, ausbleibt, wenn ich für Niemanden mahlen kann. Als dieser Vertrag unter die Leute kam, so hieß es, jetzt sei es um den Müller geschehen, denn der Bach bleibt ohnedem so oft aus und nun am Sonntag auch die Mühle stehen und das Wasser leer hindurch rinnen lassen, da müsse er ohne Zweifel um die Mühle kommen. Einer sagte sogar zum Müller: „Wo denkst Du denn hin, daß Du so Etwas gelten laßt, in sieben Jahren macht der Sonntag allein schon ein ganzes Jahr aus.“ Ich dachte aber damals: „O, wenn es der liebe Gott nicht zulassen würde, daß es dem Müller nun schlechter gehe;“ vorzüglich als auch in den trockenen Jahren von 1865 und 1866 der Bach ausblieb, bat ich Gott öfters.

Es wäre auch gar kein Wunder gewesen, wenn er auf die Gant gekommen wäre, denn schon der Mann, welchen der Müller früher zu mir schickte, um mich zu fragen, ob ich nicht zu ihm kommen möchte, sagte mir, als er merkte,

daß es mich nicht recht freue: „Es dauert ja so lange nicht mehr, denn er hat schon so viel Schulden, daß ihm bald Alles verkauft wird, und dann kannst Du ja wieder gehen, wohin Du willst.“

Nun denken Sie, lieber Seelsorger, wie gut und glücklich der liebe Gott Alles ausgehen ließ und die Prophezeiungen der Menschen bis jetzt zu Schanden machte, trotzdem daß der Müller immer sagte, er thue es gar nicht wegen dem Gebote Gottes, sondern nur darum, weil ich ihm sonst nicht im Dienst bleiben würde. Als ich in seinen Dienst trat, hatten wir fast lauter Kost von Korn und nur an den höchsten Festtagen Fleisch zu den Knödeln und keinen Kaffee. Und nun haben wir zumeist Weizenkost, an Sonn- und Festtagen in der Früh Kaffee und zu Mittag Fleisch. Der Müller hat den Kaffee jetzt alle Tage in der Früh, und dann zahlte er schon so viele Schulden ab, welche er gemacht hatte, bevor ich bei ihm in den Dienst trat. Es ist daher unwiderleglich bewiesen, daß mein Müllermeister sich viel besser befindet, seit an Sonntagen nicht mehr gearbeitet wird. Daß die Sonntagsarbeit durchaus keinen Segen bringt, ist aus dem, wie es den Müllern in unserer Umgebung geht, klar und deutlich zu erkennen. Bei den Bauern wurde bis auf die jetzige Zeit auch an den sogenannten abgeschafften Feiertagen Nichts gearbeitet. Es bekommen daher die Dienstboten an diesen, wie auch an den andern Sonn- und Festtagen Kost und Lohn umsonst. Bei den Müllern hingegen müssen die Müllersknechte Tag und Nacht, Sonn- und Festtag ununterbrochen arbeiten, erst alle zwei oder drei Sonntage hat einer einen Feiertag, bald dieser, bald jener. Es müßten daher die Müller durchaus die reichsten Leute sein, was aber gar nicht der Fall ist. Mein Urgroßvater war wohl schon schuldenfrei, aber es nahm der Wohlstand wieder so schnell ab, daß ich von dem Ganzen nur noch einen Kasten habe, und bin doch erst das dritte Glied. In unserer Pfarrei

waren auch noch drei große Müller. Aber von keinem einzigen kam der Sohn auf das väterliche Erbe, alle drei Mühlen sind nun schon wieder an andere Besitzer übergegangen und nicht an die Söhne, deren Väter angesehene Müllermeister waren, als ich noch in die Schule ging. Von allen Müllern, um die ich weiß, ist keiner glücklich. Auch wo es dem Anscheine nach gut geht mit der Wirthschaft, ist doch keine Zufriedenheit. Man hört nur, wie in ihren Häusern Zwietracht und Unfriede, ungerathene Söhne und Töchter und Prozesse das Leben verbittern. Die Müller waren in unserer Gegend die ersten Sonntagsschänder, und müssen es schon geworden sein zur Zeit der josephinischen Aufklärungsperiode, denn auch die ältesten Leute wissen mir nichts Anderes zu sagen, als daß die Müller ihr Gewerbe am Sonntag von jeher schon betreiben. Und sogar der Fluch, wo es heißt: „Gott wird die Schänder seiner heiligen Tage mit Schande und Spott bedecken," scheint an den Müllern schon in Erfüllung gegangen zu sein. Bei uns sind sie schon zum Sprichwort geworden und werden in Liedern besungen und in Bildern gezeigt.

Ueber ihr Sonntagsschänden entschuldigen sie sich damit, daß sie sagen: „Wenn ich heute nicht mahle, so bleibt mir die Mauth aus." Ein Anderer sagt: „Wenn ich heute nicht mahle, so fahrt dieser Bauer, weil er bei mir das Mehl um einen Tag später bekommt, zu einem andern Müller." Und ein Dritter sagt: „Was würden die Leute sagen und denken, wenn ich heute nicht mahlen würde, das wäre eine Schande, denn es hätte den Anschein, als hätten wir Nichts zum Mahlen." Es wird daher oft aus den drei Ursachen der Sonntag entheiligt: aus Geiz und Habsucht, oder aus Neid, oder aus Ehrgeiz. Wie aber die Müllersknechte dazu kommen, sich zu dieser Sonntagsschändung gebrauchen zu lassen, hab' ich unlängst auch erfahren. Sie bekamen nämlich, wenn sie am Sonntag arbeiteten, zu Abend einen Bra-

ten, und wenn sie nicht arbeiteten, nur eine Suppe und schwarzes Brod hinein. Die Strafe blieb jedoch auch nicht aus. Der Braten hörte, nachdem die Sache einmal zur Gewohnheit geworden, auf, das Mahlen blieb, und die Müllersknechte hatten die Ehre, schon Sklaven zu werden, bevor man von den jetzigen Fabriksklaven etwas wußte. Die Müllersklaven haben meistens täglich 20 Stunden Arbeitszeit, oft auch recht schwere, und wenn's gut geht, jeden zweiten Sonntag einen Feier- oder Ruhetag. Das ist der Lohn dafür, weil sie einen Braten höher schätzten, als das Gebot Gottes. Es können freilich die Jetzigen nicht für die Damaligen, allein die Jetzigen schlagen zeitlichen Genuß noch weniger aus, denn es sieht in religiöser Hinsicht so traurig bei uns aus, daß ich schon Mehrere meines Standes sich äußern gehört habe: „Es ist gut, daß ich erst am zweiten Sonntag allemal feiern kann, auf alle Sonntage würde mir ohnehin das Geld zum Saufen zu wenig sein."

Zu Nr. 6. Aus Baiern.

Als Dorfknabe ging ich mit Silbergeld zu einem alten Pfarrer, der 52 Jahre in meinem Geburtsorte pastorirte, um es gegen Kupfermünzen für meinen Vater, Geldeinnehmer des Ortes, umzutauschen. Während des Geschäftes läutete es am Pfarrhause und da hieß es: „Kommen Sie schnell zum Schneider W.; draußen fiel er auf dem Wege um und stirbt." Das war am Pfarrhause nahe der Gartenmauer, wo die Filialgemeinde früher zur Mutterkirche in den Pfarrgottesdienst gehen mußte. Gerade an der Ecke, an welcher der Weg zur Kirche umlenkt, lag der Schneider und ich begleitete den alten Pfarrer bis dahin. Es war Nachmittags am Feste der hl. Dreifaltigkeit. Der Pfarrer fing an zu beten und ihm die hl. Oelung zu geben, allein der Schneider war schon todt, ungeachtet der Pfarrer, der das

hl. Oel vorher im Zimmer hatte, keine 50 Schritte entfernt war. Da der Verunglückte todt war, sprach der Pfarrer: „Wie gelebt, so gestorben. Hier ist gerade der Weg, wo er rechts zur Kirche hätte gehen sollen und an diesem Wendepunkt hat er die andere Seite betreten und hat heute und auf Pfingsten wieder gearbeitet in den Häusern, statt zum Meßopfer zu gehen. Doch beten wir für ihn, an seiner Verkehrtheit trägt er allein nicht die Schuld.“ Man sprach, daß er im Franzosenkriege von 1814 die Freigeisterei erlernte und übte.

Zu Nr. 6. Von der Mosel.

Im Jahre 1858 drängten weltlich gesinnte Leute beim Bischof Karl Arnoldi auf Abschaffung der Feiertage. In Folge dessen wurden an vielen Orten Petitionen mit Unterschriften versehen an den Bischof gerichtet, in welchen angedeutet wurde, an den Feiertagen festzuhalten.

Es waren damals auch vier oder fünf Männer hier, die in Gunst und Ansehen standen. Diesen wurde auch Gelegenheit geboten, sich mit ihrer Unterschrift für das Heiligthum zu wehren und anzunehmen. Diese wollten aber nicht, sondern wiesen den Unterschriftensammler mit so groben Worten ab, daß ihm das Herz weh that. Was geschieht? In Zeit von mehreren Jahren sind alle Vier oder Fünf fast plötzlich an Schlagflüssen gestorben, vielleicht hat der Eine oder Andere nur noch die hl. Oelung empfangen. Zwei davon sollen todt im Bette angetroffen worden sein.

Zu Nr. 6. Aus der baierischen Pfalz.

In E. lebte ein Mann, seines Handwerks ein Schmied, der es mit der Religion gar nicht genau nahm. Seit ich ihn kannte, ist er fast jeden Sonntag in seinen zwei Stun-

den entfernten Geburtsort gegangen, ſtatt in die hl. Meſſe. Noch den Tag vor ſeinem Ende ſagte er zu ſeinen Kindern, er halte ſeine Meſſe auf dem Wege. Zur Beicht ging er des Jahres einmal, wahrſcheinlich weil es ſo Mode iſt bei Vielen, denn er ſagte oft bei den Ermahnungen ſeiner braven Frau und Tochter, ja auch in meiner Gegenwart, als ich einmal dazu kam, da gerade ſeine Frau und Tochter ihn weinend ermahnten, doch zur Beicht zu gehen: „Es iſt genug, wenn ich des Jahres einmal ſehe, was der Pfaff für dreckige Ohren hat.“ Auch ſoll er dieß acht Tage vor ſeinem Ende noch ſeiner Tochter geſagt haben, als dieſe ihn wieder ermahnte. Der Jugend, beſonders den Mädchen, gab er durch ſeine unzüchtigen Reden und Späſſe großes Aergerniß. Als ich noch ein Mädchen war, ging ich immer mit erſchrockenem Herzen in mein elterliches Haus, welches der Schmiede gegenüber liegt, wegen ſeiner unzüchtigen Bemerkungen und Späſſe, die er im Ueberfluß hatte. Ich klagte es einmal meinem Großvater und Onkel, die gaben mir den Rath, ihn geradezu durch Grobheiten zurecht zu weiſen. Ich that es und von dieſer Zeit an hatte ich Ruhe in dieſer Hinſicht, dafür aber ihn zum ärgſten Feind, der mir Unfrieden und Zank ſtiftete, was ich ſeit meiner Verheirathung ſchon bitter fühlen mußte. Auch gegen die Geiſtlichen ſparte er keine von ſeinen Witzen. So ſagte er einmal bei einer Gelegenheit zu mir: „Der Pfaff hat meinen Sohn gefragt in der Chriſtenlehre, als er ſeine Lektion nicht konnte, was er heute Mittag vor der Veſper geſchafft habe; ſage Du zu ihm, er hätte Binſen geſpitzt für Hopfenſtangen.“ Vor 14 Tagen hieß es Morgens in der Frühe, der L. hat ſich todtgefallen, als er das Futter für das Vieh herunter machen wollte. Sein jüngſter Sohn fand nicht lange darnach, als ſein Vater fort war, denſelben todt in der Scheune auf dem Futter liegen. Wie ſein Tod herbeigeführt wurde, weiß nur Gott, der Allwiſſende. Am Abend des zweiten Todestages

ging ich in's Trauerhaus, um, wie es hier üblich ist, für den Hingeschiedenen zu beten. Da sagte einer seiner Söhne: „Der Kantonsarzt hat gesagt, mein Vater sei auf die Schläfe gefallen und habe das Gehirn zerschmettert.“ Da überlief es mich eiskalt, ich dachte unwillkürlich: der hat nicht wollen die dreckigen Ohren des Beichtvaters sehen und ist auf seinem Ohr todt gefallen. Trotzdem, daß der Mann so fleißig war und manche Sonntage vor seinem gewöhnlichen Gang nach B. durch das Hämmern und Arbeiten in der Schmiede entheiligte, kam er, anfänglich im Besitze eines schönen Vermögens, so in Schulden, daß nach seinem Ende den Kindern nichts mehr übrig blieb, als das traurige Nachdenken über die Schicksale, welche ihnen von ihrem Vater bereitet wurden.

Zu Nr. 6. Aus dem Salzburgischen.

Es kam an einem Fasttage ein junger Doktor aus Tirol, der sich um die Kirche wenig kümmerte, nach S. und verlangte in einem Wirthshaus Fleischspeisen. Die Kellnerin erinnerte ihn, daß Fasttag sei und fragte ihn, ob er nicht lieber etwas Anderes wünsche. Aber der Doktor bestand auf seinem Verlangen, das nun erfüllt wurde. Während des Speisens wurde aber dem Doktor unwohl und er verlangte Essig (wahrscheinlich um die Schläfe zu bestreichen). Als der Essig gebracht wurde, war der Doktor schon todt. „Noch waren ihre Speisen in ihrem Munde, da ward rege Gottes Zorn gegen sie.“ Ps. 77, 30.

Zu Nr. 6. Aus Baden.

Unser Nachbar Fr. F. hatte aus Frankreich, wo er mehrere Jahre als Schlosser arbeitete, ein häßliches Andenken mit in seine Heimath genommen — die Sonntagsentheiligung. Einmal ging er Sonntags früh zwei Uhr auf ein

Mattfeld, das wohl ¾ Stunden vom Ort entfernt und von allen Seiten mit Wald umgeben ist, um da ungesehen eine Wiese abzumähen. Zum Mittagessen wollte er wieder daheim sein, die Sense aber erst am andern Tage beim Heumachen heimnehmen. Allein er mußte das Ungesehene bald selber anzeigen. Er stillte nämlich den lechzenden Durst aus dem Mattengraben in der Vertröstung, Mittags dann durch bessern Stoff die Hitze zu kühlen. Aber bald merkte er, daß er Todtenwasser getrunken und schon ein anderer Mäher die Sense wetze, um ihn abzuhauen. Der noch junge, schöngewachsene, kräftige Mann bekam die Auszehrung. Im Gefühl der Schuld und im Vorgefühl des Todes bekannte er die Sache öfter und öffentlich und das elende Dahinschwinden des erst so kräftigen Mannes ist seither den Leuten des Ortes für die Sonntagsheiligung eine gewaltige Predigt.

Zu Nr. 7. Aus Rheinpreußen.

(Seite 49.)

S. in B. verspottete die hl. Kommunion, indem er eine Wurst zerschnitt und die Scheiben den Gästen eines Wirthshauses auf die Zunge legte. Sein Arm erlahmte und er wurde irrsinnig.

Zu Nr. 8. Aus Vorarlberg.

(Seite 58.)

Im Jahre 1873 war ein Pfarrer vor Gericht geladen wegen einer Predigt über oder vielmehr gegen das konfessionslose Schulgesetz. Obwohl die Zeugen sich untereinander selbst widersprachen und das, worin sie übereinkamen, nur ein eingelernter Artikel einer liberalen Zeitung zu sein schien, welche zuerst Lärm geschlagen hatte; so wurde der Pfarrer doch verurtheilt und zwar ausdrücklich auf Grund des Ma-

nuſkriptes, das man ihm mit Gewalt genommen, obwohl er ſich im Vortrage nicht an das Manuſkript gehalten. Einige Wochen nach der Verurtheilung ſtürzte der einzige Sohn des damaligen Gerichtspräſidenten bei einem Ausfluge von einem Felſen herab und war eine Leiche. Der Felſen, von dem er herabfiel, heißt „die Kanzel" und iſt in der Nähe von F.

Zu Nr. 8. Aus der Diözeſe Trier.

M. R. in B. hatte ſich wiederholt gegen die hieſigen Geiſtlichen ungezogen benommen, ſo auch im Jahre 1858 gegen den damaligen Pfarrer M. Dieſer ſagte ihm nun bei einer ſolchen Gelegenheit: „R., Ihr verlangt einmal nach dem Herrn und bekommt ihn nicht." Im Jahre 1864 beſuchte dieſen Mann, da er krank war, der damalige Pfarrer F. am 18. April und ſuchte ihn zu bereden, ſich verſehen zu laſſen, aber ohne Erfolg. Kaum in's Pfarrhaus zurückgekehrt, wurde er wieder gerufen, eiligſt zu kommen. Als der Pfarrer das Haus betrat, fand er eine Leiche.

Zu Nr. 8. Aus Preußen.

In S. war an der Peter- und Paulskirche ein würdiger Pfarrer. Er kam mit einem angeſehenen reichen Gemeindegliede in Konflikt. Der Biſchof verſetzte den Pfarrer auf deſſen eigenen Wunſch. Selben Tag, als der hochw. Herr abreiste, begab ſich Jener in den Pfarrhof und verlangte den Pfarrer nochmals zu ſprechen. Der neue Pfarrer H., der die Umſtände kannte, ermahnte ihn, von ſeinem Haſſe zu laſſen.

Er beſtand darauf, den alten Pfarrer zu ſehen. Pfarrer H. ſagte, daß er ſich bereits am Bahnhof befinde. Er begibt ſich dorthin, ſieht den Pfarrer und ſchlägt ihm öffentlich in's Geſicht. Dieſer drehte ſich um und ſagte: „Dieß

iſt die rechte Hand Deines Kindes.“ Derſelbe kam nach Hauſe, und ſein eigenes Kind, ein Mädchen, iſt am rechten Arm und der Hand gelähmt. Der Vater des Kindes reiste mit dem nächſten Zuge dem mißhandelten Pfarrer nach, warf ſich ihm zu Füßen und bat um Verzeihung. Der Prieſter erwiederte, er habe längſt vergeben. Er bittet ihn, ſein Kind zu heilen. Der Geiſtliche ſagt: „Kannſt Du ungeſchehen machen, daß Du mich, den Prieſter, in's Geſicht ſchlugſt? Wenn Du das kannſt, dann iſt auch Dein Kind geſund.“ Dieß paſſirte 1871. Die Betheiligten leben noch.

Zu Nr. 8. Aus Nordamerika.

Es gab in D., Staat Indiana, viele ſchlechte Chriſten, die dem Prieſter allen Schimpf und Spott, alle Verläumdungen anzuthun ſich bemühten. Ich war, als ich 1861 die Gemeinde antrat, innerhalb $1^1/_2$ Jahren der vierte Prieſter, der hierher geſchickt wurde, und ich kann ſagen, ich kam mit ſchwerem Herzen; indeß wußte ich nicht Alles, denn ſonſt, glaube ich, hätte ich mich geweigert, einen ſolchen Poſten anzunehmen. Indeß muß ich bekennen, daß ich dort in $4^3/_4$ Jahren viel, viel gelernt habe und jetzt danke ich dem lieben Gott, daß ich in eine ſolche ſchwierige Gemeinde verſetzt wurde. Einer meiner Vorgänger nun, der auch die Trunkenheit bekämpfte, fand in einem gefährlichen Menſchen einen ſehr böſen, aber ſtillen Feind. Als eines Abends der Prieſter von einer Mäßigkeitspredigt nach Hauſe kam — er logirte in einem Hotel — hatte ihm eine Dienſtmagd in eine Taſſe Thee einen berauſchenden Gegenſtand gethan, und ehe der gute Herr es ſich's verſah, war er total betrunken. Er wollte zu ſeinem Zimmer in der zweiten Etage die Treppe hinaufſteigen, fiel aber dabei ſo gewaltig auf die Naſe, daß dieſe heftig zu bluten anfing. Auf dieſe Weiſe wurden ſeine Kleider, beſonders das Hemd, vom Blute ge-

zeichnet. Was that das mit dem Feinde des Priesters in Verbindung stehende Dienstmädchen? Sie nahm das Hemd, gab es an den Menschen, und dieser klagte darauf den im besten Rufe stehenden Priester bei dem Bischof der Diözese an und gebrauchte das Hemd als Zeugen. Die Sache hatte sich schnell wie ein Lauffeuer im Orte verbreitet, und für den sich aufopfernden Priester war es eine Unmöglichkeit, länger zu bleiben, obwohl man seine Unschuld allgemein anerkannte. Man übergab ihm eine andere Gemeinde, und als er von der Gemeinde in der Predigt Abschied nahm, betheuerte er seine Unschuld und sprach die ernsten Worte aus: „Jener Mensch, der mich auf eine solche Weise verläumdet hat, wird auf seinem Todbette sich vor Schmerzen die Nägel von den Fingern beißen und ohne Beichte sterben.“ Nach etwa drei Jahren trat dieß Ereigniß wirklich ein. Auch ich hatte diesen Menschen schon öfter ermahnt, seine Pflicht als Christ nicht zu vergessen. Allein Alles umsonst. Da rief man mich eines Tages zu ihm; er war sehr krank. Ich bat ihn, die Beichte abzulegen, allein er wollte nicht, er hätte noch Zeit, meinte er. An einem Sonntagnachmittag, als eben die nachmittägige Andacht beginnen sollte, kam sein ältester Sohn in größter Eile, mir mittheilend, daß sein Vater am Sterben sei. Ich eilte hin. Welch' ein Bild, welch' ein Schrecken! Er lag in den furchtbarsten Krämpfen und biß sich ganz entsetzlich dabei auf seine Finger, so daß das Blut herausfloß. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, darauf starb er ohne Beichte, ohne Kommunion, seine Verläumdung büßend. Die um sein Sterbelager Stehenden erinnerten sich der Worte des Priesters.

Zu Nr. 8. Aus Rheinpreußen.

Einem meiner Freunde, welcher in H. war, wurde in einer stürmischen Winternacht am Pfarrhause geschellt. Er

wurde eilends zu einem eine Stunde entfernt wohnenden Kranken gerufen. Der pflichttreue Priester eilt zur Kirche, nimmt das allerheiligste Sakrament und das Krankenöl zu sich und wandert wohlgemuth durch Schnee und Eis dem fernen Dorfe zu. In der Wohnung des Kranken angekommen, sieht er einen nicht mehr jungen Mann beim spärlichen Oellichte hinter dem Ofen sitzen, eine Pfeife rauchend. Auf die Frage des Priesters, wo denn der Kranke sei, erwiederte der Mensch hohnlachend: „Herr Pfarrer, gehen Sie nur wieder nach Hause, hier ist Niemand krank. Sie haben mich vor Jahren einmal beleidigt. Damals schwor ich Ihnen Rache. Um mich an Ihnen zu rächen, habe ich Sie durch dieses Unwetter rufen lassen. Das ist also dafür." Der Pfarrer sammelte sich einen Augenblick und erwiederte: „Mein bedauernswerther Freund! Das Unrecht, welches Sie mir dadurch zugefügt haben, verzeihe ich Ihnen von ganzem Herzen. Aber nehmen Sie meinen Rath an. Thun Sie ernstliche Buße für das Unrecht, welches Sie dem lieben Gott im hl. Sakramente zugefügt haben, und beten Sie von jetzt an täglich um eine glückliche Sterbestunde, damit, wenn Sie einmal wirklich an's Sterben kommen, Sie alsdann nicht vergeblich nach einem Priester verlangen." Der Pfarrer ging nach Hause. Mehrere Jahre nachher wird derselbe Priester zu demselben Manne gerufen. Dießmal war's Ernst. Der Priester eilt zum Kranken hin. Als er an die Hecken des Dorfes kommt, wird ihm gemeldet: „Soeben ist der Kranke verschieden." — Gott läßt seiner nicht spotten.

Zu Nr. 8. Aus der Schweiz.

In Z., Kanton Aargau, lebte bis vor einigen Jahren ein Sigrist und seine Frau, welche die dortigen Geistlichen auf alle Weise verfolgten, besonders auch in Zeitungen verläumdeten. Einen projektirten Neubau der Kirche wußten

sie durch die ausgesuchtesten Intriguen zu verhindern. Geistliche waren nach einander ihrem Treiben mehr oder weniger zum Opfer gefallen, d. h. sie verließen, theils von der Regierung genöthigt, theils freiwillig die Pfarrei. Darunter waren vollkommen untadelhafte Priester. — Der Sigrist selbst fiel in seiner Scheuer auf die Tenne herunter und war sogleich todt. Darauf setzte die Frau die früheren Machinationen allein noch fort und berichtete besonders auch an Zeitungen. Als sie nun Abends spät noch in einer Zeitung las, schlief sie hiebei ein, die Zeitung fing am Lichte Feuer und die Frau selbst verbrannte. Allgemein wurden diese beiden Todesfälle als Strafe Gottes betrachtet.

Zu Nr. 8. Aus der Pfalz.

Vor ungefähr 14 Jahren hatte die Gemeinde E. keinen Seelsorger. Da versah der hochwürdige Herr B. von B. die Pfarrei. Bei schlechter Witterung fuhr ihn einmal der Bauer J. von E. nach Hause. Das erfuhr die ledige Weibsperson M. W., ebenfalls von E. Da sagte sie zu dem Bauern: „Wäre nur der Pfaff heruntergefallen, und hätte ihm der Wagen den Kopf abgefahren;“ wahrscheinlich weil sie sich ärgerte über die Ermahnungen, die er ihr ertheilt hatte. Doch was geschah? Innerhalb eines Jahres nach dieser Aeußerung kam diese ledige Person in's Wochen- und Todtenbett. Es wurde gleich ihr Bruder fortgeschickt, den oben benannten Seelsorger zu rufen, damit sie mit den hl. Sterbsakramenten versehen würde. Aber zur größten Betrübniß wurde dem dahin eilenden Herrn angekündigt, sie sei schon todt, als er keine 18 Schritte mehr zum Hause der Verstorbenen hatte. Die Verstorbene hatte auch ein halbes Jahr vor ihrem Tode zu mir gesagt, als ich einem Kinde wegen unanständiger Handlung mit der Hölle drohte: „Ei, bist Du auch noch so weit zurück und glaubst an eine Hölle

oder an ein Fegfeuer, nein, so dumm bin ich nicht.“ Als ihr Tod bekannt wurde, überlief es mich eiskalt und ich dachte unwillkürlich: „Jetzt wirst Du wissen, ob es eine Hölle oder ein Fegfeuer gibt.“

Zu Nr. 8. Aus Nordamerika.

In der Gemeinde St. A. lebt der schon bejahrte Mann P. Th., welcher ein lebendiges Warnungsdenkmal ist: „Vergreif' dich nicht an einer gottgeweihten Person.“ Derselbe ist aus B. in Württemberg gebürtig, ein Ort, der eine ganze Menge ungenießbarer Katholiken hierher gesandt hat.

Dieser Mann hatte — ich weiß selbst nicht weßwegen — einen solchen Haß gegen meinen vorletzten Amtsvorgänger, A. B., daß er glaubte, sein Müthchen an demselben kühlen zu müssen. Die furchtbarsten Drohungen hatte er laut werden lassen und erwartete nur eine günstige Gelegenheit, aber lange vergebens. Eines Abends paßte er dem Pfarrer auf einer Brücke auf, griff den Nichtsahnenden an, mißhandelte ihn gröblich und würde ihn wahrscheinlich in's Wasser (die Brücke führte über einen schiffbaren Kanal) geworfen haben, wenn nicht auf das Rufen des Pfarrers Hilfe gekommen wäre. Um das Maß der Bosheit voll zu machen, ließ er am nächsten Morgen den Pfarrer verhaften auf die Anklage, derselbe habe ihn angegriffen und geschlagen. Da wegen der Dunkelheit der Nacht die zu Hülfe Geeilten wenig gesehen und nichts Positives bezeugen konnten, so wurde die Sache zwar niedergeschlagen, aber der Pfarrer hatte noch obendrein eine Masse Unkosten zu zahlen. Vier bis fünf Jahre verflossen seitdem, bis ich hierher versetzt wurde (Dezember 1871). Damals fing P. Th.s rechte Hand, womit er den Priester geschlagen, an, krank zu werden. Es bildete sich auf der obern Handfläche eine Geschwulst, als ob ein

Knochen da wachsen wollte, und zwar ohne irgend welche denkbare Ursache oder Veranlassung, z. B. Verstauchen u. dgl., sondern ganz von selbst. Die Hand spottete der Kunst vieler Aerzte; sie wurde lahm. Vom Armgelenke an ist gegenwärtig die Hand steif, die Finger sind etwas krumm und unbeweglich, doch ist die Hand bedeutend zusammengeschrumpft und sieht aus, als ob sie ganz verdorrt wäre. Ob der Mann das Strafgericht Gottes erkennt, weiß ich nicht; ich habe ihn nie direkt darauf aufmerksam machen mögen, denn er ist heute noch ein roher Geselle; aber die ganze Gemeinde, sogar schon die Kinder weisen auf ihn hin, als ein Beispiel, daß man sich nicht an einem Priester vergreifen soll.

Zu Nr. 8. Aus der Schweiz.

In einer größern Pfarrgemeinde machten am Anfange der fünfziger Jahre mehrere junge Männer gleichsam eine Verschwörung gegen den in jeder Beziehung ganz vortrefflichen Pfarrer. Es schien, der geistreiche und furchtlose Verkünder der Wahrheit sei diesen jungen Leuten lästig geworden. Daher suchten sie durch jede Art von Ränken, durch Verläumdungen und anonyme Briefe den Pfarrer unmöglich zu machen. Ihr Plan ist aber gänzlich gescheitert. — Nach kurzer Zeit trat wieder Ruhe ein und das beste Verhältniß zwischen dem Seelsorger und seiner Gemeinde. Selbst jene Verfolger schienen nach und nach ihre feindseligen Gesinnungen gegen den Pfarrer abgelegt zu haben. Auffallender Weise sind aber innerhalb kurzer Zeit vier jener ehemaligen Feinde des Pfarrers gestorben, alle im besten Mannesalter, keiner wurde 50 Jahre alt. Der Eine starb an einer lange dauernden Krankheit; ein Zweiter war zeitweise geisteskrank und starb dann auch, Beide nach Empfang der Sterbsakramente. Der Dritte fiel in einem Wirthshause die Stiege hinunter, erhielt bedeutende Verletzungen am Kopf, blieb be-

sinnungslos und starb nach wenigen Tagen; der Vierte endlich fiel auf der Straße todt zu Boden.

Zu Nr. 9. Von der Tirolergrenze.

(Seite 83.)

Ein junger Lehrer saß in festtäglicher Kleidung in einem Gastzimmer der Stadt L. Ein anwesender Wagnermeister fragte ihn, ob er auch einer von jenen Studenten sei, welche Priester werden wollen. Der Lehrer gab zur Antwort, wenn es Gottes Wille sei, werde er es sicherlich noch so weit bringen. Darauf erwiederte der Andere, er solle doch nicht so ungeschickt sein, das sei ja alles Nichts! An der Stelle, von welcher gefabelt werde, daß dort Christi Kreuzigung geschehen sei, sei ein Schindanger gewesen u. s. w. Einige Zeit nachher verbreitete sich die Kunde, jener Wagner habe sich auf dem Dachboden erhenkt, weil es allmählich an den Tag kam, daß er seine 13jährige Stieftochter mißbraucht hatte. Ich sah es selber mit an, wie er ohne Sang und Klang von den Todtengräbern unter heftigem Fluchen und Sakramentiren verscharrt wurde. Auch der Geistliche erschien auf ein paar Augenblicke in schwarzem Anzuge, aber nur um sich zu überzeugen, daß die Beerdigung richtig vor sich gegangen.

Zu Nr. 9. Von der Mosel.

Es lebte in der Liebfrauenpfarrei zu T. eine Beamtenfamilie in gemischter Ehe. Die katholische Frau hatte die Kinder in der Religion des protestantischen Vaters erziehen lassen und die Kinder besuchten auch die protestantische Schule. Am Feste der unbefleckten Empfängniß im Jahre 1871 schickte diese Frau ihren neunjährigen Knaben in die protestantische Schule in seinen gewöhnlichen Werktagskleidern. Man machte die Frau aufmerksam, daß heute ein

hoher katholischer Muttergottestag sei, sie solle den Knaben auch festtäglich putzen; sie that es nicht. An diesem Tage fiel der Knabe auf dem Schulwege und zerbrach sich den Arm oberhalb des Ellbogens. Im Jahre 1872, am Feste Mariä Verkündigung, schickte sie nochmal ihren Sohn in die protestantische Schule in Werktagskleidern. An diesem Tage fiel der Knabe wieder und zerbrach sich den andern Arm oberhalb des Handgelenks, während der erste Arm noch nicht aus dem Gypsverbande war. Und an einem andern katholischen Feiertage desselben Jahres, ungefähr im Sommer, hat der Knabe bei einer andern Gelegenheit, die mir nicht mehr bekannt ist, sich auch noch das Bein so sehr verstaucht, daß er längere Zeit daran zu laboriren hatte.

Die Familie wohnt jetzt in A. Der Knabe starb im letzten Jahre und die Frau, die wegen dieses Aergernisses der protestantischen Erziehung ihrer Kinder lange Zeit sich der hl. Sakramente enthalten mußte, hat später vor Zeugen eine öffentliche Reueerklärung abgegeben.

Zu Nr. 9. Aus Baden.

Lehrer B. in R. wagte es, obgleich Katholik, bei der Sedansfeier im Jahre 1874 in H. auf den altkatholischen Kreisgerichtsrath Sch. von K., der im badischen Landtage eine ganz besonders kirchenfeindliche Stellung einnahm, einen Toast auszubringen und dabei in Wort und Gestikulation seiner Freude darüber, daß „die Römlinge aus Deutschland verjagt worden seien", lebhaften Ausdruck zu geben. Kurze Zeit nachher macht er einen Ausflug in die Schweiz, besteigt den Berg Säntis und fällt auf dem Rückwege 2000 Fuß tief hinab. Sein gräßlich zugerichteter Leichnam wurde am 16. September desselben Jahres in A. in der Schweiz beerdigt. Die Römlinge können wieder nach Deutschland zurückkommen.

Zu Nr. 10. Aus Tirol.

(Seite 92.)

In der Nähe von Kl. hütete vor mehreren Jahren ein Knabe die Schafe; durch Nachlässigkeit kam ein Theil in das Gut eines alten häßlichen Weibes. Sie kam eben daher, sah es, fluchte und verwünschte heillos den Knaben. Der Knabe, zuvor frisch und gesund, wurde nach ein paar Tagen krank und sein Leib mit Beulen überdeckt. Da natürliche Mittel Nichts halfen, so wurde ein Kapuzinerpater aus Kl. gerufen, um die Benediktion vorzunehmen; darauf brachen die Beulen auf, und heraus kamen nebst dem Eiter — abgeschnittene Fingernägel. Der Pater, später Provinzial von Westfalen, erzählte es mir selbst und zeigte mir den Menschen, der in einem Handwagen an die Standorte der Omnibusse geführt wurde um Almosen zu bitten, und der auch, obwohl 13 Jahre verflossen, den Pater gleich erkannte. Er ist noch immer unfähig, zu gehen, aber sonst gesund. Ich hätte und habe dieß nie geglaubt, bis ich letzthin in Dr. Gaßners, von 35 Ordinariaten empfohlenen Pastoral die Möglichkeit solcher Dinge gelesen.

Zu Nr. 10. Von der holländischen Grenze.

Ein in hiesiger Gegend wohnender Arbeiter hatte die böse Gewohnheit, sehr oft bei seinen Erzählungen die Worte zu wiederholen: „Ich mag leiden, daß ich den Hals breche, wenn es nicht wahr ist.“ Einmal kam er mit Einigen, die er kannte, in's Gespräch, wobei er denn obige Worte öfters wiederholte. Er wurde von den Andern ernst darauf aufmerksam gemacht, indem diese bemerkten, sie würden sich von ihm entfernen, wenn er derartige Reden noch einmal hören ließe. Dieser aber gab zur Antwort: „Ich sage es noch einmal, ich mag leiden, daß ich den Hals breche, wenn es

nicht wahr ist, was ich gesagt habe." Darauf trennten sie sich. Dieser Mann aber ging nun weiter auf dem Wege, der zu seiner Wohnung führte, von der er noch eine gute Stunde entfernt war. Unterwegs traf er einen bekannten Fuhrmann an, auf dessen Karren er sprang. Allein das Pferd wurde scheu, der Mann fiel rückwärts von dem Karren herunter und — brach den Hals.

Zu Nr. 10. Aus Württemberg.

Im Jahre 1863 führte mich in T. der Weg öfters an einem Weingärtnershaus vorbei, vor dessen Thüre in einem Korb ein etwa einjähriges Kind ohne Augen saß; an deren Stelle waren nur zwei seicht eingedrückte Vertiefungen. Ein schrecklicher Anblick! Bei näherer Erkundigung erfuhr ich Folgendes: Die Mutter dieses unglücklichen Kindes wurde in ihrer Schwangerschaft eines nahezu erwiesenen Hausdiebstahls geziehen. Zur Rede gestellt, brach sie in die unseligen Worte aus: „Wenn ich das gestohlen, so soll mein Kind, das ich unter dem Herzen trage, keine Augen haben!" — Wie sie gesprochen, ist ihr geschehen.

Zu Nr. 10. Aus der Pfalz.

Der Bauer P. hatte einst ein Schwein geschlachtet, wobei ihm seine Söhne halfen. Einer der Knaben versah Etwas, worüber der Vater so aufgebracht wurde, daß er in die Verwünschung ausbrach: „Ich wollte, verfluchter Junge, Du brächest den Hals!" Das geschlachtete Schwein wurde auf eine niedrige Leiter, sog. Stellleiter gebunden und über Nacht in die kalte Küche gestellt, um abzukühlen. Dieser Leiter bedienten sich sonst die Söhne, um über den Viehstall zu ihrer Schlafkammer zu steigen. In der gedachten Nacht mußten sie aber an einem Pfosten hinaufklettern. Am folgenden Morgen sollte gedroschen werden. Der Vater weckte;

aber wie junge Leute zu thun pflegen, blieben die Söhne noch einige Minuten liegen, bis sie den Vater kommen hörten. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, in aller Hast sprangen die Jungen aus dem Bette, kleideten sich an, und der Eine, der, wie sonst immer, auf die Leiter zu treten glaubte, stürzte kopfüber auf das Tennenpflaster und brach das Genick.

Zu Nr. 10. Aus Deutschland.

In W. lebte vor etlichen Jahren noch eine Frau, die Gattin eines Privatiers, Namens K. Als sie noch Braut war, gerieth sie einmal mit ihrem Bräutigam derart in Streit, daß sie ausrief: „Lieber will ich blind werden, als Dich heirathen!" Sie heirathete ihn doch und wurde alsbald blind, und lebte viele Jahre mit ihrem Manne als Blinde. Ich habe oft mit eigenen Augen und lange Zeit dieses Paar spazieren gehen sehen.

Zu Nr. 11. Aus Westfalen.

(Seite 113.)

Ich ging eine Strecke Weges mit einem unbekannten einfachen Manne. Derselbe erzählte mir, wie er vor vielen Jahren einmal denselben Weg gegangen, todtmüde und krank. Er sprach einen Knecht an, welcher mit zwei muntern Pferden einen leichten Wagen führte. Aber dieser wies ihn ab mit den Worten: „Wer keine Pferde hat, gehe zu Fuß," und fuhr rasch weiter. Gleich darauf fiel er vom Wagen und zerbrach, wenn ich nicht irre, beide Beine, wenigstens aber das eine. Nach etwa zehn Jahren kamen Beide wieder zusammen, nahe an derselben Stelle. Der Knecht mit hölzernem Fuß erzählt seine Geschichte und nennt's eine gerechte Strafe. Der Andere gibt sich ihm zu erkennen.

Zu Nr. 11. Aus Böhmen.

In Ch. bei H. in Böhmen saßen nach gewohnter Weise an einem Sonntage des Jahres 1858 Bauern und andere Leute, die zahlen konnten oder auf Borg tranken, im großen Gemeindewirthshause beim Bierkrug. Bauernstolz macht sich im Wirthshaus am meisten breit. Das bewies sich auch hier. Einer der reichsten Bauern des Ortes überbietet im Trinken und Reden bald die ganze Gesellschaft. Die Sprache war auf's Schadenfeuer gekommen. „Ah! soll mir mein Hof immerhin niederbrennen!" frevelte er, und zwar wiederholte er dasselbe trotz des Mahnens der Tischgenossen dreimal. Endlich verliert sich die Gesellschaft und die erste Hälfte der Woche vergeht ohne besonderes Ereigniß. Donnerstag ist Feuerlärm im Orte. Es brennt in der Nähe des Hofes, der obigem Bauern gehört. Man lauft und rettet — aber den Hof hat man übersehen. Dieser brennt ab bis auf den Grund und auch des Bauern Geld verbrennt, das er in einem Tischkasten eingeschlossen hatte.

Zu Nr. 11. Aus Baden.

In den 20er Jahren fuhr im Amtsbezirk O. ein Doktor und ein Zimmermann mitsammen auf einer Straße. Unterwegs sahen sie in einem nahen Dorfe ein Haus brennen; da sagte Letzterer: „Schauen's, Herr Doktor, dort blüht mir auch ein Acker Weizen!" Der Doktor schwieg. Als sie noch eine Strecke gefahren waren, kamen ihnen Feuerspritzen entgegen, um diesen Brand löschen zu helfen. Da wurde des Doktors Pferd scheu, sprang seitwärts, die Chaise fiel um und der Zimmermann brach den Arm. Der Doktor sagte dann scherzend; „So, Herr Zimmermann, Euer Acker Weizen blüht jetzt noch und meiner ist schon zeitig." Ob dem Zimmermann seiner auch zeitig wurde, d. h. ob er jenes

Haus bauen durfte, weiß ich nicht, wahrscheinlich wurde sein Arm nicht so schnell kurirt.

Zu Nr. 12. Aus Baiern.

(Seite 121.)

In W. starb vor ein paar Monaten ein Weib, dessen Hausherrn ich gut kenne. Er erzählte mir, daß sie seit langer Zeit Sakramente und Kirchenbesuch verschmäht, und trotz der Mahnung des Doktors lange nicht zu bewegen war, geistlichen Beistand zu suchen. Endlich ließ sie sich bewegen zum Versehen unter der Bedingung, daß man den alten, sehr schwerhörenden Pfarrer hole. Diesen könne man holen, denn der höre Nichts, aber erst am Sonntag soll man ihn holen. Es war Freitag. Am Samstag starb das Weib ohne die Tröstungen der hl. Religion. Der eifrige Herr Vikar des Ortes bestätigte mir dieß als Wahrheit.

Zu Nr. 12. Aus Baden.

In M. ereignete sich im Jahre 1871 folgende Geschichte. Ein schon bejahrter Mann, der Vater von mehreren Kindern, lag mit einem seiner Söhne in fortwährendem Streit und Hader wegen einer geringen Summe Geldes. Beide, Vater und Sohn, zeichneten sich durch Geldgier und Geiz aus. Der Vater, ein schrecklich jähzorniger Mensch, schimpfte und lästerte seinen Sohn, wo immer er denselben treffen konnte, nicht allein zu Hause, sondern auch auf öffentlicher Straße oder in den Wirthsstuben. Der Sohn bat mich, doch seinen Vater zu ersuchen, ihn des öffentlichen Aergernisses wegen auf der Straße in Ruhe zu lassen, indem er zugleich betheuerte, daß er seinem Vater Nichts schulde. Also rief ich eines Tages den Vater zu mir, bat ihn in der größten Ruhe, doch dieses öffentliche Schimpfen über seinen Sohn einzustellen und, wenn er glaube, daß er Recht habe,

einfach durch das Gericht sein Geld wieder zu erlangen suchen solle, wenn sie nicht im Frieden, wie es Christen gezieme, den Streit beilegen wollten. Der Vater, dadurch erzürnt und aufgebracht, stieß alle Verwünschungen gegen seinen Sohn und gegen mich aus, indem er glaubte, ich wollte auch noch helfen, ihn um sein Geld zu bringen. Ob ich ihm meine Unschuld betheuerte oder nicht, er tobte fort und fort, und zuletzt, da ich sah, daß Nichts mehr mit ihm anzufangen sei, bat ich ihn, sich zu entfernen. Er verließ das Haus unter Fluchen und Schimpfen und sein letztes Wort war: „Ich gehe nie mehr bei Ihnen in die Kirche und zu den Sakramenten.“ Ich bedeutete ihm, er werde mich eher verlangen, als er vielleicht glaube, es könnte dann aber wohl zu spät sein. Er entfernte sich. Kaum waren sechs Wochen vergangen, so rief man mich eines Nachmittags zur Eisenbahn, die nicht weit von meiner Wohnung entfernt ist, ich eilte hin und was sah ich — ein schreckliches Bild. Dieser alte Mann war von einer Lokomotive überfahren. Die Beine waren gebrochen und, in der Seite verletzt, blutete er entsetzlich. Als ich in's Stationsgebäude eintrat, verschied er ohne Sakramente. Von jenem oben erwähnten Tage an hatte er nie mehr die Kirche besucht. Und was ist aus seinem verwünschten Sohne geworden? Er lebt noch, siecht aber dahin an Leib und Seele, denn Religion hat er keine mehr. Geld ist nur noch sein Gott. Man müßte blind sein, wollte man an ihm nicht den Fluch des Vaters erkennen.

Zu Nr. 12. Aus Baiern.

Während einer Mission zu D. bat ich auch eines Abends einen von der Arbeit heimkehrenden Mann, diese Mission zu benutzen, um seiner Pflicht als Christ nachzukommen, die er, wie allgemein bekannt war, seit Jahren nicht mehr erfüllt hatte.

Aber er stieß eine so schreckliche Verwünschung gegen mich und gegen die Mission aus, daß meine Feder sich sträubt, dieselbe wiederzugeben. Ich entfernte mich, bemerkend, er werde vielleicht eher, als er glaube, den Priester wünschen und solle sich hüten, nicht dorthin zu gerathen, wo er den Priester und die Mission hinwünschte. Nach Verlauf von drei Monaten kam eines Tages sein kleiner Sohn in größter Eile gesprungen und rief mich zu seinem sterbenden Vater. Ich eilte hin und als ich die Thüre öffnete, fiel er todt vom Stuhl, so daß ich ihm nicht einmal die hl. Oelung geben konnte. Sein starker Körper war gleich kalt. Wie lange war dieser sonst so starke, gesunde Mann krank gewesen? Gar nicht. Er war des Morgens zu seiner Arbeit gegangen und kehrte am Mittage zurück mit einem kleinen Unwohlsein, nur in den letzten zehn Minuten hatte seine Frau bemerkt, wie er die Sprache verlor; dieß setzte sie in Furcht, sie schickte deßhalb zum Priester. Er aber antwortete kein Wort mehr, stieß auch gegen Priester und Missionen keine Verwünschungen mehr aus.

Zu Nr. 12. Aus der Schweiz.

Im Dörflein R. lebte vor einigen Jahren ein Mann, über 70 Jahre alt, wohlhabend, aber ungebildet und roh; er war ledig. Mehrere Jahre, seit dem Tode seiner frommen Schwester, hatte der Mann seine österliche Beicht nicht mehr verrichtet. Er wurde kränklich und während einem halben Jahre von zwei Geistlichen sehr oft besucht. Der Alte war von sehr christlichen Leuten umgeben und gepflegt. Es wurde mit Gebet und ernstem Zureden Alles aufgeboten, um den Kranken zum Empfang der hl. Sakramente zu bewegen. Oft versprach er dann, es thun zu wollen; je näher er aber dem Tode kam, desto weniger war er dazu geneigt. Bisweilen wies er den Geistlichen, wenn er mit ernsten Wor-

ten ihm in's Gewiſſen redete, ab, hieß ihn fortgehen und nicht mehr kommen. Am Tage vor dem Sterben betete ein Prieſter noch laut mit vielen Umſtehenden für die Bekehrung des Kranken; er blieb ungerührt und ſo verſchied er am folgenden Tage; der Geiſtliche, den man noch rief, kam zu ſpät. — Der Verſtorbene hatte früher beſonders ſeinen Dienſtboten vom verdienten Lohn vorenthalten, viele Prozeſſe geführt und war wegen eines falſchen Eides beſtraft worden. Auch beſchäftigte er ſich während der Krankheit noch, im halbbewußten Zuſtande, viel mit unlautern Phantaſien.

Zu Nr. 13. Von der holländiſchen Grenze.

(Seite 136.)

Ich ſtand, ſo erzählte mir vor längerer Zeit ein junger Mann, ſeines Handwerks ein Schuſter, mit meinem Vater nicht gut, trug aber auch ſelbſt die Schuld daran, denn ich machte meinem Vater vielen Verdruß. Einmal hatte ich mehrere Sachen für Rechnung meines Vaters gekauft, wovon dieſer natürlich Nichts wußte. Darum wurde er denn auch ſehr ärgerlich, als ihm endlich die Rechnung zugeſtellt wurde. Er rief mich zu ſich in's Zimmer, mich abermals ernſtlich zu ermahnen, und er that es in einer ſolchen Weiſe, daß ich aus jedem Worte ſeine große Theilnahme und Liebe zu mir deutlich genug hätte erkennen können. Nichtsdeſtoweniger machten ſeine ſo gut gemeinten Worte auf mich nicht den gewünſchten Eindruck; im Gegentheil wurde ich darüber ſo aufgebracht, daß ich ihn mit der Fauſt vor die Bruſt ſtieß, ſo daß er rückwärts zu Boden fiel. Als ich nun aber meinen guten Vater ſo hinfallen ſah, vermochte ich es im Zimmer nicht mehr auszuhalten, ich eilte zur Thüre. Kaum hatte ich aber die Schwelle betreten, als ich niederſtürzte und denſelben Arm zerbrach, mit dem ich vorher meinen guten Vater zu Boden geſtoßen hatte.

Zu Nr. 13. Aus Schlesien.

In W., im schlesischen Gebirge, lebte in jüngster Zeit der Schmied E. zufrieden und glücklich mit seiner bereits betagten Mutter, die Wittwe war und eine Häuslerstelle besaß. Der junge Mann war fleißig und machte ein gut Stück Arbeit. Die Mutter übergab ihm darum auch bald die Stelle, weil ihr die Wirthschaft schon schwer ward, und machte sich nur einen kleinen Auszug aus. Der Sohn nahm eine Frau aus dem Nachbardorfe, die es auch mit der Schwiegermutter gut meinte. So ging eine Zeit lang Alles gut und die Mutter bekam ihr Gehöriges, bis der Sohn sich den Trunk angewöhnte. Das kam aber so:

In dem Dorfe ward ein Gut verkäuflich. Da erschien ein Kaufmann aus der Stadt und erwarb es und legte eine Fabrik darauf an. In diese Fabrik wurden viele Arbeiter aus der nächsten Stadt und auch aus der Ferne angenommen. Sie erhielten einen schönen Lohn und pflegten auch nicht zu sparen, sondern saßen nach Feierabend und Sonntags viel im Wirthshaus. Dort traf sie denn E., wenn er nach der Arbeit ein Glas Bier trank.

Der Schmied war viel gereist und erzählte gern seine Abenteuer. Von den Arbeitern waren auch mehrere weit herum gewesen und theilten ihre Erlebnisse mit. E. kam so immer mehr in's Gespräch mit ihnen und glaubte sich von ihnen besser verstanden und geschätzt, als von den Dorfleuten. Er ging darum jetzt viel öfter in's Wirthshaus.

Das Dorfgasthaus genügte indeß am Orte allein nicht mehr. Bald kam ein unternehmender Mann aus der Stadt und errichtete ein zweites. Darin ward Alles prächtig hergestellt, aber Speisen und Getränke kamen auch viel theurer.

In dem neuen Gasthause pflegten der Geschirrmeister und die Buchhalter aus der Fabrik zu sitzen, sowie sich dann und wann einige Vorarbeiter einfanden. E. mußte doch das

neue Wirthshaus auch kennen lernen und ging deßhalb eines Tages dahin. Die dortige Gesellschaft sagte ihm noch besser zu. Er erzählte und man bewunderte ihn. Dieß schmeichelte ihm unendlich; waren es doch hier vornehmere Leute, die ihn ehrten. Er ging nun täglich mehrmals in die neue Restauration, trank manch Glas über den Durst und auch manche Flasche Wein mit den neuen Freunden. Oft bezahlte er ganz für Alle; denn obwohl Fabrikmeister und Buchhalter einen hohen Gehalt bezogen, so hatten sie doch noch mehr Bedürfnisse.

Das konnte nicht lange gehen. E. arbeitete nicht mehr viel, verdiente sehr wenig, vernachlässigte die Wirthschaft und gab desto mehr aus. Er gerieth bald in drückende Schulden. Mutter und Frau warnten ihn. Umsonst; je mehr er sich überzeugen mußte, wie begründet ihre Vorstellungen waren, desto mehr ergab er sich dem Trunke, um sie nicht zu Herzen zu nehmen.

Es wurde in der neuen Restauration auch über Glauben und Religion spöttisch gesprochen, und E. stimmte ein, um sich die Gunst seiner neuen Freunde zu erhalten. Dieß gelang ihm auch, und man nannte ihn den aufgeklärten Dörfler, worauf er nicht wenig stolz war. Als sich aber seine Schulden häuften, konnte er doch auch bei der Gesellschaft seine gedrückte Stimmung nicht mehr ganz verbergen.

„Das kommt von den Lasten, die ihr Landbewohner noch zu tragen habt," sagte der Fabrikmeister, „da haftet ein Auszug und dieß und das auf eurem Besitzthum, was euch das Leben hart macht."

Das war ein schlimmes Wort. Aus dem umdüsterten Auge des Schmieds blitzte dabei ein unheimliches Feuer.

Er fing nun an, die Mutter zu verkürzen und als dieselbe auch solches mit Geduld ertrug, begann er Streit mit ihr um geringer Ursachen willen, und warf sie, die ihn so lange versorgt und liebreich gepflegt, schließlich mit eigenen

Händen aus dem Hause, indem er meinte, sie möge sich ihr Recht beim Richter suchen.

Die arme, mißhandelte Mutter that dieß nicht; sie duldete still und zog zu einer entfernten Verwandten, um ihr kärgliches Brod durch Kinderpflegen zu verdienen. Aber sie machte es nicht lange. Der Gram um ihren Sohn, den sie geistig und leiblich zu Grunde gehen sah, brach ihr das Herz. Sie kam in das Hospital zu frommen Schwestern und starb daselbst.

Der Sohn nahm ihren Tod nicht zu Herzen, aber die Strafe Gottes traf ihn. Sein Besitzthum ward in Kurzem zur Befriedigung seiner Gläubiger verkauft, die Frau verließ ihn und zog mit ihren Kindern zu ihren Eltern, die glücklicherweise noch am Leben waren. Der noch rüstige Mann verkam ganz und gar. Seine einzige Thätigkeit bestand zuletzt darin, daß er in den Wald ging und Ameiseneier suchte, die er in der Apotheke verkaufte. Tief im Walde fand man ihn einst, als er kein Obdach mehr hatte, halb von Ungeziefer zerfressen, todt auf.

Ein mahnendes Beispiel zur Heilighaltung des vierten Gebotes, das allein eine Verheißung erhalten vom allgütigen Gott.

Zu Nr. 13. Vom Rhein.

J. J. war der älteste Sohn eines Schreiners und verlor seinen Vater durch den Tod, als er einige zwanzig Jahre alt war. Er hatte noch einen Bruder und vier Schwestern, wovon zwei verheirathet waren. Die Mutter ließ das Geschäft durch ihn und den jüngern Bruder fortsetzen. Es gab häufig Streitigkeiten zwischen der Mutter und den beiden Söhnen, insbesondere dem ältesten. Die Mutter war eine geborene Französin und hatte den heftigen, aufbrausenden Charakter dieser Nation. Auch die Söhne hatten denselben Charakter. Als der älteste nach einiger Zeit heirathete,

nahmen die Mißhelligkeiten zwiſchen Mutter und Sohn zu. Eines Tages artete der Streit in thätliche Mißhandlungen aus. Der Sohn hatte der Mutter einen Schlag verſetzt; als er zum zweiten Male den Arm erhob, ſchrie die Mutter: „Verflucht ſei der Arm, den Du gegen Deine Mutter erhebſt, und er ſoll Dir lahm bleiben bis an Dein Ende.“ In der That hatte der Sohn am andern Morgen eine ſteife Hand und behielt ſie bis zu ſeinem wenige Jahre darauf erfolgten Tode. Die Mutter lebt noch.

Zu Nr. 13. Aus Baiern.

Schneidermeiſter A. L. in H. hatte vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Der zweitgeborene Sohn ſtudirte und ſtarb als Dekan und Stadtpfarrer in B. in der Oberpfalz. Der jüngſte Sohn, J. L., hatte das Loos, Soldat zu werden. Derſelbe hatte aber ſchlechte Luſt, den Torniſter zu tragen, und drang deßhalb in ſeinen Vater, ihm einen Erſatzmann zu ſtellen. Allein der Schneidermeiſter, deſſen Haushalt ſchon durch den Studenten ſchwer belaſtet war, war anderer Anſicht und meinte, es ſeien dermalen friedliche Zeiten, und die Summe von 600—800 fl. könnte ſein J. wohl ſelbſt verdienen. Nachdem derſelbe das Exercitium vollendet, würde er ja ſtändigen Urlaub erhalten. Das verdroß aber den jungen Soldaten, er erging ſich in maßloſen Ausfällen gegen den Vater. Namentlich ließ er ſich zu der frevelhaften Aeußerung hinreißen: „Du ſollſt Hunde haben und keine Kinder, die kommen doch blind zur Welt!“ Dieſe Rede that dem guten alten L. ungemein wehe und, um nicht fernern Rohheiten ausgeſetzt zu ſein, ſtellte er einen Mann für ſeinen Sohn.

Dieſer übernahm bald darauf das väterliche Anweſen und heirathete eine Bauerstochter aus der Nachbarſchaft. Einige Tage vor der Hochzeit beſchäftigte ſich der Bräutigam

mit Zusammenhacken von Astholz (Herrichten von Wellen). Bei dieser Arbeit fuhr ihm plötzlich ein Splitter in ein Auge, wodurch ein stechender Schmerz und bald darauf Hemmung der Sehkraft eintrat.

Die Hochzeit wurde gefeiert und L. gab sich der Hoffnung hin, sein Augenleiden bald günstig gehoben zu wissen; allein nach Umfluß von drei Wochen wurde auch das andere Auge in Mitleidenschaft gezogen und — eine völlige Erblindung des jungen Mannes war die Folge. J. L. ist, wie gesagt, noch am Leben, ist Vater von mehreren Kindern, von welchen geführt er den größten Theil der ländlichen Beschäftigungen zu verrichten im Stande ist.

Ein großes Unglück ist diese Erblindung; aber die Leute sagen: Das ist Gottes Gericht; er hat seinem Vater Hunde statt Kindern gewünscht und muß nun selber blind, wie die Hunde zur Welt kommen, umhergehen. Darum: Ehre Vater und Mutter!

Zu Nr. 14. Aus Rheinpreußen.

(Seite 139.)

In J. bei S. hatten vor mehreren Jahren zwei Bursche mit einem und demselben Mädchen Bekanntschaft. Es dauerte nicht lange, so sah der Eine, J. W., daß der Andere bevorzugt wurde. Dieß klagte er seinem verheiratheten Bruder J. W. Dieser sagte: „Ei, mit Dem wollte ich fertig werden, Dem wollte ich Eins versetzen, daß er daran denken würde.“ Ersterer wollte aber auf diesen Rath nicht eingehen. Einige Zeit nachher traf der Verheirathete mit dem Rivalen seines Bruders im Wirthshause zusammen; schnell faßte er, wie er nachher gestand, den Gedanken, für seinen Bruder, der doch kein Herz habe, Rache zu nehmen. Er entfernte sich vor dem Andern, um sich mit einer Holzkeule in Hinterhalt zu stellen, bis der Verhaßte nach Hause gehe. Aber was geschah? Sein lediger Bruder, der sich doch

mehr Herz faßte, als er glaubte, hatte ſich ſchon mit einer Holzkeule in Hinterhalt gelegt und ſchlug, in der Meinung, es ſei ſein Rivale, ſeinem Bruder ſo auf den Kopf, daß derſelbe nach wenigen Stunden eine Leiche war. Er hatte noch ſo viel Zeit, um zu bekennen: „Den teufliſchen Rath, den ich meinem Bruder gegeben habe, muß ich jetzt mit meinem Leben bezahlen.“ So ſtrafte Gott den Mordgedanken des Bruderpaares, indem Beide in die Grube ſtürzten, welche ſie einem Dritten gegraben hatten; der Hetzer wurde ermordet, der Gehetzte wurde ein Brudermörder.

Zu Nr. 14. Von der Tirolergrenze.

Der Magd eines Wirthes träumte mehrere Nächte nach einander, daß ſie umgebracht werde. Sie bat daher ihre Eltern, welche eine Stunde von ihrem Dienſtorte entfernt waren, um die Erlaubniß, den Dienſt verlaſſen zu dürfen. Dieſe hielten das Ganze für Einbildung und ſchickten ihre Tochter wieder zurück zu ihrer Dienſtherrſchaft. Einige Tage darauf wurde ſie von einem Burſchen ihrer Nachbarſchaft auf die grauſamſte Weiſe erſtochen.

Zu Nr. 14. Aus Tirol.

Im Jahr 1809 zogen die Landesvertheidiger aus der Stadt St. in's „Moos“ hinab, um ihre kämpfenden Brüder abzulöſen, die mit den Franzoſen alldort eben in einem Kampf engagirt waren. Unterwegs kniete ein verwundeter Franzoſe, der mit aufgehobenen Händen Pardon erflehte. Alle Landesvertheidiger ließen ihn in Ruhe, nur Einer war ſo grauſam und zerſchmetterte ihm mit dem Gewehrkolben den Kopf. Die Landesvertheidiger beſetzten den Sprechenſteinkopf und die dort befindliche Ruine, wurden aber im Rücken erfaßt und mußten retiriren. Bei dieſem

Rückzuge fielen einige Schützen, unter andern mein Großoheim. Der Großvater fand ihn wie schlafend zwischen zwei nahe bei einander stehenden Bäumen, welche ich aus der Erzählung meines Vaters gut kannte. Nichts ward ihm genommen, selbst nicht einmal die goldene Uhr; denn die Franzosen hatten Eile. Allein jener grausame Schütze war ebenfalls gefallen. Er ward von dem Feind über den Felsen herabgestürzt und lag im Thale, aller Kleider beraubt, mit zerschmettertem Kopfe. Die Volksstimme deutete dieß als auffallendes Strafgericht, denn die Franzosen konnten vom frühern Vorfall Nichts wissen.

Zu Nr. 14. Aus Vorarlberg.

Vorige Woche (Mitte Mai 1874) erstach ein Bruder in Schw. den andern. Die Wunde ist über zwei Zoll tief gegen die Lunge, und der junge Mensch vielleicht schon todt, wie der Herr Pfarrer des Orts uns vor ein paar Tagen erzählte. Er ist mit allen hl. Sterbesakramenten versehen. Es ist dieß, so Gott will, der letzte Akt der Tragödie, die diese Brüder seit Langem aufführen. Denn vor zwei Wochen stach das jetzige Opfer ebenfalls nach dem andern Bruder, dessen Messer er jetzt zum Opfer fiel. Vor Kurzem wurde auch ein anderer, sehr braver Jüngling, der zufällig an einem der Brüder ruhig vorbeiging, von demselben aus purem Muthwillen verwundet, indem er mit einem krummen Rebmesser ihm in die Hand schnitt. Kurz, Niemand war sicher vor ihnen. Freilich kamen sie selbst ebenfalls oft übel weg, bekamen Schläge und Wunden, so daß der Doktor sagt, daß beim jetzt Gefallenen kaum eine Kreuzergröße des Kopfes ohne Narben sei. Auch der Kerker war schon Folge ihres Muthwillens, bevor noch die Gensdarmen den Einen des letzten Attentats wegen hinter Schloß und Riegel setzten. Wie ist es so weit mit ihnen gekommen, frägt man,

besonders wenn man hört, daß der Vater ein braver Mann und auch die Kinder sonst sehr gutmüthig sind? Der Mörder ist trostlos und hat vor Ankunft des Pfarrers mit den hl. Sakramenten und in Gegenwart desselben den Verunglückten um Verzeihung gebeten, in Gegenwart vieler junger Leute, und auch selbe erhalten mit größter Bereitwilligkeit. Zwei- bis dreimal gaben sie immer auf ein Neues sich die Hand, der Attentäter erfüllte das Haus mit lautem Wehklagen und wollte noch in derselben finstern, kalten und nassen Nacht zu Gericht gehen, um sich anzuzeigen, wenn nicht der Verunglückte ihn abgehalten hätte. — Man wirft die Schuld auf die Mutter, welche ihre Buben schon in frühester Jugend zu solchen Heldenthaten aufstachelte. Wenn diese als Schulbuben einen Kameraden geprügelt, so fragte die Mutter mit einer gewissen Lust: „Habt ihr ihn recht ordentlich geprügelt?" Wenn hingegen ihre Buben selbst Schläge bekamen, so schmähte sie selbe aus, daß sie gar nichts zum Raufen wären. Sie glaubte wohl nicht, daß sich dieser Unterricht einstens gegen ihr eigenes Fleisch und Blut realisiren werde.

Zu Nr. 14. Aus Oestreich.

Es lebte zu N. eine wohlhabende Bäuerin, welche einen unehelichen, mißgestalteten und halb blödsinnigen Knaben in die Ehe gebracht hatte.

Da sie sich desselben schämte, war er ihr ein Dorn im Auge und sie suchte ihn um jeden Preis aus der Welt zu schaffen. Oft schlug sie ihn derart, daß ihr Mann in's Mittel treten mußte. Einmal mußte er mitten im Winter auf einer Leiter den First des mit Schnee und Glatteis bedeckten Hausdaches besteigen, um Hauswurzeln, welche an dieser Stelle aufbewahrt wurden, herabzuholen, aber er that sich zum größten Aerger der Mutter kein Leid und kam fast

wie durch ein Wunder wieder unversehrt herunter. Ein anderes Mal, da er an den Frieseln litt, mußte er auf Befehl der Mutter sich im Mühlbache waschen oder baden, wurde aber trotzdem wieder gesund. Als man es einmal vergessen hatte, ihn einzusperren, lief er seiner Mutter nach in die nahegelegene Stadt und gab, als er sie dort zufällig unter einer größern Menschenmenge aufgefunden hatte, durch Lallen seine Freude zu erkennen. Da ergrimmte sie auf's Heftigste und rannte ihn an der Stirne nieder, daß er mit dem Rücken hart auf den Pflasterboden fiel. Nachdem diese und ähnliche Versuche, den Knaben durch harte Behandlung um's Leben zu bringen, sich als fruchtlos erwiesen hatten, starb er nach einigen Jahren von selbst. Aber nicht lange dauerte die Freude der Mutter. Von den gesunden und vollsinnigen Kindern, welche sie in der Ehe bekommen hatte, folgte ihm alle Jahre eines in die Ewigkeit nach, so daß sie am Ende aller ihrer Kinder beraubt war.

Zu Nr. 14. Aus Baiern.

Unlängst erzählte mir der alte Graf S.: In den Jahren 1828—30, nachdem ich die juridischen Studien an der Universität M. vollendet hatte, nahm ich Praxis am Landgerichte D., nur eine Stunde vom väterlichen Schlosse entfernt. Ich ging jeden Morgen vom Schlosse zum Sitze des Landgerichts und jeden Abend wieder nach Hause. Eines Tages, ehe ich mich, wie gewöhnlich, in's Gasthaus zum Mittagessen begab, kam ich noch in das Amtszimmer des ersten Assessors und traf denselben ganz traurig gestimmt und ernst. „Was liegt Ihnen so schwer auf dem Herzen?" fragte ich ihn, denn so hatte ich ihn noch nie getroffen. „Es ist recht, daß sie kommen," entgegnete er, „Sie können mich vielleicht beruhigen oder doch einige Aufschlüsse geben. Sie kennen den Großbauern H., der nicht ferne von Ihrem vä-

terlichen Schlosse sein Anwesen hat? Diesen jungen Mann hatte ich heute zu verhandeln. Mehrere Zeugen behaupteten ganz entschieden und einstimmig, sie hätten denselben kurze Zeit vor der Verübung des Mordes mit dem Taglöhner M., der dieser Unthat höchst verdächtig und bereits vollständig überwiesen ist, von hier nach L., dem Orte der Mordthat, gehen sehen. Der Großbauer H. läugnete schon bei dem ersten Verhör. Heute wurde er beeidigt. Die Aussagen der Zeugen wurden ihm vorgehalten. Ich stellte ihm recht ernstlich und eindringlich vor, welch' einen Frevel er verübe, wenn er nach abgelegtem Eide gegen die Wahrheit rede. Ich bemerkte ihm, daß außerdem durchaus kein Verdacht einer Theilnahme an dem Morde ausgesprochen sei, daß man von ihm nur konstatirt haben wolle, der höchstwahrscheinliche Mörder sei gerade um diese Zeit dieses Weges gegangen. All' mein Zureden war vergeblich. Der Großbauer H. läugnete beharrlich, den fraglichen Mörder an diesem Tage gesehen oder gesprochen zu haben. Auf mein beständiges Zureden hin wurde er endlich ganz ungehalten und that den fürchterlichen Ausspruch, der mich ganz erschütterte: „Der T..... soll mich heute noch holen, wenn ich diesen Menschen am selben Tage gesehen oder gesprochen habe." Soeben hat er das Amtszimmer verlassen, ich aber kann mich kaum fassen, denn solch' eine Dreistigkeit und Gottlosigkeit ist mir noch nie vorgekommen. Können Sie mir über diesen Mann keine nähern Aufschlüsse geben?"

Ich konnte dem Assessor nur sagen, der Großbauer sei bekannt als ein recht übermüthiger, hoffärtiger Mensch, der nach keinem Menschen frage, Jedermann Grobheiten mache und mit seinem Gelde Alles ausrichten zu können glaube. Als ich Abends im väterlichen Schlosse ankam, rief mir unter dem Thore der Baumeister meines Vaters entgegen: „Soeben kommt die Nachricht, der Großbauer H. sei auf dem Wege von D. her aus seinem Wagen gestürzt und habe

ſich das Genick gebrochen." Mich erſchütterte dieſe Nachricht noch mehr, als Vormittags der ſchreckliche Fluch den Aſſeſſor. Des andern Tages erfuhr ich im Landgerichtsſitze, der Großbauer ſei ganz wüthend aus dem Landgerichte in's Gaſthaus gekommen, habe daſelbſt ſo geflucht und geläſtert, daß man mehrmals ihm drohen mußte, er werde, wenn er nicht ſchweige, hinausgeworfen; darauf habe er in fürchterlichem Unmuthe gezecht und geſoffen und ſei gegen Abend fortgefahren. In derſelben Gegend, wo er nach Ausſage der Zeugen früher in Begleitung des muthmaßlichen Mörders geſehen worden war, wurden ſeine Pferde ſcheu, warfen den Wagen um und ſchleppten den Leichnam noch eine Strecke weit fort, bis der Wagen gänzlich zertrümmert war.

Zu Nr. 14. Aus Naſſau.

Ein Soldat aus S. ermordete, wie er nachher oft geſtand, einen Kameraden. Die That blieb unbeſtraft. Im verfloſſenen Jahre wurde er hier von einem Meſſerſtich getroffen, der nicht ihm, ſondern einem Andern galt, und ſtarb.

Zu Nr. 14. Aus Baiern.

In S. war ein Müller, der mit ſeiner Ehehälfte in großem Unfrieden lebte, der beſonders bei einer übrigens gleichgiltigen Gelegenheit in helle Flammen aufſchlug. In der folgenden Nacht, als der Müller vom Wirthshauſe wieder daheim war, machte er plötzlich Lärm und rief die Hausleute in's Zimmer der Müllerin, die erdroſſelt war. Obwohl viele Umſtände den Müller als den Mörder bezeichneten, ſo riß ihn doch ſein Anwalt, der bekannte Dr. B., nach einjähriger Unterſuchungshaft heraus. Das Merkwürdige bei der aufgebahrten Leiche der Müllerin war aber, wie mir Leute von der dortigen Gegend erzählten, daß man, ähnlich wie in einem in L. erzählten Falle, zum Schrecken der betreffenden Anweſenden,

trotz langen Bemühens, keine der zwei Wachskerzen anzuzünden vermochte. Noch entsetzlicher ist aber, nach langem Familienhader so in die Ewigkeit einrücken zu müssen.

Zu Nr. 15. Aus Baiern.

(Seite 147.)

Vor ein paar Jahrzehnten wurde der Grundstein zu dem in M. am meisten besuchten Gasthofe gelegt, dessen Erbauer jüdischer Abkunft und als Weinwirth berüchtigt war vom Jahr 1848 als Herbergsvater der Rothen, welche sich immer bei ihm als Gäste einfanden. Man erzählte allgemein, daß in diesen Gasthof die Freimaurerloge komme, was sich auch bestätigte, da die verschiedenen Festlichkeiten der Bundesbrüder immer dort stattfanden, und jeder irgend Namhafte auch als Fremder sein Absteigquartier dort nahm. Der Hotelbesitzer baute unter außerordentlich günstigen Geldanlehen, von höchsten Personen protegirt, und die Reisenden, besonders aus dem Norden, kehrten vorzüglich bei ihm zu. Trotzdem aber verwickelte sich derselbe in solche Wechselgeschäfte, daß ihm als Fälscher mit dem Zuchthause gedroht wurde und er den verzweiflungsvollen Tod in den Wellen des nahen Flusses suchte, um der Schmach und Schande zu entgehen vor der Welt, den er auch fand.

In der gleichen Straße, nicht weit von diesem Gasthofe entfernt, war ein kleines Kaffeehaus; dessen Besitzer erschoß sich ungefähr ein Jahr darnach eines Sonntags Morgens um ½11 Uhr. Ein Bekannter von mir kam vorüber, hörte durch die Umstehenden, was da geschah, ging hinein und sah zu seinem Entsetzen den unglücklichen Selbstmörder in einem Zimmer liegen, wo Teufelsfiguren, Drachen ꝛc. auf rothem Grund mit schwarzer Farbe gemalt waren, und erfuhr, daß dieses das Lokal ist, in dem sich immer die sogenannte „Gesellschaft zur Hölle" versammelt, welche so oft in den liberalen Blät-

tern ihre Zusammenkunft anzeigten, aber nie wo —, deren Mitglieder aus Schauspielern, Literaten ꝛc. bestand. Einer der Letztern, A. M., hat sich als Bühnendichter hervorgethan, und vergiftete sich vergangenen Jahres, als er wegen Verführung vieler unreifer Mädchen während seines Landaufenthaltes angeklagt vor Gericht gezogen werden sollte, um so seiner Verurtheilung zu entgehen.

Ein weiterer Fall solch unglückseligen Endes ist auch nachstehender: Ein aus Berlin gekommener Maler N., welcher mit seiner Mutter seit ein paar Jahren hier wohnte, nahm, nachdem er längere Zeit leidend war, ohne geheilt zu werden, Gift, um von seinen Schmerzen in schauderhafter Verblendung für immer befreit zu werden. Wie todt daliegend, traf ihn die darüber verzweiflungsvolle unglückliche Mutter, sie wollte nicht mehr leben und verschlang noch den Rest des nahestehenden übrigen Giftes, welches sie auch tödtete. Kaum aber erwachte der scheintodte Sohn, so henkte er sich entsetzt über der Leiche der Mutter auf, und so begingen Beide das schreckliche Verbrechen des Selbstmordes. Es wurde alsdann erzählt, daß dieselben in den besten Vermögensumständen waren, aber daß bei ihnen eine Gesellschaft mit Namen „Krokodil" sich einfand, wo namhafte Schriftsteller und Gelehrte sich betheiligten, welche nun Zeuge sein mußten, wohin auch ihre in aller Welt gerühmte Wissenschaft, Weisheit und Aufklärung führt, ohne Glauben an Christus, das höchste Ideal aller Selbstverläugnung und alles Trostes bei allen Geschicken der Menschen. Möchten diese Bethörten bedacht haben, daß ihrer Thätigkeit als Bauleute der Freimaurerei derjenige als Eckstein entgegensteht, den sie als Grundstein verworfen und der sie zermalmen kann, wenn er als ihr zukünftiger Richter das furchtbare Urtheil über sie fällt, und sie nicht ablassen, ihre glaubensmörderischen Bestrebungen fortzusetzen.

Wohl sind diese für jeden Gläubigen erzählten Begeben-

heiten auch die unverkennbaren Mahnrufe des strafenden, ewigen, gerechten Gottes an die Gewissen, dessen Langmuth und Gnade auch begrenzt ist, und den Menschen, der solche nicht benützt, dann zum Verbrecher an seinem eigenen Leben macht in verzweiflungsvoller Verlassenheit, wie das Ende dieser Unglücklichen zeigte, welche ihre Wohnungen jenen bösen Geistern preisgaben, die unsichtbar unablässig zum ewigen Verderben der Menschheit thätig sind.

Zu Nr. 15. Aus Baiern.

Nach einer halbjährigen Wirksamkeit in D. (Filiale der Pfarrei K. a. M.) erhielt ich ein Dekret als Kaplan nach W. im Spessart. Meine Filiale waren H. und J., zwei Stunden vom Pfarrorte entfernt. Zu arbeiten gab es da natürlich bei Tag und Nacht genug. Ich saß nun einmal im Winter an einem Sonntagabend gemüthlich in meinem Zimmer. Da kam, es war ½11 Uhr, mein Prinzipal in voller Aufregung und blassen Antlitzes in mein Zimmer und sagte: „Herr Kaplan, es sind zwei Bursche von H. drunten. Sie sollen die alte Vorsteherin besuchen.“ Ich zog sofort meine Schneestiefel an und griff nach meinem Eisstocke. Mein Prinzipal sah mich ängstlich an und sagte: „Ich traue diesen Burschen nicht, nehmen Sie zur Vorsorge ein Pistol mit sich.“ Ich wies das Anerbieten zurück und eilte munter den Burschen durch den Schnee voraus. Erst auf der Höhe des Berges betrachtete ich mir meine Begleitung und erkannte in dem einen Burschen den Sohn der kranken Vorsteherin, die ich schon mehrmals im Hause besucht hatte und eine gute Frau war. Ich fragte denselben: „Die Mutter ist wahrscheinlich wieder ohnmächtig geworden?“ und erhielt von dem andern Burschen zur Antwort: „Ja, Euer Hochwürden.“ Ich zog sodann mein Schwert, d. h. meinen Rosenkranz aus der Tasche und betete mit mei-

nen zwei Burschen. Als wir fertig waren, sagte der Eine: „O Herr Kaplan, heute Abend ist im alten Vorsteherhaus ein großes Unglück passirt. Der Johann hat sich gehenkt!“ Bei diesen Worten schrack ich zusammen, wie vom Blitze getroffen. Dieser Johann war erst etwa 14 Jahre alt, gescheidt, brav und gut. An demselben Sonntage hatte ich ihn in der Christenlehre aufgerufen und wegen seiner Antworten gelobt. Wie kommt dieses unschuldige Geschöpf zum Selbstmorde? dachte ich. Ich eilte nun an die Jammerstätte, spendete der trostlosen Mutter die hl. Sakramente, ließ mir den armen todten Knaben zeigen und ging dann auf mein Zimmer im Filial, wo ich mit schmerzerfülltem Herzen nachdachte über diesen furchtbaren Fall.

Am nächsten Tage erzählte mir die Mutter: Nach der Kirche sei der Johann gekommen und habe über Leibschmerzen geklagt und einen Groschen verlangt, um sich einen Schnaps zu holen. Ich gab ihm keinen, aber meine ältere Tochter gab ihm das Geld, womit er im Wirthshaus Schnaps holte und mich und seine Schwester auch davon trinken ließ. Dann ging er an das Viehfüttern. Als sein Vater (ein schlimmer Mann) nach Haus kam, gab er dem Johann wegen einer Nachlässigkeit eine Ohrfeige. Als später zum Essen gerufen wurde und er nicht kam, fanden ihn die zwei jüngern Kinder hängend am Zugseil in der Scheuer. Die Mutter bemerkte, der Knabe sei sehr empfindsam gewesen und habe immer von den Engeln geträumt und gewünscht, im Himmel zu sein. (Siehe Seite 176 eine ähnliche Versuchung.)

Zu Nr. 15. Aus Deutschland.

Franz W., Besitzer einer Schlosserei und Eisenwaarenhandlung, hatte sich durch Fleiß und Klugheit in wenigen Jahren ein großes Vermögen erworben und war geachtet unter seinen Mitbürgern. Allein die Pflichten der Religion

hatte er immer vernachläſſigt, mit dem Reichthume wuchs ſeine Genußſucht und ſein Wohlleben. Er ſchaffte ſich eine Konkubine an und wurde laſterhaft, der häusliche Friede wurde dadurch geſtört. Frau und Kinder bezeigten ihm darüber ihre Verachtung. Schlechter Umgang und die Lektüre ſchlechter Bücher, namentlich der Werke Voltaire's, beſtärkten ihn in der Unſittlichkeit und im Unglauben. Das Leben wurde ihm zur Laſt. Kaum 50 Jahre alt, erhenkte er ſich eines Nachmittags an einem Thürpfoſten ſeines Schlafzimmers.

Zu Nr. 15. Aus Baiern.

In dem Dorfe N. bei L. war im Jahre 1864 ein Badergeſelle. Derſelbe ſtand in dem Blüthenalter von 21 Jahren und wußte ſich durch ſein angenehmes Aeußere und vielleicht auch durch ſeine Geſchicklichkeit bei ſeinen Hausleuten ſehr einzuſchmeicheln. Er ging auch in die Kirche und machte äußerlich religiöſe Gebräuche mit. Doch leider war das Herz des jungen Menſchen ſehr verdorben. Er las ſchlechte, glaubensloſe Bücher und hatte ſchon als Feiertagsſchüler mit ſeinem Pfarrer Händel wegen ſeiner Aufführung. Eines Tages nun, es war nach Neujahr, ſtand der Geſelle — K. war ſein Name — in der Frühe nicht auf, um ſeinem Geſchäfte nachzukommen und nachher ſich auf die Reiſe zur Abbüßung einer Gefängnißſtrafe zu begeben, zu welcher er eines nicht bedeutenden Diebſtahls wegen zu F. war verurtheilt worden. Nachdem wiederholtes Rufen zum Aufſtehen von Seite des Hausherrn vergeblich war, drang man mit Gewalt in das Schlafzimmer des Geſellen, und ſiehe da, man fand ihn todt in ſeinem Bette, er hatte ſich ſelbſt vergiftet, nachdem er zuvor noch das Geweihte, das er bei ſich trug, neben ſich auf das Fenſterbrett hingelegt hatte. Der Unglückliche war Tags zuvor zu L. und kaufte ſich Gift in der Apotheke, zechte noch, wie man von einigen Weibsperſonen hörte, und

trank dann des Abends das Verderben in sich hinein. Als derselbe einige Tage vor dem Tode über den Friedhof ging, sagte er zu dem eben anwesenden Todtengräber: „Wenn Ihr mich einmal eingrabt, dann müßt Ihr mich so in's Grab legen, daß ich mit dem Gesichte hinab, nicht heraufschaue." Und siehe, als man den schrecklich zugerichteten Selbstmörder nach der Weise, wie es ihnen gebührt, einscharren wollte, da fiel während des Hinablassens der Sarg um, und fiel so, daß das Gesicht wirklich hinab und nicht herauf schaute, und nun der Unglückliche in dieser von ihm selbst gewünschten Lage, auf dem Bauche liegend, dem schrecklichen Tage der allgemeinen Vergeltung entgegensieht.

Zu Nr. 16. Aus Vorarlberg.

(Seite 180.)

In der Gemeinde A. war ein Bauer, der schon von seiner Jugend an als einziges Kind seiner Eltern etwas verwöhnt war, und als er heranwuchs Arbeitsscheue und andere Unarten sich zu Schulden kommen ließ. Später hatte er sich dann verheirathet, war aber nicht sehr glücklich in seiner Wahl, und hatte schon bald manchen Zank mit seinem Weibe; dabei verfiel er auch mehr in's Trinken und ergab sich dem Spiel, kurz, sein Haushalt war eben keine Musterwirthschaft mehr. Zuletzt vernachlässigte er noch den gebotenen Gottesdienst und ging an Sonntagen, anstatt zu Amt und Predigt, mit der Flinte in den Wald oder zum Fischen. Wohlmeinende Nachbarn machten ihn aufmerksam, daß der Weg, den er durch seine Lebensweise eingeschlagen, unmöglich zu seinem Heil und Glück führen könne, sondern einen schlimmen Ausgang nehmen müsse. Allein er schlug diese Zusprüche ebenso leichtsinnig in den Wind als die Zurechtweisungen seines Seelsorgers, der ihn oft und anhaltend mündlich und schriftlich warnte, ermahnte und be-

ſchwor, wieder einzulenken und ſeinen Pflichten treuer nachzukommen. Endlich erzählte man ſich in der Gemeinde allgemein, daß dieſer Bauer neben ſeinem Weibe mit einer andern ledigen Perſon eine nicht erbauliche Gemeinſchaft unterhalte, welches noch um ſo anſtößiger war, da ihm eine Schweſter dieſer Perſon, als er noch ledig war, ein Kind geboren hatte. Das gab nun natürlich neuen Anlaß zu häufigen Zwiſten mit ſeinem Weibe.

An einem trüben Herbſttage, ich glaube es war im Oktober 1858, ſaß er eben beim Herdfeuer in der Küche, um ſeine durchnäßten Kleider zu trocknen. Da entſpann ſich zwiſchen ihm und ſeinem Weibe, das ihm Vorwürfe wegen ſeiner Untreue machte, ein heftiger Streit; zornig ſprang er von ſeinem Sitze auf und rief: „Wer da ſagt, daß ich mit bewußter Perſon ein unerlaubtes Verhältniß unterhalte, der ſoll die Sprache verlieren und ſtumm bleiben ſein Leben lang!“ Um etwaigen Schlägen auszuweichen, eilte das Weib aus der Küche, allein es dauerte nicht fünf Minuten, da vernahm ſie ein lautes Gepolter aus der Küche, wie wenn etwas auf den Boden herabgefallen wäre, darauf folgte ein unheimliches Stöhnen. Halb erſchreckt, halb aus Vorwitz, eilt ſie in die Küche, zu ſehen, was es gäbe; doch ſiehe da! ihr Mann lag auf dem Boden und machte vergebliche Anſtrengungen, ſich aufzurichten, ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Er war vom eigenen Speichel verunſtaltet, gräßliche Geſichtsverzerrungen traten ein, ſeine Haare ſtanden borſtenartig in die Höhe, die Augen waren aus ihren Höhlen gedrängt, die Zunge über die Lippen hinaus ausgeſtreckt. Er konnte kein Wort mehr reden. Ein ſchrecklicher Anblick! Man rief einen Nachbarn zu Hülfe, der alsbald herbeikam. Als der Kranke merkte, daß man ihn in's Bett bringen wollte, ſträubte er ſich mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte, er gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er nicht in die Kammer, ſondern in eine Scheuer auf's Heu gebracht werden

wolle, wohin, wie sich später herausstellte, die Person bestellt war. Nachdem einem solchen Ansinnen nicht nachgegeben werden konnte, erschien unterdessen auch der Seelsorger, welchen man sogleich gerufen hatte. Dieser bot Alles auf, um dem Kranken begreiflich zu machen, in welcher Gefahr des Lebens und des Heiles er schwebe, da zu befürchten sei, ein neuer Anfall könne folgen und seinem Leben ein baldiges Ende machen; er möge die wenigen Augenblicke benutzen und sich mit Gott versöhnen. Der Kranke wollte weder vom Tod, noch von einer Beicht etwas hören, und der Seelsorger mußte, da er sah, daß wenigstens die erste Gefahr vorüber war, ohne etwas erreicht zu haben, den Kranken verlassen. Indessen war der Vorfall in der Gemeinde bekannt geworden und hatte großes Aufsehen erregt; am andern Tage wurden in der Kirche öffentliche Gebete verrichtet, und der würdige Seelsorger, welcher seine Zuflucht besonders zur Mutter Gottes nahm, eilte nach der Messe wieder an das Bett des Kranken und bot Alles auf, ihn in eine andere Stimmung zu bringen. Endlich am dritten Tage konnte er ihm die hl. Kommunion reichen; aber er hatte das Haus noch nicht verlassen, als den Kranken ein heftiger Husten befiel und er die kaum genossene Eucharistie wieder herausbrach; es schien als wollte der Herr Jesus nicht in seinem Herzen bleiben. Der Priester nahm die noch unverzehrte Hostie in ein reines Tuch und nahm sie mit sich fort, um damit das Weitere, was die kirchlichen Verordnungen für solche Fälle vorschreiben, zu vollziehen. Wider Erwarten erholte sich der Kranke etwas und wurde dann in ein allgemeines Krankenhaus der Landeshauptstadt zur ärztlichen Behandlung gebracht. Da sich aber bald herausstellte, daß auch die Vermögensumstände des Patienten gänzlich ruinirt waren, wurde das Gut von den Gläubigern verkauft, die Kinder in ordentlichen Häusern ausgestattet. Das Weib, welches aus einer andern Gemeinde war, zog sich einstweilen

zu ihren Eltern zurück. Ungefähr nach 3/4 Jahren wurde nun der Patient als Rekonvaleszent aus der Heilanstalt entlassen, aber seine Stimme konnte er nimmermehr erlangen, er wird stumm bleiben sein Leben lang. Er fand bei mitleidsvollen Leuten eine Unterkunft und wurde anfangs aus der Ortsarmenkasse verpflegt. Allmählich hatte er sich aber doch so erholt, daß er mit Mühe sich das Nothwendigste erwerben konnte. Er lebt noch gegenwärtig, schleppt sich schwankenden Schrittes dahin, wie ein halbgelähmter Mensch, leidet an fortwährendem Speichelfluß und ist eine Erscheinung, von der man mit Ekel wegsieht. Das Volk aber sagt laut: „Da hat Gott gerichtet und gezeigt, wie er eheliche Untreue und Blutschande straft."

Zu Nr. 16. Von der Tirolergrenze.

Eine reiche, aber in jeder Beziehung ungeschlachte Bauerstochter hatte ihren Willen durchgesetzt und wurde eine Stadtfrau. Nachdem sie als solche lange Jahre von ihrem Manne die verächtlichste Behandlung erduldet hatte, starb dieser. Nun fing sie im Alter von etlichen 50 Jahren noch Liebeshändel an mit einem ausgedienten Soldaten. Um ihm eine Freude zu machen, pflückte sie einmal auf einem Nußbaume für ihn welsche Nüsse, fiel aber von dem über eine Mistpfütze gebeugten Baum kopfüber herab in den Unrath und erstickte. Sie wurde von den Leuten in ungebührlichster Lage aufgefunden.

Zu Nr. 16. Aus der Rheinpfalz.

In einem Nachbardorfe lebte ein Ehepaar schon 21 Jahre kinderlos. Auf einmal gebar die Frau zur größten Freude ihres Mannes einen Knaben. Dieß erregte überall, ganz besonders aber in der Gemeinde selbst, große Verwunderung

und Verdächtigung gegen die Frau, als sei sie eine Ehebrecherin. Ihr Mann starb nachher. Jetzt gab jene Frau viel Aergerniß durch ihre auffallende, in dieser Gemeinde noch nicht bekannte modische, eitle Tracht in Kleidern. Auch wurde jetzt das, was man früher nur zu denken sich getraute, laut gesagt, nämlich sie sei eine Ehebrecherin gewesen. Sie wurde gemahnt und gewarnt, auch von ihrem Seelsorger, aber vergebens. Als der Knabe fünf Jahre alt war, wurde in B. eine Mission abgehalten. Von Nah und Fern strömte Alles dorthin. Auch die hoffärtige Frau ging, aus was immer für Gründen, dorthin. Sie hörte die Predigten und kam auch zum Beichten, kehrte aber Abends wahnsinnig nach Hause zurück. Wahrscheinlich wurde ihr Gewissen zu arg aufgerüttelt. Sie rief, durch's Dorf laufend, aus: „Ich bin eine Ehebrecherin, ich bin verloren, ich muß es der ganzen Welt anzeigen," wobei sie unanständig sich entblößte. Die Unglückliche mußte in Folge dessen Schläge und Mißhandlungen erdulden. Da dieses nichts fruchtete, wurde sie eingeschlossen; sie starb dann nach einem halben Jahre, ohne ihre Besinnung wieder erlangt zu haben.

Zu Nr. 17. Von der Mosel.

Seite 190.

Am Ostermontag Nachmittag bat eine in üblem Rufe stehende Frau zu A. ihren Mann dringend, er möge mit ihr zum Tanze gehen. (A. zählt ungefähr unter 1000 Katholiken 600 Protestanten, daher die Tanzmusik trotz geschlossener Zeit.) Der Mann verweigerte dieß, da seine Frau an einem Herzübel litt und jede körperliche Erregung bedenkliche Zufälle hervorrief. Da erklärte nun die Frau: „Und ich muß heute zur Musik, auch wenn mich der Teufel holt." Darauf ging der Mann mit. Nachts um 11 Uhr wurde die Frau unwohl, man brachte sie in ein anderes

Zimmer, woselbst man sie durch Waschen mit kaltem Wasser wieder zu sich brachte. Trotzdem ging diese Frau wieder in den Tanzsaal zurück, wohin ihr Mann, da er sah, daß alle Einreden fruchtlos seien, folgte. Etwa um 12 Uhr wiederholte sich das Unwohlsein und stürzte die Frau beim Herausgehen aus dem Tanzsaale in das nebenanliegende Wirthszimmer unter der Thüre hin und verletzte sich im Falle auf der Treppe, die beide Zimmer verbindet, das Gesicht. Auch jetzt kam sie durch Waschen wieder zu sich, kehrte jedoch wiederum in den Tanzsaal zurück und stürzte etwa um $^1/_2$3 Uhr während des Tanzens hin und war eine Leiche. Der Tanz hatte jetzt ein Ende.

Zu Nr. 18. Aus Nordamerika.

(Seite 193.)

Als ich im Jahre 1861 die sehr verwahrloste Gemeinde zu D. im Staate Indiana als meinen Wirkungskreis angewiesen erhielt, fand ich dort die Trunkenheit in einem schrecklichen Grade vorherrschend, und zwar nicht allein unter Männern, selbst viele Frauen waren dem Laster sehr ergeben. Ich wandte alle Mühe und Anstrengung an, um in dieser Richtung eine durchgreifende Reform zu erzielen. Viele Männer wurden auch, sowie die Frauen, in Folge des Versprechens, das dieselben leisteten, sehr mäßig und man beobachtete es allgemein mit Wohlgefallen, wie sich ein ganz anderer Geist in dieser Richtung nach Verlauf von einem Jahre in der Gemeinde kund gab. Wie wohl überall, so fanden sich auch hier einige Unverbesserliche. Um das Reformationswerk noch mehr durchzuführen und das Angefangene zu befestigen, ließ ich eine Mission durch den in A. berühmten Pater D. abhalten. Während der Mission suchte ich täglich die im Laster steckenden Katholiken auf, flehte und ermahnte sie, die Gnadenzeit der Mission

nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. So geschah es, daß ich eines Tages während der Mission zu einer dem Trunke ergebenen, angeblich kranken Frau kam. Ihr Mann hatte sich bereits einige Monate vorher aus Verzweiflung in den damals wüthenden Krieg als Soldat anwerben lassen und wurde auch nachher in einer Schlacht getödtet. Ich bat die Frau, das Mäßigkeitsversprechen abzulegen und sich jetzt mit Gott auszusöhnen. Allein vergebens. Die Mission schloß; sie aber nahm keinen Antheil. Nur wenige Tage nachher fand man sie eines Morgens todt im Bette, die volle Flasche Branntwein an ihrer Seite. Sie war in der Trunkenheit in die Ewigkeit gegangen.

Zu Nr. 18. Aus Tirol.

Zu N. in Südtirol war ein Saufbruder, der das ganze Jahr nie beichten ging. Nur wenn er betrunken war, fühlte er dergleichen Anwandlungen, begnügte sich aber dabei, entweder seine Sünden in den leeren Beichtstuhl hinzuschwätzen (mitunter eine halbe Stunde lang), oder diese Komödie bei der nächsten besten Staude aufzuführen. Alle Ermahnungen waren fruchtlos. Sein Ende war traurig. Er büßte seinen Ueberdurst und seine Verachtung der Gnadenmittel, indem er in ein kleines Wässerlein fiel und dort ertrank.

Zu Nr. 18. Aus Tirol.

In meiner Heimath war ein verrufenes Haus, dessen Mitglieder sich mit wenig Ausnahmen der Liederlichkeit und dem Trunke ergaben. Anno 1848 spielten die weiblichen Familienmitglieder auch ein wenig Revolution, wie man erzählt, und warfen einen Beamten in einen Abzugskanal. Von dieser Familie gingen binnen ungefähr fünf Jahren drei auf schreckliche Weise zu Grunde. Ein Sohn (mein

Mitschüler), noch der Beste der Drei, wurde in einem Rauf-handel von einem Italiener erstochen; eine Tochter wurde nach vielen Monaten der Abwesenheit ermordet in einem Walde gefunden; die Leiche war nur mehr ein unförm-licher Breihaufen (der Mörder gab sich dann selbst an). Eine zweite Tochter setzte ihr Leben fort und hatte in be-trunkenem Zustande die Grille, in dem Ofenloch zu schlafen. Als sie es wieder einmal berauscht that, zog eine andere Person, welche mit ihr im nämlichen Armenhause die Woh-nung hatte, dieselbe aus dem Ofen heraus und wollte sie mit einem Stocke oder mit einer Ruthe zur Räson bringen. Während sie die ersten Streiche führte, kam eine dritte Per-son dazu und sagte: „Sie ist ja schon todt!“ Sie war erstickt.

Zu Nr. 18. Aus Oestreich.

In St. am E. war eine dem Trunke sehr ergebene ver-rufene Weibsperson. Trotz aller Ermahnungen setzte sie ihr wüstes Leben fort. Ich erinnere mich noch gut, wie ich sie einst bei hellem Tage an einem Werktage in besoffenem Zu-stande auf das Feld hinausführen sah, wo man sie auf dem Boden wie ein Schwein liegen ließ. Einst war sie wieder in ihrer Kneipe, um sich einen Rausch zu holen, entfernte sich dann s. v. auf den Abort, fiel hinünter und ertrank in der Jauche.

Zu Nr. 18. Aus Baiern.

Im Kreise B. war ein dem Trunke sehr ergebener Bauer, der einen sehr gefährlichen Weg nach Hause hatte, den er aber trotz des berauschten Zustandes ungefährdet machte. Einst fiel er zu Boden und schlief ein, und als er erwachte, sah er sich am Rande eines furchtbaren Abgrundes. Er erkannte die wunderbare Barmherzigkeit Gottes und ließ an

der gefährlichen Stelle zum Andenken an seine Rettung eine Votivtafel anbringen. Weitern Eindruck aber machte diese Rettung auf den Trunkenbold nicht, als daß er fleißig den Hut rückte, wenn er wie vorher im betrunkenen Zustande an seinem „Marterle", wie man dergleichen Gedenkzeichen heißt, vorbeiging. Es dauerte aber nicht gar lange Zeit, so fiel derselbe im betrunkenen Zustande an der gleichen Stelle sich zu todt.

Zu Nr. 18. Von der Tirolergrenze.

Ich kannte einen Menschen, welcher beinahe ein viehisches Leben führte, besonders aber im Saufen verkommen war. Dieser ging einmal eine Wette ein, gemäß welcher er sich in einem Gasthause auf den Boden legen, einen Trichter in den Mund nehmen und sich ein großes Quantum Schnaps eingießen lassen mußte. Am darauffolgenden Tage fand ihn der Knecht des Wirthes todt im Pferdestalle.

Zu Nr. 19. Aus Oestreich.

(Seite 217.)

Der einzige Sohn eines Bauern war militärpflichtig, hatte aber große Abneigung vor den Beschwerden und Gefahren des Soldatenstandes. Dem Vater gelang es, ihn frei zu machen mit dem Vorgeben, sein Anwesen sei so sehr mit Schulden belastet, daß er ohne die Unterstützung seines Sohnes in große Rathlosigkeit gerathen würde, obwohl man allgemein vermuthete, daß er baares Geld besaß und seine Schulden absichtlich nicht bezahlte, um auf Grund seiner ungünstigen Vermögensverhältnisse die Befreiung seines Sohnes vom Militärdienste beanspruchen zu können. Nach einiger Zeit stieg dieser auf einen Obstbaum, um nach den Spatzen zu schießen, und befestigte vorher das geladene Gewehr mit aufwärts gerichtetem Laufe an den untern Aesten des

Baumes. Als er nun den Baum erklettert hatte und nach dem Gewehr langen wollte, ging der Schuß los und zerschmetterte ihm die Hand dergestalt, daß sie abgenommen werden mußte.

Zu Nr. 19. Von der Tirolergrenze.

Eine Bürgersfrau gewann aus der Lotterie eine ungeheure Summe Geld. Sogleich ließ sie den Tabernakel der Pfarrkirche prachtvoll in Gold fassen. Indeß war sie mit ihrem Reichthume nicht zufrieden und setzte beinahe mit der ganzen gewonnenen Summe nochmals in die Lotterie, um noch mehr zu gewinnen. Jetzt aber blieben ihre Nummern aus und sie erhielt Nichts. Nach und nach verarmte sie gänzlich, so daß sie in ihrem Alter auf Kosten der Stadtgemeinde in einem Armenhause untergebracht werden mußte.

Zu Nr. 19. Vom Rhein.

Im Dorfe E. bei B. am Rhein ereignete sich am heiligen Frohnleichnamsfeste der höchst seltene Fall, daß Mann und Frau in Zeit von zwei Stunden das Zeitliche segneten. Der Mann war gesund und kräftig und zehn Jahre jünger als die Frau; sie besaßen ein bedeutendes Vermögen, so daß sie von ihren Renten lebten. Dieses mag den Mann bestimmt haben, mit seiner Frau, welche seit Jahren krank darnieder lag, ein Testament zu vereinbaren, welches dem Ueberlebenden alles Eigenthümliche zuerkennt. Die Rathschlüsse Gottes sind aber unerforschlich; der Mann starb Morgens halb 3 Uhr durch einen Schlaganfall, er konnte nur noch die hl. Oelung empfangen; die Frau an demselben Morgen um 5 Uhr, wodurch die ganze bedeutende Erbschaft der Linie der Frau zufiel, da sie ihren Mann vorher beerbte; Kinder waren nicht da. Der kerngesunde Mann hatte auf das Vermögen

ſeiner längſt kranken Frau ſpekulirt und deßhalb ein günſtiges Teſtament provozirt. Jetzt hat ihn plötzlich der Tod zwei Stunden vor dem ſeiner Frau ereilt.

Zu Nr. 19. Aus Baden.

In M. ſtarb am 14. Mai 1869 die 16 Jahre alte Waiſe M. A. St. Sie war ein nachgeborenes Kind, die Mutter verlor ſie, als ſie ein Kind von zwei Jahren und ſieben Monaten war. Eine wohlmeinende chriſtlich geſinnte Verwandte nahm ſich um die Erziehung der Waiſe an und wurde dieſelbe, da das ihr zufallende elterliche Vermögen nicht unbedeutend war, nach der Entlaſſung aus der Elementarſchule im Penſionate der Kloſterfrauen in B. weiter ausgebildet.

Vor ihrem Tode ſprach ſie das Verlangen aus, mit dem Theile ihres Vermögens, über welchen ſie geſetzlich verfügen konnte, auch etwas Gutes zu thun, weil ihr doch in ihrem Leben ſo viel Gutes erwieſen worden, während ſie Nichts dafür thun konnte. Sie machte deßwegen eine letztwillige Verfügung und vermachte in die Kirche die erforderliche Summe zu einem Jahresgedächtnißtage für ihre Eltern und ſich, eine Summe in den Ortsarmenfond und eine etwas bedeutendere Summe zur Anſchaffung eines neuen Hochaltars in die Ortskirche.

Ein etwa ſieben Jahre älterer Bruder der Waiſe, St., der einzige Inteſtaterbe, hatte ſich etwa ein Jahr vorher, ehe die Waiſe ſtarb, als Metzger und Wirth nach W. verheirathet. Das Legat ſeiner Schweſter für ein Jahresgedächtniß bezahlte er ohne Einſprache. Zur Bezahlung der Summe in den Armenfond mußte er gerichtlich belangt werden, worauf er bezahlte. Bezüglich der Summe für einen Hochaltar erhob er Einſprache gegen das Teſtament ſeiner Schweſter. Daraufhin wurde die Staatsgenehmigung für die

Stiftung verweigert. Auf Anordnung der kirchlichen Verwaltungsbehörde wurde mit dem Intestaterben auf dem Vergleichswege unterhandelt und derselbe verstand sich endlich zur Zahlung von etwas mehr als ein Drittheil des Legats, während ihm aus der Erbschaft mehrere tausend Gulden zufielen. So war nun der Erbe im Besitze dieses Vermögens, einer Frau und eines Kindes.

Die weiteren Schicksale dieser Familie schildert Pfarrer E. von W. in einem Briefe in folgender Weise: St., der habsüchtige Erbe seiner Schwester, ist hier 25½ Jahr alt am 28. Juli 1871 gestorben. Sein einziges Kind, Josephine, ist verunglückt am 18. September 1872 und nach einer halben Stunde gestorben. Ich war nicht weit von dem Platze, wo das Unglück stattfand, und sah, wie das arme Kind aus dem elterlichen Hause über die Straße lief. Ein Kühbauer fuhr ganz langsam seiner Wege nach Hause. Das Kind lief an die Kuh, welche auf der rechten Seite angespannt war; die Kuh stutzte, erschrack, that einen kleinen Seitensprung nach links, das Kind fiel zu Boden und das Rad ging ihm über sein Köpfchen. Der Polizeidiener trug das Kind zu seiner Mutter zurück, die vielleicht zwölf Schritte vom Unglücksplatze entfernt war, das Kind aber nicht sehen konnte, weil das Hofthor dazwischen war. Das Kind hatte vorher seine Tante im Hofe des H.'s Hause geliebkost, wie es vorher noch nie gethan hatte, so daß die Tante sich darüber verwunderte, ging dann von ihr fort und in einer Minute darauf war das Unglück geschehen. Als die Mutter fragte: „Wo ist das Kind?" brachte man es halbtodt als Antwort zurück. Auf diese Weise wurde das zu Gottes Ehre bestimmte und von Habsucht zurückgehaltene Vermächtniß mit der Austilgung des Geschlechtes bestraft.

Diese Geschichte ist eigenthümlich. Acht Tage vor dem Unglücksfall, am 11. September, war eine Frau, Vagabundin, in H. und sagte zur Mutter des Kindes: „Es stehen

Euch zwei Unglücksfälle bevor, eines im Stall und eines im Hause; dabei zeigte sie auf das Kind. Das Unglück im Stall wird gut vorüber gehen, nämlich ein krankes Pferd, das wieder gesund werden wird; aber das Unglück mit dem Kinde könnt Ihr nicht verhüten, wenn Ihr auch das Kind immer auf dem Arme herumtragt. Denket daran, heute über acht Tage." Und richtig war es so, das Unglück schritt schnell heran.

Das, was ich geschrieben habe über die Voraussagung, ist richtig. Ursprünglich hat es die Schwester der Mutter des Kindes der Tochter des hiesigen Bürgermeisters gesagt, und von dieser habe ich es.

Zu Nr. 19. Aus Baiern.

Auf einer kleinen Reise in das baierische Gebirge erfuhr ich vergangenen Sommer nachstehende Erzählung. Im Postomnibus fahrend, erzählte ein Landmann, daß im benachbarten Orte N. ein Stier seinen eigenen Herrn, den ehemaligen Bürgermeister daselbst, Tags zuvor umgebracht habe. Der kutschirende Postillon, der es noch nicht wußte, bemerkte, es wäre kein Schaden, wenn den der Teufel geholt hätte. Ich verwies ihm diese rohe Rede. „O, mein Herr," sagte er, „wenn Sie wüßten, was das für ein geiziger, hartherziger Mensch war, dann würden Sie auch so sagen." „Nein," erwiederte ich, „so grausam dürfen wir nicht urtheilen." Nun fuhr der Erzähler fort, wie das Ereigniß sich zutrug. Der Stier, von der Weide heimgekommen, hatte noch Appetit, ehe er zum Stalle ging und fraß, stehen bleibend am geladenen Heuwagen, der im Hofraume stand. Sein Herr, solches ihm nicht gönnend, wollte ihn wegjagen, doch das gewaltige Thier fuhr gegen ihn los, er suchte sich in's Haus zu retten, der Stier erreichte ihn aber daselbst und stieß ihm ein Horn durch die Brust vor der geöffneten Stu-

benthüre, in die er hineinstürzte, mit dem Fuße selbe zustoßend; die wilde Bestie aber richtete nun gewaltige Verheerungen an in der nebenan offenen Küche und, da Alles geflohen war und sich Niemand mehr in das Haus getraute, so holte man den Hirten, welcher eintrat; ihm folgte der Stier auf seinen Ruf und ließ sich gleich einem Lamme in den Stall führen. Nun wurde der Schwerverwundete von seinen Angehörigen aufgehoben, von Blut triefend, der geholte Arzt verband ihn und erklärte, daß Todesgefahr vorhanden sei, worauf der inzwischen gekommene Priester den Unglücklichen mit den hl. Sterbsakramenten versah nach vorher noch abgelegter Beichte, und in wenigen Stunden verschied er auch. Alle Leute sagten, daß dieses eine Strafe Gottes sei, die ihn traf, weil er sammt seiner Wohlhabenheit immer noch, obwohl schon im hohen Alter, von armen Leuten hohe Zinsen abverlangte, wenn sie Geld brauchten.

Zu Nr. 19. Aus Tirol.

In meiner Heimath waren in den letzten 40er Jahren zwei Wucherer, G., etwas entfernt von der Stadt L., welche eine Masse Getreide aufhäuften, um es bis zum Zeitpunkt zu verwahren, wo es mit recht großem Gewinn abzusetzen wäre. Allein das Getreide wurde von Insekten in Besitz genommen und „flog aus", wie man es nennt, wenn sich die in den Körnern entwickelten Thierlein mit den ausgehöhlten Bälgen der Körner in die Luft erheben.

Zu Nr. 19. Aus den Rheinlanden.

In B., einer Stadt am Rhein, lebte in den 50er Jahren eine kleine Familie, Mann, Frau und Kind, mit einer alten Schwiegermutter, der Mutter der Frau; sie gehörten dem niedern Arbeiterstand an und führten ein glückliches Leben.

Durch die Mitwirkung der Frau sowohl, wie der Schwiegermutter war es ihnen durch Handarbeiten sogar möglich geworden, sich etwas zu ersparen. Die Schwiegermutter hatte noch zwei ältere Töchter, ähnlich verheirathet; sie blieb aber mit ihren wenigen Habseligkeiten bei der letztverheiratheten, mit welcher sie bis nach dem Tode ihres Mannes zusammengelebt hatte. Ihr flossen auch, da sie eine fromme Frau war, außerdem daß sie sich durch Handarbeit ernähren konnte und sich in der Haushaltung nützlich machte, manche Wohlthaten zu, so daß sie noch extra sich Geld zurücklegte, welches sie für sich verschloß; sie war nämlich äußerst sparsam. Es begab sich nun, daß ihre Tochter, die junge Frau, starb; und es mag richtig sein, daß der Mann mit der alten Frau, weil er seinen Erwerb außer dem Hause suchte, nicht zufrieden sein konnte; auch würde das Kind, ein Knabe, leicht mißrathen sein. Daß er sie aber, welche er so lange um sich gehabt und von deren Leistung und gutem Willen für sein Fortkommen er vollkommene Ueberzeugung gewonnen, plötzlich mit dem Nothdürftigsten, lange nicht demjenigen, was sie zugebracht hatte, vor die Thüre setzte, konnte ihm keinen Segen bringen und seine nachtheilige Wirkung in dem Alter, worin die Frau stand, auf dieselbe nicht verfehlen; namentlich weil er ihr Ersparniß, welches sie in einer verschlossenen Kiste aufgehoben, gänzlich zurückbehielt. Die Frau wurde in Folge dessen irrsinnig, sie klagte gegen ihren Schwiegersohn nicht, aber die Sache beschäftigte sie überall, wo sie nur hinkam, und sie sprach davon bei ihrer übrigen Familie sowohl, wie bei ihren Wohlthätern und trug es in der Kirche vor, welche sie immer noch fleißig besuchte. Sie wurde wegen ihres unzuverlässigen Zustandes in das katholische Hospital aufgenommen, wo sie noch mehrere Jahre, immer noch fleißig, brav und fromm, auch allmählich etwas vernünftiger, starb. Der junge Mann hatte in demselben Jahre noch, wo er

die Schwiegermutter verstoßen, wieder geheirathet und zwar eine brave, fleißige Frau. Sie kauften sich in den ersten Jahren ein nettes Häuschen und richteten ein Handelsgeschäft darin ein; strebsam waren Beide, der Mann überbot seine Kräfte, um die Schulden des Häuschens zu tilgen, das Geschäft frei und flott zu machen, dabei besuchte er fleißig die Kirche und betheiligte sich viel an Bruderschaften und wohlthätigen Vereinen, überhaupt benahm er sich wie ein guter römischer Katholik. Seine Verhältnisse waren günstig zu nennen, auch war eine Spur von Trübsinn oder sonst zu diesem führende Zeichen nicht zu merken. Immerfort sehr fleißig und überfüllt mit Aufträgen, stellte sich aber im letzten Jahre eine empfindliche geschäftliche Ruhe ein, so daß sein Einkommen zusammenschrumpfte; es befiel ihn hiedurch die Angst, es möchte mit der Zeit nicht reichen und diese Qual machte ihn erst trübsinnig, dann steigerte sich sein Zustand, daß er nun als unheilbar und tobsüchtig im Irrenhause sich befindet, wo er schon bald sein Ende erreichen wird. Der Anfang der Schwermüthigkeit kann vielleicht vor einem Jahre eingetreten sein.

Zu Nr. 20. Aus Vorarlberg.

(Seite 233.)

In B., einem Dorfe der ehemaligen Reichsgrafschaft K.-R., lebte vor längerer Zeit ein Mann, der als Pächter der gräflichen Bleichanstalt und des damit verbundenen Gutes sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Er stand in großem Ansehen und wußte als Mitglied der Steuerkommission den Leuten gewaltig in's Gewissen zu reden. Die Leute aber meinten, er nehme es selber rücksichtlich des Pachtes und der schuldigen Abgaben nicht zu genau. Der Mann fühlte sich und sprach oft sehr prahlerisch. Er hatte nur zwei Töchter, allein in der ganzen Gegend fand sich kein

Mann für dieſelben, denn alle waren dem hochmüthigen Bleichmeiſter zu ſchlecht. Einſt ſprach er vor mehreren Männern das frevelhafte Wort: „Man ſagt immer, Gott laſſe die Bäume nicht bis in den Himmel wachſen; allein bei mir iſt's denn doch geſchehen.“ Dieß Wort war am Sonntag geſprochen. Am Montag ging der Bleichmeiſter vor dem mit naſſen Leinwandſtücken beladenen Wagen an einer ſchiefen Ebene her; die Pferde wurden ſcheu, warfen den Mann zu Boden, dieſer kam unter den Wagen und das eine der hintern Wagenräder ging ihm über das Maul, mit dem er Tags zuvor die frevelhafte Rede ausgeſprochen hatte. Er nahm in Folge deſſen einen gräßlichen Tod, ſeine Töchter verehelichten ſich auswärts, kamen bald um all' ihre Sache, und vor längern Jahren habe ich eine derſelben als armes Bettelweib in Bregenz getroffen. Der Satz aber: „Gott läßt die Bäume nicht bis in den Himmel wachſen,“ iſt wahr geblieben, und der hochmüthige Bleichmeiſter hat ſich durch ſeine Rede eine traurige Berühmtheit erworben. Noch heutzutage ſagt man in der Gegend: „Gott läßt die Bäume nicht bis in den Himmel wachſen, aber bei mir iſt's denn doch geſchehen — hat der Bleichkarle geſagt, und am andern Tag iſt ihm ein Wagenrad über's Maul gefahren.“ Seine ganze Verwandtſchaft iſt ausgeſtorben.

Zu Nr. 20. Aus Tirol.

Unſer ehrwürdiger Religionsprofeſſor am Obergymnaſium zu B. erzählte uns von einer eiteln Frau, welche eine Kirſche auf ihre Hand legte und prahlend ſich äußerte: „Wie ſchön ſich dieſe Kirſche auf meiner weißen Hand ausnimmt!“ Nach einiger Zeit war die Frau durch die Umſtände, oder durch ein göttliches Strafgericht gezwungen, ihre zarte Hand nach Almoſen auszuſtrecken.

Zu Nr. 21. Aus Baiern.

(Seite 243.)

Es ſchrie ein Taglöhner heftig gegen die Miſſion, welche bei uns gehalten wurde, beſuchte, von der Frau und von Andern ermuntert, nur zwei Vorträge, deklamirte aber dann wieder nur um ſo heftiger gegen Beicht und Predigt und nahm keinen Theil wieder daran. Als die Miſſion vorüber war, ſaß er Nachts beim Weinglas und als er erſt $1^1/_2$ Schoppen Wein getrunken, da er ſonſt als junger Mann ebenſoviele Maaß ohne Bedenken trank und trinken konnte, ward er auf einmal beim Schimpfen über die Miſſion buchſtäblich wie wild. Seine Kameraden erſchracken, hielten ihn und führten ihn heim. Nichts wollte helfen. Nachts halb 12 Uhr ward der Pfarrer gerufen; als die Tobſucht nachgelaſſen, bereute er nun, nicht gebeichtet zu haben, legte dem Pfarrer jetzt eine Generalbeicht ab und ward nach nochmaliger Wiederholung dieſer Tobanfälle erſt nach 4—6 Wochen wieder arbeitsfähig. Der Arzt ſprach von Geiſtesſtörung und ſagte, die Urſache ſei ihm nicht recht klar.

Zu Nr. 21. Aus Baden.

Ein Mann in N., der als Handwerker bald da, bald dort Arbeit hatte, lebte viele Jahre lang ganz leichtſinnig, ſpottete über Glauben und Religion und bildete ſich auf ſein Wiſſen und ſeine Geſcheidtheit ſehr viel ein. Dabei war er ein Verſchwender, ſo daß er, alt und krank geworden, auf Koſten ſeiner Heimathsgemeinde erhalten werden mußte. Er lag an der Waſſerſucht tödtlich krank darnieder. Da kam einmal Abends ſpät, als es ſchon dunkel geworden war, ein Mann in das Pfarrhaus und meldete, daß der Zuſtand des Kranken ſehr gefährlich ſei, allein derſelbe wolle durchaus Nichts von einem Prieſter wiſſen, namentlich habe er

erklärt, daß ihm der Vikar ja nicht unter die Augen kommen solle, der solle zuerst seine Wanderjahre machen. Auf dieses hin machte der Vikar — der Pfarrer war krank — ein Gelübde unter Anrufung der Mutter Gottes, erklärte, daß er sogleich kommen wolle und nahm eine geweihte Medaille von der unbefleckten Empfängniß mit. Als er in das Zimmer des Kranken trat in seiner gewöhnlichen Kleidung, grüßte er den Kranken freundlich, trat nahe zu ihm hin, gab ihm die Hand, fragte nach seinem Befinden, trocknete ihm die Stirne ab und hing ihm, ohne etwas Besonderes zu sagen, die geweihte Medaille an. Nach einiger Zeit sagte der Kranke leise zu dem Vikar, er habe auch schon lange nicht mehr gebeichtet. Der Priester hieß die Leute hinausgehen und sagte dem Kranken, wenn er zu beichten wünsche, wolle er ihn sogleich Beicht hören. Der Kranke erwiederte, er sei jetzt nicht vorbereitet, der Priester möchte in einem oder zwei Tagen kommen. Dieser sprach dem Kranken Muth ein, er wolle ihm schon helfen ꝛc., so daß der Kranke sofort beichtete. Darauf ging der Geistliche nach Hause, um dem Kranken auch noch die übrigen Sakramente spenden zu können. Ein oder zwei Tage nachher verlangte der Kranke ganz aus freien Stücken nochmals zu beichten, weil ihm noch Vieles eingefallen sei und er es besser machen möchte. Der Priester besuchte den Kranken fast täglich, und als es mit ihm zum Sterben kam, rief man den Vikar aus der Religionsprüfung. Der Kranke, welcher mehr als 30 Jahre lang die hl. Sakramente nicht mehr empfangen hatte, starb in Gegenwart des Seelsorgers.

Zu Nr. 22. Aus Preußen.

(Seite 277.)

Gestern, 27. Jenner, um $10^1/_2$ Uhr, starb in Neuzelle der weithin bekannte Kommunikantenvater, geistlicher Rath

Birnbach, und ich hatte das Glück, unter den umwohnenden hochw. Herren der Erste zu sein, welcher gleich nach seinem Hinscheiden den lieblichen Anblick seiner erbaulichen Züge genießen konnte. Die Augen hatten ihm seine beiden Herren Kapläne in treuer Liebe geschlossen, und 54 Anstaltskinder mit ihren geistlichen Pflegemüttern den väterlichen Segen des Sterbenden erbeten. Was soll ich Ihnen alles aus diesem 47jährigen Priesterleben kurz erzählen? Ich will mit dem Ende beginnen, das wirft einen hellen Schein auf das Ganze. Er schrieb unter dem 26. November vorigen Jahres: „Gott sei Dank geht es ja mit meiner Gesundheit leidlich — wozu wohl das schöne Herbstwetter beigetragen haben mag — aber ich fürchte den unfreundlichen Winter, der mir wegen seiner Kälte gar nicht mehr behagen will. Wenn man in dem Winter des Lebens noch mit dem natürlichen Winter zu kämpfen hat, da ist man nur ein halber Mensch. Doch Gott wird ja auch in seiner Gnade durch den Winter des Lebens helfen, wie er durch die Jugend und besten Jahre geholfen hat.“ Er hat geholfen. Der von vielen Missionsreisen, aufreibenden Unterrichtsstunden und großen Abtödtungen abgemagerte Leib des greisen Erzpriesters empfindet die Kälte nicht mehr, und seine Seele ist in tausend dankbarer Herzen warm und weich gebettet, am weichsten im Schooße Gottes ad altare dei, qui laetificat juventutem suam. Wie sein Tod, um dessen Gelingen er Jahre lang inständigst gefleht, wozu er selbst ein Andachtsbüchlein verfaßt hat, mit seinen Wünschen übereinstimmt und alle Lippen zu einem Deo gratias pro tam benigna dispositione bewegt, so war Alles, was er unternahm und ausführte. Ich denke hauptsächlich an die vierzig Jahre seines Wirkens in Neuzelle und ich wüßte nicht zu sagen, was ihm fehlgeschlagen hätte. Er fand Unordnungen vor in der Verwaltung des kirchlichen Vermögens, Mißbräuche in der Gemeinde, und, was ihm als gutem Hirten

am ſchmerzlichſten war, eine über die ganze Lauſitz und Neumark zerſtreute Heerde, für welche er nur vier Mitprieſter zu Gebote hatte. Die Aufhebung des Ziſterzienſerſtiftes war ein zu gewaltſamer Bruch mit der bisherigen Seelſorge geweſen, als daß nicht hätten zahlreiche Verluſte an Seelen und Rettungsmitteln entſtehen müſſen. Um die auseinandergeriſſenen Fäden wieder zu knüpfen, war nicht bloß eine ſeltene Paſtoralklugheit, ſondern auch ein langes Leben erforderlich. Beides hatte der Heiland ſeinem Diener Florian beſchieden. Nachdem die Regiſtratur, das reiche Inventar von Paramenten und Silberſachen, die Regelung des Pfarrgottesdienſtes und des Pfarrſchulweſens geordnet und den neuen Anforderungen angepaßt waren, richtete der gute Hirt ſein Augenmerk auf die in der Diaspora lebenden verlaſſenen Schäflein. Die beſſeren kamen wohl ſelbſt alle Jahre einmal nach Zelle, wie es im Munde des Volkes heißt, namentlich zu Oſtern, oder um wieder einmal die ſchöne Frohnleichnamsprozeſſion zu ſehen, aber viele hatten zu weit. Dieſe ſuchte er mit ſeinen Kaplänen ſelbſt auf, und faſt das ganze Jahr hindurch fuhr der Miſſionswagen im märkiſchen Sande umher. Wie oft erzählen jetzt noch alte Leute, wie ſehr die dürftige Geſtalt des Herrn Rath in dem ſchlichten Mäntelchen das Mitleid erregte, wenn er, vom Froſte geſchüttelt, ankam, um Miſſionsgottesdienſt zu halten, bald in einer proteſtantiſchen Kirche, bald in einem Gaſthauſe oder in einer Privatwohnung! Er hatte dafür ſtets ein freundliches Lächeln. So ſammelte er die Verirrten zu kleinen Gemeinden, allmählich gründete er ihnen Schulen und Kirchen. Wie ſehr Gott ſein Wirken, wofür er den Wahlſpruch hatte: „Viel gebetet und viel gearbeitet, mein Bruder!“ geſegnet hat, das wurde auf dem Konvente im Jahre 1870 recht erſichtlich, wo 13 Konfratres aus zehn neugegründeten Miſſionsſtationen und den drei ältern Sprengeln um ihn verſammelt waren. Er hat folgende Kirchen gebaut und ſchul-

denfrei an selbstständige, staatlich anerkannte Pfarrer übergeben können: Kottbus, Krossen a. O., Küstrin, Driesen, Drossen, Forst, Guben, Landsberg, Lübben und Spremberg. Ganz besonders lagen ihm die lieben Kinder am Herzen und für diese eröffnete er eine sogenannte Kommunikantenanstalt, worin dieselben ein bis zwei Jahre lang sich auf die erste hl. Kommunion vorbereiteten. Als er damit begann, mußte er seine eigene Wohnung, ja sogar sein Schlafzimmer mit ihnen theilen, was ihm nicht schwer fiel, denn Geben war seine Seligkeit. Nicht bloß der Zucker von seinem Frühstück verschwand und wurde von ihm weggeschenkt, seine Gastfreundschaft gegen Jedermann ging so weit, daß er nach dem Frohnleichnams-Hochamte mit zudringlichen oder gutmüthigen, aber unverständigen armen Besuchern seinen Kaffee und Kuchen theilte. Die Anstaltskinder erhielten nicht bloß gutes Brod und Hauskost zur Genüge, sondern er machte ihnen auch wie ein liebevoller Vater zu gewissen Zeiten eine besondere Freude. Wenn am Frohnleichnamsfeste die Jahrmarktbuden aufgestellt waren, dann hielt er es nicht für unklug, den Kindern auch einen Groschen für Naschwerk zu schenken. Aber dabei ist wohl zu bemerken, daß er kein Freund vom Schuldenmachen war, sondern mit seinem Privatvermögen ebenso gewissenhaft haushielt, wie er etwaige Ueberschüsse von Wohlthätigkeitsgeldern für die gegründeten Anstalten sofort kapitalisirte. Sein Gottvertrauen harmonirte mit seiner Sparsamkeit, „computabat sumptus“. Selbst darin war er glücklicher als viele andere Priester, daß er mit Andersgläubigen und mit der Regierung in keinen Konflikt gerieth und nichtsdestoweniger seine der Kirche und dem Bischofe geschworenen Eide in makelloser Treue bewahrte. In der ganzen Umgegend sah man keine so glänzende Feier des Papstjubiläums, als in dem von Protestanten ringsum eingeschlossenen Neuzelle, und in wenigen Gemeinden wird der Bischof eine so herzliche Auf-

nahme, ein ſo freimüthiges Glaubensbekenntniß, ſo rückhaltloſe Ergebenheitsverſicherungen aus dem Munde des Pfarrers gefunden haben, als am Dreifaltigkeitsſonntage ebendaſelbſt im vergangenen Jahre. Es war eben eine beſondere Gabe des heiligen Geiſtes, welche dieſen Mann bis zum letzten Athemzug begleitete, und mit Wehmuth müſſen wir uns an ſeinem Grabe geſtehen: auf Keinen von uns konnte er ſeine Hand auflegen, um ſie uns mitzutheilen. Wenn es auch einem gelänge, ihn in allen ſeinen Tugenden nachzuahmen, was ſich Niemand von uns zutrauen wird, ſo glücklich werden wir nicht ſein, die Klippen der Lauigkeit auf der einen und die Zacken der Unduldſamkeit auf der andern Seite zu vermeiden, daß es ohne Aergerniß abgehen wird. Die gütige Vaterhand Gottes hat ihn vor großer Drangſal bewahrt, indem ſie ihn im Augenblicke der höchſten Entbrennung des kirchlich-politiſchen Streites aufhob. Dank ſeiner Fürſorge ſind die Geſchäfte des Erzprieſter- und Schuleninſpektor-Amtes gerade vor einem Jahre auf den erfahrenſten und gewiegteſten ſeiner Mitarbeiter übergegangen, und wir jüngeren haben die Hoffnung, daß der Selige uns, ſei es am Throne Gottes als Heiliger (die gewöhnlichen Leute nannten ihn ſchon lange den heiligen Rath), ſei es als arme, aber in innigſter Liebe mit Jeſus verbundene Seele, nicht als Waiſen zurückgelaſſen haben wird.

Zu Nr. 23. Aus Pommern.

(Seite 298.)

Von unſern ſechs lebenden Kindern litten die beiden letztern an Skropheln, ſo daß wir viele Koſten hatten, viel wachen mußten, aber auch viel beteten und flehten zum Herrn, der Kranke geheilt und Todte auferweckt hat. Jedesmal aber, wenn wir um der Beiden willen zum Herrn riefen, ſchloſſen wir noch ein anderes Weſen ein, welches noch erſt

werden ſollte, ob es gleich ſchon war. Jeder wird leicht errathen, daß wir um Bewahrung vor der unheilbaren Krankheit für den kleinen W. baten, welcher unſer jüngſtes Kind werden und bleiben ſollte. Er war auch wirklich geſund und wurde ſichtlich bewahrt und zwar in noch viel ſchlimmerer Lage, als die andern. Das erſte Mal hatte er, ungefähr ſechs Jahre alt, unvorſichtiger Weiſe verdünnte Schwefelſäure getrunken, mit welcher das Mädchen die Stuben aufzuwaſchen pflegte, und der Arzt behauptete, daß der Knabe, wenn er auch ſogleich durch Uebergeben die Säure von ſich gab, doch von dem Genuß ſterben müſſe; jedenfalls aber, wenn er durchkäme, ein elendes Geſchöpf bleibe, indem die Speiſeröhre von dem Genuß verbrannt und zuſammengeſchrumpft ſei. Jetzt ſind ſchon drei Jahre ſeitdem verfloſſen und nichts von einer nachtheiligen Spur zu erblicken, ſondern der Junge blüht und wachst zum Preiſe Gottes wie je einer. Wir haben ſo oft an Mutter Monika gedacht. Etwa ein Jahr nachher war der kleine W. mit dem ältern Bruder B. in die Stadtmühle gerathen, um, wie ſie ſpäter geſtanden, ſich das Ding einmal recht zu beſehen. Unbemerkt gelangen ſie bis zu der Kornwinde, welche, mit zwei Scheffel Korn belaſtet, etwa vier bis fünf Fuß hoch über dem Fußboden ſchwebt. B. war ſchon früher in der Mühle geweſen und hatte bemerkt, daß die Winde ſich auf und nieder bewege, wenn man an dem Seile zur Seite ziehe. Ohne ſich um W. zu bekümmern, welcher gerade unter der Winde ſteht und zu derſelben hinaufſieht, zieht er an und — mit Blitzesſchnelle fährt die belaſtete Winde zur Erde, dem kleinen W. gerade auf den Kopf. Auf B.s Geſchrei kommt ein Gehilfe geſprungen und zieht die Winde hinauf und — Wunder Gottes! das Kind war unverſehrt und lief ſchnurſtracks aus der Mühle und nach Hauſe.

Als meine Frau und ich uns ſofort nach der Mühle begaben, wo wir unter Andern den Mühlenbeſitzer auch ſchon

trafen, verſicherte dieſer vor allen Anweſenden, daß er ſeinen Kopf um alle Schätze der Erde nicht hinlegen würde, auch unter die leere Winde und in geringerer Entfernung nicht einmal. Und zum Beweiſe ſeiner Behauptung ließ er die jetzt leere Winde in einer Höhe von vielleicht einem Fuß über dem Fußboden los und auf denſelben herabfallen, welches mit einem fürchterlich ſchaurigen Knalle geſchah und mit ſolcher Gewalt, daß der Staub in großem Kreiſe herumgewirbelt wurde.

Wie unzählige Male mögen wir unwiſſentlich durch die unſichtbare Vaterhand bewahrt werden; ſagte doch der kleine Sohn des Kreisrichters D., welcher im verfloſſenen Sommer aus dem Fenſter des zweiten Stockwerks auf das Steinpflaſter hinabfiel und unbeſchädigt aufſtand: „Ich flog mit den weißen Täubchen!“

Da läugne die Wunder Gottes, wer es vermag; wer an Gottes Hand einhergeht, wird ſie erfahren!

Zu Nr. 23. Aus Rheinpreußen.

Einer Vagabundenfamilie aus N., einem Dorfe des Kreiſes D., wurde vor Jahren ein Kind geboren, wofür man nicht leicht einen katholiſchen Taufpathen finden konnte. Da bot ſich zuletzt eines der vermögenderen Gemeinderathsmitglieder, Namens Ch. K. aus K., dazu an, indem er meinte, man dürfe doch Niemandem die Mittheilung des chriſtlichen Namens verſagen. Etwa ſieben Jahre darnach geſchah es, daß unſer Ch. K., als Branntweinbrenner beſchäftigt, am Herd ſaß, zur Beaufſichtigung des ſiedenden Keſſels. Da kam ein fremdes Kind an die Thüre und bettelte. Unſer gewiſſenhafter Branntweinbrenner entſchuldigte ſich, er dürfe (auf Grund polizeilicher Vorſchrift) jetzt den Branntweinkeſſel nicht verlaſſen, es, das Kind, möge ein anderes Mal kommen. Indem er jedoch dieſe Worte

ſprach und nach der Thüre ſich umſchaute, erkannte er in dem Bettelkinde ſein Taufkind und mit den Worten: „Ah, biſt Du da!“ erhob er ſich raſch von ſeinem Sitze, um in Eile dem Kinde ein Almoſen zu geben. Kaum aber hatte er ſeinen Sitz verlaſſen, ſo ſtürzte ein großes Mauerſtück aus dem Kamin und zerſchmetterte den Stuhl, worauf der Mann geſeſſen, und hätte es dieſen ſicher das Leben gekoſtet, wenn er den Platz nicht vorher verlaſſen. Von da an war es Grundſatz bei Papa K., man ſolle keinem „Linnert“ (Lump oder Vagabund) das Pathewerden abſchlagen.

Zu Nr. 23. Von der holländiſchen Grenze.

Ein Zimmermann, er erzählte es mir ſelbſt, ſollte vor längerer Zeit in einer Kirche auf einem ſehr hohen Gerüſte arbeiten. Als er nun zur Kirche kam und das Gerüſt in einer ſo beträchtlichen Höhe ſich anſah, wurde er ſehr beſorgt. Er ging zum Chore, kniete vor dem Allerheiligſten nieder und betete mit Andacht einige Vaterunſer. Dann beſtieg er getröſteten Herzens das Gerüſt. Doch kaum hatte er die Arbeit begonnen, als das Brett, auf dem er ſtand, zerbrach, und er herunter fiel auf die harte ſteinerne Kirchenflur. Seine Kameraden wurden leichenblaß vor Schrecken, als ſie den unglücklichen Fall ſahen, und eilten dem Gefallenen zu Hülfe. Doch, wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſahen, daß dieſer mit dem bloßen Schrecken davongekommen war und kaum eine unbedeutende Verletzung erhalten hatte!

Zu Nr. 23. Aus Oeſtreich.

Es wurde mir der Brief eines Bauernmädchens mitgetheilt, welchen es an ihren Bruder, einen Soldaten, ſchrieb. Sie erzählt darin, wie der Arzt eines benachbarten Ortes ſich ihr beigeſellte, als ihr Weg ſie durch einen Wald führte.

Derſelbe machte dem Mädchen unanſtändige Anträge, es ſei keine Sünde, ſie ſolle dem Pfaffen nicht Alles glauben, und da ſie die Zumuthungen ſtandhaft abwies, wurde er zudringlich. Nun heißt es im Brief weiter: „Dieweil er ſo redete, kam ein großer Schwarm Wespen, fiel über ihn her und ſtach ihn ſo ſehr, daß er fortlief. Er riß die Kappe herunter und ſchlug hin und her. Dieweil ſtachen ſie ihn wieder auf den Kopf. Ich ſah noch, als ich hinter ihm herging, auf ſeinem Rücken nichts als lauter Wespen, indem bei mir nicht eine einzige ſich angelegt hatte. Da habe ich gedacht: „Sogar die unvernünftigen Thierlein haſſen Dich, Du ſchlechter Lump, Du!“ — Ich hätte nicht geglaubt, daß es ſolche Menſchen gäbe. Gott behüte uns vor ſolchen Menſchen! Wie ich da in Schrecken geweſen bin, das kann ich gar nicht ſchreiben. Ich bin zwei Tage krank geweſen; ich entſetze mich faſt noch darüber, daß es ſo abſcheuliche Menſchen gibt.

„Ich muß Dir noch was ſchreiben. Als ich den andern Tag in die Kirche nach R. ging, ſchaute ich bei demſelben Stamme Holz, ob ich keine Wespen ſähe. Da war aber keine zu ſehen, und auch kein Wespenneſt, nicht einmal in der Nähe. Da kann man erkennen, wie Gott die Unſchuld liebt.

„Ich beſchließe nun mein Schreiben und bitte Dich, liebſter Bruder, behalte Du auch Deine Unſchuld rein, ſo wird Gott und die ſeligſte Jungfrau mit Dir ſein...“

Zu Nr. 23. Aus Baiern.

In einer mir ſehr nahe befreundeten, gottesfürchtigen Familie zu M. waltete vor etlichen Monaten Gottes Vorſehung ganz wunderbar. Die Mutter hatte ſich auf Beſuch zu ihrem älteſten Sohne, Pfarrer in St., begeben. Die noch einzige ledige Tochter war zu Hauſe geblieben.

Nach etlichen Tagen meldet ihr ein Brief, daß die Mutter ſchwer erkrankt ſei, und das tief erſchrockene junge Mädchen faßte ſogleich den Entſchluß, ſich nächſten Tages zu der theuern Kranken zu begeben. Alles war zur Reiſe gepackt und vorbereitet. Da kommt plötzlich ein Telegramm: die Krankheit mache ſo bedauerliche, rapide Fortſchritte, die Tochter möge, wolle ſie die Mutter noch am Leben finden, ungeſäumt kommen. Natürlich wurde nun nicht erſt am nächſten Morgen, ſondern ſofort die Reiſe ausgeführt. Schon eine Stunde nach der Hiobspoſt war Fräulein S. auf dem Wege nach N. und traf noch vor Mitternacht im Pfarrhofe ein. Dort fand ſie die Patientin merkwürdiger Weiſe wieder beſſer, zwar noch ſehr ſchwach, doch keineswegs, wie ſie gefürchtet, ſterbend; die Kriſis, die ſo plötzlich und gefährlich auftrat, war ebenſo raſch und günſtig verlaufen. In M. aber ſtürzte in dieſer verhängnißvollen Nacht die Decke des Schlafzimmers mit furchtbarem Getöſe herunter und zerſchmetterte die beiden Bettſtellen, in denen ſeit vielen Jahren Mutter und Tochter zu ſchlafen gewohnt waren.

Zu Nr. 23. Aus Schleſien.

Es war an einem ſehr kalten Februartage im Anfange dieſes Jahrhunderts, als mein Vater, der Lehrer J. P., die Reiſe nach K., wohin er Berufung erhalten hatte, antreten mußte. Damals gab es noch keine Eiſenbahnen und in den Ortſchaften der früheren polniſchen Gegenden auch nur unvollkommenes Fuhrweſen. Handel und Geſchäftsverkehr lag dort meiſtens in den Händen der Juden. Vom Orte ſeines neuen Wirkens wurde daher meinem Vater auch ein jüdiſcher Fuhrwerksbeſitzer mit drei kleinen, magern Pferden, wie ſie nur in Polen vorkommen, zugeſchickt, um ihn nebſt Familie und Sachen auf ſeine neue Stelle zu bringen. Bei heftigem Schneeſturm beſtieg mein Vater nebſt Frau und

Kind einen kleinen Wagen, an welchen eines der drei kleinen Pferde gespannt wurde, das der Besitzer selbst lenkte, während dessen christlicher Knecht die Sachen des Lehrers auf einem Frachtwagen mit den beiden andern Pferden fuhr.

Ein Februartag ist nicht lang, besonders wenn ein heftiges Schneewetter noch beiträgt, ihn zu verkürzen. Die schwachen Pferde kamen daher nicht weit, bevor die Nacht hereinbrach, und man war genöthigt, in dem Flecken S. Nachtquartier zu machen. Die dortige Herberge war überfüllt; wegen Jahrmärkten in den Nachbarorten wimmelte es in der Gaststube von Menschen, in dem Hofe von Wagen. Der Lehrer erhielt für die Seinigen zwar noch ein Kämmerlein und etwas zum Abendessen; als aber meine Mutter, welcher der liebe Gott nunmehr die Freuden des Himmels schenken wolle, die damals noch jung und eine gar fromme und christliche Frau war, sich zu demselben niedersetzte, gedachte sie des christlichen Knechtes, den, wie ihr vorkam, der Jude schlecht hielt. Auch hatte sie unterwegs erfahren, daß der Knecht krank sei und bereits elf Wochen das Fieber habe, und dennoch hatte er mit seinem Herrn in dem kalten und schlimmen Wetter fahren müssen. Sie fürchtete daher, daß auch hier derselbe übel verpflegt sein möchte und eilte deßwegen sofort hinab, um die Wirthin zu fragen. Ihre Befürchtung fand volle Bestätigung; denn die Wirthin sagte ihr, daß der Knecht nicht mehr habe Unterkunft in der Gaststube und den Stallungen finden können, da habe ihm sein Herr eine Decke gegeben und ihm bedeutet, sich über Nacht auf dem Frachtwagen einzurichten, es werde schon gehen. Eine solche Gefühllosigkeit empörte meine Mutter und sie verließ nicht eher die Wirthin, bis ihr diese versprochen, daß der kranke Mensch Aufnahme in der Gaststube und ein bequemes Lager erhalten werde. Als die Wirthin nach einigen Schwierigkeiten zugesagt, wurde dieselbe wegen der vielen Bestellungen auch wieder abgeru-

fen. Da aber meine gute Mutter nichts halb that, ſo beſchloß ſie zu warten, bis der Knecht hereingerufen und in eine beſſere Lage gebracht worden. Allein ſie harrte vergebens; die Wirthin hatte wohl vergeſſen, den Befehl dazu zu geben, und Hausknecht und Magd, die ſie ſelbſt deßwegen anrief, enteilten raſch mit einem zuſagenden „Ja“ ohne den Auftrag auszuführen und fuhren fort, die reichen und bereits gut untergebrachten Gäſte zu bedienen.

Raſch entſchloſſen trat nun meine Mutter ſelbſt hinaus, aber es war ſchwer, ihren Wagen zu finden in der finſtern Nacht. Eine Laterne hatte ſie nicht bekommen können. Bei der Einfahrt war von einem Teiche im Hofe die Rede geweſen, auf deſſen Eisdecke man leicht verunglücken könne. Deſſen erinnerte ſie ſich jetzt, ſowie daß derſelbe nach den gemachten Andeutungen auf der linken Seite vor dem Hauſe liegen müſſe. Sie hielt ſich darum auf der rechten Seite. Doch ward ihr mehr und mehr bange, als ſie nur immer zwiſchen Wagenräder und Deichſeln gerieth und auf ihren Ruf Niemand antwortete; ſie mußte daher ihren beſchwerlichen Weg in dem tiefen Schnee oft wieder zurück machen.

Sie war eine eifrige Verehrerin der hl. Jungfrau Maria und betete alle Morgen und Abende mit großer Andacht das ſchöne Gebet: „Unter Deinen Schutz und Schirm.“ Auch jetzt nahm ſie ihre Zuflucht zu Maria's mächtiger Fürbitte, denn als ſie mit der Hand vor ſich hintaſtete, um die Gegenſtände ringsum durch's Gefühl zu unterſcheiden, bemerkte ſie, daß ſie an die Hundehütte gekommen, und der Hund ſchien nach dem Gebell, was ſie von ihm bei der Einfahrt gehört, gewaltig wüthend zu ſein. Sie mied die gefährliche Behauſung ſo viel ſie konnte, allein groß war der Raum nicht zu ihrer Umgehung, da die Wagen nahe herangefahren waren. Endlich fand die barmherzige Samariterin doch ihren Wagen und den Knecht halb erſtarrt darin. Mit ſchwacher Stimme nur antwortete er ihrem

Rufe und kam vor Froſt und Fieber zitternd in die Gaſtſtube. Hier belebte ihn wieder ein ſtärkender Trank und eine warme Lagerſtatt.

Am andern Morgen rühmte der Knecht die Güte der Lehrersfrau, die ihn erquickt und die ihn ſelbſt in der finſtern Nacht aufgeſucht und in die Stube geführt habe, gegen die Wirthin. Dieſe ward aufmerkſam. Als nun meine Mutter herabkam, um die Reiſe fortzuſetzen, wurde ſie von der Wirthin gefragt, wie es ihr möglich geworden ſei, ihren Wagen zu finden, ohne auf den Teich zu gerathen. Sie antwortete, daß ſie gehört, der Teich liege links vom Gaſthauſe und ſie habe ſich daher immer rechts gehalten.

„Rechts?“ rief die Wirthin erſtaunt, „da mußten Sie ja an die Hundehütte kommen!“

„Allerdings,“ verſetzte meine Mutter, „ich habe eine ſolche erfaßt und mich daran fortgetaſtet.“

Während dieſes Zwiegeſprächs waren der Wirth und die Dienſtleute herbeigekommen. Alle ſtaunten. Endlich platzte der Wirth zu meiner Mutter gewendet heraus: „Sie ſind nahe an dem Hundehauſe geweſen, und der Hund hat Sie nicht erfaßt, nicht zerriſſen, nicht verletzt? — Das iſt ein Wunder!“

„Ich habe keinen Hund wahrgenommen,“ erklärte meine Mutter, verwundert über die Beſorgniß der Wirthsleute.

„Dann muß der Hund krank oder todt ſein,“ meinte der Wirth und eilte hinaus, um ſich zu überzeugen.

Alle folgten ihm; auch mein Vater trat jetzt hinzu und ließ ſich den Vorfall erzählen.

„Ihr Hund iſt wohl ſcharf?“ frug er den Wirth.

Dieſer antwortete indeß nicht, ſondern rief ſchon von ferne den Hund beim Namen. Kein Laut erfolgte.

Als der Wirth an die Hütte gekommen war, bückte er ſich und ſah hinein. Sie war leer.

Eine Weile ſtand der Mann ſprachlos vor Erſtaunen,

darauf ſagte er bewegt zu meinem Vater: „Das iſt ein Wunder Gottes, der Ihre Frau beſchützt hat. Mein Hund iſt der größte und ſtärkſte im ganzen Orte, dabei hat er das ſchärfſte Gebiß und iſt ſo grimmig, daß wer ſich ihm in der Nacht nähert, ohne ihm bekannt zu ſein, unrettbar verloren iſt. Sechs Jahre liegt er hier an der Kette und iſt niemals davon frei gekommen und in dieſer Nacht hat er ſich losgeriſſen und iſt davon. Hier iſt die zerſprengte Kette!"

So war es in der That.

Mit Dank gegen Gott und die heilige Jungfrau Maria, auf deren mächtige Fürbitte der Allgütige den Freiheitstrieb in das wüthende Thier gelegt hatte, daß es ſich nach ſechs Jahren eben in dieſer Nacht ſeiner Feſſeln entledigte und entſprang, um nicht das theure Leben meiner Mutter auf ihrem Gange chriſtlicher Nächſtenliebe zu gefährden, gingen meine Eltern hinweg und ſetzten ihre Reiſe glücklich fort. Aber auch auf die Zurückbleibenden, die das Walten Gottes erkannten, machte das Ereigniß einen tiefen Eindruck, und meine Mutter ſprach noch in ihren ſpätern Lebensjahren mit vieler Rührung davon.

Zu Nr. 24. Aus Württemberg.

(Seite 316.)

Ich kehrte vor zwei Jahren im Winter von der Arbeit aus einem zwei Stunden von meiner Vaterſtadt entfernten Dorf zurück. Der Weg war voll Schnee, Schneewaſſer, Moraſt, Kies, Sand, wie das im Winter ja häufig vorkommt, angefüllt. Eine halbe Stunde von meiner Wohnung entfernt, begegnete mir Forſtwart W. aus W. Er ſchritt auf mich zu, grüßte mich und ſagte, ich könnte ihm auch einen Gefallen thun, dann ließ er mich einen goldenen Ring ſehen, zeigte mir in demſelben eine Vertiefung auf der

obern Fläche, in welcher ein Hirſchkrahnen (kommt aus dem Zahnkiefer der Hirſche) eingelegt geweſen ſei; dieſen habe er von meiner Vaterſtadt her verloren. Dann erſuchte er mich, weil ich doch den gleichen Weg mache, immer auf den Boden zu ſehen während dem Gehen, es könnte ja doch der Zufall wollen, daß ich den Hirſchkrahnen finde. Ich verſprach ihm, dieß zu thun, bemerkte ihm jedoch, er möge nicht zu viel Hoffnung haben, da das Ding ſo klein ſei. Meine Aufgabe war alſo, auf einer Wegſtrecke von einer halben Stunde einen Gegenſtand zu ſuchen, der nicht ſo groß war als ein Gerſtenkorn, und dieß bei einem Weg voll Moraſt und Schneewaſſer. Ich fragte noch, auf welcher Seite er gelaufen, worauf er antwortete: „Ich bin eben dem Koth ausgewichen.“ Nachdem ich noch um ſeine Adreſſe gebeten, ging ich meines Weges. Und nun kommt die Hauptſache, warum ich Ihnen ſchreibe, nämlich die Ehre des hl. Antonius. Als wir noch miteinander redeten, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, der hl. Antonius wird dir helfen und du wirſt heute ein glänzendes Zeugniß von ſeiner Hilfe in dieſem Falle erfahren, und ſo war es auch. Ich fing an, zu Ehren des hl. Antonius den Roſenkranz zu beten und ſchaute fleißig bald links, bald rechts auf den Boden. Dabei erfüllte mich eine ſolche Gewißheit und Vertrauen, daß ſich kaum mehr der leiſeſte Zweifel bemerkbar machte. Ob mir Jemand begegnete, weiß ich nicht vor lauter Beten und Suchen. Ungefähr 4—5 Mal bückte ich mich umſonſt und die Heimath hatte ich ſchon auf einen ſtarken Büchſenſchuß erreicht, aber das Ding hatte ich immer noch nicht gefunden. Ich läugne es nicht, da wollte mich die Hoffnung verlaſſen. Doch nein, der hl. Antonius wollte mein Vertrauen belohnen. Ich durchſchoß mit ſpechenden Blicken abermals eine Partie Sand und Kies, bückte mich nach einem Sandkorn und, wer beſchreibt meine Freude? ich hebe den Hirſchkrahnen auf. Ich glaubte, heimfliegen zu

müſſen, um meinen Eltern die wunderbare Begebenheit (darf ich ſchon ſagen) zu erzählen. Andern Tags war Sonntag, ich ſchrieb Herrn W., wie es gegangen, und legte den Hirſchkrahnen bei und ſteckte den Brief ein. Nach dem Gottesdienſt begab ich mich in Hirſch zu einem Schoppen. Da erzählte ich den Fall vor halb und ganz abgelöſchten Katholiken, wie Sie's zu nennen pflegen. Natürlich wurde ich ausgelacht und wurde mir bedeutet, man hätte mich für geſcheidter gehalten. Einer machte ſogar das Fenſter auf und wollte die „Luge" hinauslaſſen, da zog ich meinen Brief ſammt Hirſchkrahnen hervor und lieferte den Beweis von meiner Ausſage. Verblüffte Geſichter und Achſelzucken waren das Ende davon.

Zu Nr. 24. Aus Vorarlberg.

Vor etlichen Jahren iſt zu F. ein Miſſethäter hingerichtet worden. Dieſer Menſch war früher Soldat geweſen, hat von jeher eine beſondere Leidenſchaftlichkeit an den Tag gelegt und endlich gar eine Mordthat begangen. Als man ihn dieſerwegen gerichtlich einziehen wollte, verfiel er in eine Art Raſerei, verſperrte ſich in ſein Haus und vertheidigte ſich mit Flintenſchüſſen auf das Aeußerſte, wobei noch mehrere Menſchen ihr Leben verloren. Bei ſeiner Hinrichtung wurde, wie bei ſolchen Anläſſen üblich, eine Anſprache an das Volk gehalten, welche auch im Druck erſchienen iſt. In derſelben konſtatirte der Prediger aus dem Leben des Delinquenten unter Anderm folgende zwei Stücke: 1. Der Vater des Delinquenten hat dieſen ſeinen Sohn noch als Knaben verflucht, und vom Vaterfluch belaſtet, nahm der junge Menſch, wie man bemerkt haben will, eine entſchiedene Wendung zum Böſen und es kam ſo weit, daß er zuletzt als Mörder am Galgen geſtorben iſt; 2. hat er aber trotz ſeiner Verirrungen ſein ganzes Leben lang wenigſtens noch

einige Andacht zur Mutter Gottes bewahrt, und dieſem Umſtand hat es ſein Beichtvater zugeſchrieben, daß er ſich vor ſeinem Ende noch bekehrte und, wie zu hoffen, eines bußfertigen Todes geſtorben iſt.

Zu Nr. 24. Aus der Schweiz.

Es war im Jahr 1832, daß ich als 15jährige, einzige Tochter von wenig bemittelten, braven, ganz einfachen Bauersleuten nach Pr. in's dortige Urſulinerinnenkloſter gebracht wurde, um Franzöſiſch zu lernen. Da mußten wir oft aus (wie es mir ſchien) ganz alten Büchern leſen, wo mir einmal die Stelle vorkam, daß, wer die unbefleckte Empfängniß Mariä beſonders verehre, ſehr große Gnade durch ſie erlangen werde. Das gefiel mir und ich hatte alsbald in der Muttergottes-Litanei, die ich regelmäßig zu beten pflegte, ganz gegen das Ende derſelben aus mir ſelbſt den Zuſatz gemacht: „Du Königin der unbefleckten Empfängniß! bitt' für mich.“ Darin beſtand alſo nach meiner Erkenntniß meine allerdings ganz beſondere Verehrung dieſes Geheimniſſes. Ich machte es eben ſo gut, als ich es verſtand und konnte. Ich hatte dabei die Meinung, die liebe Mutter Gottes dadurch noch mehr zu verehren und durch ihre mächtige Fürbitte mir ſelbſt für Leib und Seele die nöthigen Gnaden zu erhalten, ganz beſonders jene Gnaden, die mir damals — ich war noch nicht 18 Jahre alt — am allernothwendigſten waren, ohne daß ich mir derſelben im Einzelnen damals ganz deutlich bewußt war, wie ich es erſt ſpäter immer mehr erkannte. Und ich bin wahrlich nicht getäuſcht worden, ich konnte es aus Mancherlei ganz deutlich merken, daß dieſe meine ſo einfache, aber gut gemeinte Verehrung wirklich Gnade gefunden hatte bei Gott und der makelloſen, jungfräulichen Mutter Gottes. Um ſo eifriger fuhr ich damit fort. Ich will und kann aber hier nicht Alles aufzählen. Nur Eines.

Als eine besondere Gnade und Frucht dieser meiner kindlichen Andacht erkenne ich hauptsächlich diese, daß ich damals keine gemischte Ehe eingegangen habe; denn jung, wie ich war, ganz umringt von Protestanten und Gelegenheiten aller Art, fehlte es auch an gegenseitiger Neigung keineswegs. Sogar meine Eltern, die es nicht besser verstanden, hätten es gerne gesehen, da sie vortheilhafte Verbindungen darin sahen. Kein menschlicher Rath auf dieser Welt war dagegen; allein eine unsichtbare Macht ließ mich nicht in diesen Abgrund stürzen, an dessen äußerstem Rande ich bereits taumelte, und dessen Entsetzliches ich seither an Andern genugsam mit angesehen habe. Ich glaube fest, daß ich sowohl diese, als viele andere große Gnaden nur der besondern Andacht zur unbefleckten Empfängniß Mariä zu verdanken habe. Wenn diese meine Mittheilung durch Ihre Feder nur eine einzige jugendliche Seele zu ähnlicher Probe bestimmen könnte, welch' ein Glück und welch' eine neue Gnadenfrucht! Ich wäre des Erfolges für dieselbe so gewiß wie damals und seither für mich. Ich glaube fest, daß ein großer Theil des gegenwärtigen Unglaubens von den gemischten Ehen herkommt. Auch kommt es mir vor, als ob die Hölle sich seiner Zeit an das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä nicht wagen mochte, seiner Reinheit und Heiligkeit wegen, daß sie deßwegen mit aller Wuth und Rache und mit ihrem ganzen Anhang gegen die päpstliche Unfehlbarkeit losstürmt. Doch die unbefleckte Jungfrau wird auch jetzt der Schlange den Kopf zertreten.

Zu Nr. 24. Aus Preußen.

Im Jahre 1864 begann ich den Bau der katholischen Pfarrkirche in B. Es fehlten die Geldmittel. Da nahm ich meine Zuflucht zur Fürbitte des hl. Joseph und bat einige reiche protestantische Familien um einen Beitrag. Die

erſte gab ſogleich 100 Thlr. Auf dem Heimwege wollte ich das Geſammelte dem Bauunternehmer bringen, ging aber gegen meine Abſicht, weil in Sorgen vertieft, in das Haus ſeines Nachbarn. Auf dem ſonſt leeren Tiſche des Wohnzimmers lag in der Mitte eine Geldrolle. Ich erzählte dem Hausherrn, daß ich nach Anrufung des hl. Joſeph bei einigen proteſtantiſchen Familien für den Kirchenbau kollektirt habe. Eine Thräne trat in ſeine Augen. „Nehmen Sie doch," ſagte er, „dieſe Geldrolle mit, denn ich heiße Joſeph."

Zu Nr. 27. Aus Rheinpreußen.

(Seite 394.)

Als ich den ſchwerkranken R. in B. ermahnte, die heiligen Sterbeſakramente zu empfangen, wurde er in auffallender Weiſe zornig. Ich bat, ohne daß er und die Umſtehenden es merken konnten, um ſeine Bekehrung und ſprach den Privatexorzismus gegen den böſen Geiſt, der ihn vom Empfang der hl. Sterbeſakramente abhielt, aber nur im Stillen, ohne auch nur eine Silbe leiſe auszuſprechen. Da richtete ſich der Todkranke auf und rief mir zu: „Sie wollen den böſen Geiſt von mir vertreiben." — Wer hat ihm die Gedanken meines Herzens verrathen? Er wurde nun ruhiger und empfing die hl. Sterbeſakramente.

Vorläufiger Abschluß.

Die alte Schlange mit ihren Jungen hat gezischt und hat sich gekrümmt schon zur Zeit, als ich die Aufforderung hinaussandte, mir derartige Ereignisse zu berichten, wie sie in dieser Schrift enthalten sind. Der Verleger ließ sich nicht einschüchtern und machte eine Auflage von 10,000 Exemplaren. Bevor dieses vierte Heft begonnen war, mußte schon eine neue Auflage der beiden ersten angefangen werden, weil alle Exemplare abgegangen waren und mehr verlangt wurden. Ich theile dieses mit als Antwort auf die spöttischen und ärgerlichen Artikel der Kulturblätter über die „Schreibende Hand".

Was ich dieser Sammlung von Ereignissen, worin der Christ Gottes Nähe und Wirksamkeit gläubig sieht, vorzugsweise wünsche, ist, daß auch Ungläubige oder sogenannte Aufgeklärte sie lesen. Wenn sie auch bei einer großen Anzahl von Fällen zweifeln mögen, ob eine höhere Hand hier eingegriffen habe: so kann doch Keiner, der das Ganze durchliest, behaupten, alle aufgeführten Vorkommnisse seien nichts als Zufall und Täuschung — er müßte nur bezüglich dieser unbehaglichen Ereignisse mit Gewalt die Augendeckel des Verstandes zupressen und sagen: „Was ich nicht begreife und natürlich zu erklären vermag, kann unmöglich existiren oder geschehen sein."

Zum Abschied danke ich nun noch Allen, die sich die Mühe genommen haben, mir solche Fälle mitzutheilen. Den Ein-

zelnen konnte ich diesen Dank nicht aussprechen, so sehr es ihnen gebührt hätte. Gott möge es Allen vergelten. Ich bitte auch um fernere Mittheilungen dieser Art, wie sie vorliegendes Buch bisher aufgeführt hat. Auch Anderes, was zur christlichen Belehrung und Erbauung dient, ist mir willkommen. Daher gehören z. B. Geschichten wie ein Sünder zur wahren Bekehrung gelangt ist, Thaten und Lebensweise von mehr als gewöhnlichen Christen, Wege wie gute Katholiken in Unglaube, Laster und bösen Tod gerathen sind, Sterbscenen überhaupt. Nur mögen solche Mittheilungen wo möglich von Augenzeugen oder wenigstens mittelbar aus ganz zuverlässiger Quelle kommen. (Ich kann deßhalb auch keine Ereignisse verwenden, welche aus Zeitungen oder sonstigen Druckschriften genommen sind.) — Wenn mir nämlich reichhaltige und brauchbare Zusendungen genannter Art gemacht werden, so gedenke ich sie in weiteren Heften zu veröffentlichen. Auf diese Weise wird Neues aus dem Leben geschöpft und mitgetheilt, gleichsam frisches Brod, statt nur immer die Lesenahrung aus andern Büchern herauszuklauben.

Der Beweggrund, weßhalb Geistliche und Weltliche die kleine Arbeit schriftlicher Mittheilungen übernehmen mögen, soll sein die Förderung der Ehre Gottes, des Glaubens und der Gottesfurcht. Ich selber bin dabei nur der Registrator, der die Sache ordnet und in die Welt hinausfördert.

Dezember, Tag des hl. Damasus, 1874.

Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam!

Alban Stolz.

C 1352.134 vol.10
Schreibende Hand auf Wand und Sand.
Widener Library 003718115
3 2044 081 773 061